



**Dorothy Gilman**

*Mrs. Pollifax Band 08*

## **Das Goldene Dreieck**

**scanned by Heide  
corrected by ab**

Emily Pollifax, die von Zeit zu Zeit für die CIA arbeitet, atmet auf. Endlich kann sie mit ihrem Mann Cyril Reed zu ihrem wohlverdienten Urlaub nach Thailand aufbrechen.

Doch da bittet der Assistent des CIA-Ressortleiters Carstairs sie um einen "kleinen Gefallen": Sie soll sich in Thailand von einem Informanten ein Päckchen aushändigen lassen und ihm dafür ein Buddhamedaillon überreichen.

Ein harmloser Auftrag - doch damit beginnt für Mrs. Pollifax eine Reihe atemberaubender Abenteuer, die mit Urlaub nichts mehr zu tun haben....

ISBN 3-426-01794-6

Originalausgabe »Mrs. Pollifax and the Golden Triangle«

Aus dem Amerikanischen von Lore Strauß

1989 Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf., München

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

Autor

Dorothy Gilman lebt im Staate New York. Sie hat sieben erfolgreiche Romane geschrieben, die sich um die unvergleichliche Emily Pollifax drehen.

## **Prolog**

Die Stadt Chiang Säen in Nordthailand liegt am Mekong, nahe der Spitze des Goldenen Dreiecks, wo Laos, Birma und Thailand aneinandergrenzen. Palmen spenden der Hauptstraße Schatten, ebenso eine lange Reihe von Strohdächern, unter denen sich gutgehende Geschäfte angesiedelt haben und wo der öffentliche Handel blüht. Es gibt Fremdenheime und Gästehäuser, in denen privatere Geschäfte abgewickelt werden, und ein Restaurant, wo man während des Essens über den trägen, breiten Mekong auf die niedrigen Bäume und den gelben Sand auf der gegenüberliegenden, laotischen Seite blicken und die hin und wieder stromauf oder stromab tuckernden langschwänzigen Boote beobachten kann. Touristen, die sich für die Geschichte der Gegend interessieren, steht auch der Besuch von zwei Tempeln frei: des Wat Pa Saks und des Wat Prathat Ghom Kittos; letzterer wurde im zehnten Jahrhundert erbaut, als Chiang Säen die Hauptstadt eines reichen Fürstentums war.

In einem strohgedeckten Gästehaus durchwühlte ein Mann eines Nachmittags im Oktober die Akten eines amerikanischen *Farangs*, der auf einer niedrigen Couch lag. Daß der Bewohner den Eindringling wahrnahm, war unwahrscheinlich: Seine offenen Augen waren blicklos, die Pupillen erweitert, und sein Gesichtsausdruck verriet, daß er in einer inneren Welt der Unwirklichkeit, der Täuschung, gefangen war. Als der Eindringling die gesuchten Papiere in den Akten fand und las, seufzte er und warf einen Blick auf den Mann auf der Couch. Sorgfältig legte er die Papiere zurück. Nur eines interessierte ihn wirklich. Es enthielt eine Adresse, die er sich mit Bleistift auf einen zerknitterten Zettel notierte. Die Buchstaben malte er mit großer Sorgfalt.

Er huschte durch das Zimmer und nahm, ehe er das Haus

verließ, einen Kugelschreiber, einen Briefumschlag, ein paar Briefmarken und ein Blatt Schreibpapier an sich. Dann schloß er leise die Tür. Am Fluß setzte er sich unter einen Baum und übertrug die Adresse auf den länglichen weißen Umschlag. Sie lautete:

Mr. James T. Carstairs

P. O. Box 4023

Baltimore, Maryland, USA

Nachdenklich kaute er an dem Kugelschreiber, dann schrieb er seine Nachricht auf den Briefbogen. Als er damit fertig war - es handelte sich um eine lange Nachricht -, holte er ein Stempelkissen hervor, rieb seinen Daumen darüber und drückte seinen Fingerabdruck auf die Botschaft, die er in Blockbuchstaben mit RUAMSAK unterzeichnete.

Nachdem der Umschlag frankiert und zugeklebt war, hielt er ihn einen Augenblick in der Hand, als schätze er sein Gewicht ab, doch tatsächlich dachte er an den mühsamen Weg, den er einschlagen mußte: Einen Brief in die Vereinigten Staaten in Chiang Säen aufzugeben war gefährlich, es würde Neugier erregen. Das bedeutete, daß er nach Mae Sai oder gar bis nach Chiang Rai fahren mußte, um ihn abzuschicken. Er seufzte bei dem Gedanken, wie beschwerlich und zeitraubend all das für einen vielbeschäftigten Mann wie ihn sein würde, doch dann zuckte er die Schultern: Er hatte herausgefunden, daß gutes Geld für bestimmte Informationen bezahlt wurde, und er hatte sich gefragt, warum weiterhin andere das Geld für das bekommen sollten, was er wußte. Er hatte vor, darauf zu bestehen, daß man ihn in Gold bezahlte, und um die *phi*-Geister zu besänftigen, würde er den Mönchen ein bißchen Geld geben und ein Blumengewinde für seinen Hausaltar, *phraphuum*, besorgen. So war es beschlossen, so sollte es nun auch geschehen. Er steckte den Brief in seinen Gürtel, stand auf und machte sich auf den Weg nach Mae Sai, um dort das Schreiben ins ferne Baltimore

zu senden. Das Datum des Poststempels würde der 17. Oktober sein, und er dachte, daß die Amerikaner sehr erfreut wären über seine Informationen und er gewiß eine Antwort bekäme.

Wie flüssige Butter ergoß sich der Sonnenschein über den Eichenboden; auf dem Dach schmolz Eis und tropfte mit rhythmischem, melodischem Klang auf die Terrasse. Es war Januar, und Mrs. Pollifax blickte mit einer Liste in der Hand zweifelnd auf die zwei Koffer vor der Eingangstür. »Bist du ganz sicher, daß wir nichts vergessen haben?«

»Emily, du bist diese Liste heute bereits viermal durchgegangen«, sagte Cyrus Reed trocken. »Bei meinem streng logischen Verstand und deiner kreativen Phantasie, wie hätten wir da irgend etwas übersehen können?«

»In diesem Fall ist es die Phantasie, die mir zu schaffen macht«, gestand sie. »Ich weiß, daß ich deinen kostbaren Notproviand eingepackt habe - die sechs Dosen Ölsardinen -, aber jetzt bin ich mir gar nicht mehr sicher, ob ich auch meine Malariatabletten eingesteckt habe, und wenn ja, wo?«

Als Erwiderung faßte Cyrus sie an den Schultern und steuerte sie in die Küche. »Frühstück, Emily!« sagte er entschlossen. »Die Rühreier warten! Also wirklich, Emily, nach all den Reisen, die du schon gemacht hast...«

Sie schenkte ihm ein sonniges Lächeln, dazu mußte sie den Kopf ziemlich zurücklegen, denn Cyrus war fast einsneunzig. »Sicher, gereist bin ich viel, aber noch nie wirklich auf Urlaub. Touristin habe ich nur gespielt - für Carstairs und das Department, wie du weißt.«

»Und ob ich weiß!« antwortete er amüsiert. »Wobei du dir in Sambia fast den Schädel hast einschlagen lassen...«

»Ich hätte dich nie kennengelernt, wenn...«

»... ganz zu schweigen davon, daß du in China den KGB ausgeschnüffelt hast.«

Es entging ihr nicht, daß er wohlweislich ihr letztes Abenteuer

übergang, bei dem ihr Glück sie im Stich gelassen, und bei dem sie Übles mitgemacht hatte. »Es ist eben ungewohnt«, murmelte sie und setzte sich an den Tisch. »Ein richtiger Urlaub! Ohne Sorgen, ohne Verpflichtungen.. Köstlich, die Eier«, lobte sie mit der Gabel in der Hand. »Was hast du heute dazugegeben?«

»Knoblauch, Petersilie und eine Prise Salz.« Er schenkte Kaffee ein.

»Ich werde versuchen, mich zu erinnern, wenn ich dran bin... Glaubst du, ich habe die Malariatabletten zu den Vitaminen gepackt, Cyrus? In vier Stunden geht's ab!« erinnerte sie ihn.

Er lächelte und hob sein Glas Orangensaft. »Auf Thailand, meine Liebe - und auf die Malariatabletten, die ganz bestimmt bei den Vitaminen sind!«

»Gut.« Sie nickte glücklich. Sie war sich noch sehr wohl bewußt, daß sie vor ein paar Monaten in Hongkong all das hier fast verloren hätte - und ihr Leben obendrein! So war sie dankbar, daß sie Cyrus jeden Morgen beim Frühstück gegenüber sitzen und auf seine dicke weiße Mähne blicken konnte, auf seine breiten Schultern, sein verträumtes Lächeln und die Augen, die so seltsam geschnitten waren, daß er an einen chinesischen Mandarin erinnerte. »Auf Tempelglocken und Tänzerinnen und auf Elefanten«, toastete nun sie und streckte ihr Glas aus, um mit ihm anzustoßen. Da läutete die Türglocke durchdringend. Seufzend stellte sie das Glas ab. »Wer in aller Welt kann an einem Sonntagvormittag um zehn Uhr etwas von uns wollen?«

»Es gibt nur eine Möglichkeit, das herauszufinden«, entgegnete Cyrus lächelnd.

»Ich öffne - du hast das Frühstück gerichtet.« Sie schob ihren Stuhl zurück und eilte leicht verärgert ins Wohnzimmer, denn offenbar hatte der Besucher nicht vor, den Finger von der Glocke zu nehmen, bis ihm aufgemacht wurde. Nachdem sie sich an den Koffern vorbeigezwängt hatte, öffnete sie die Tür -

und holte laut Luft.

Ein gutaussehender dunkelblonder Herr in Lammfelljacke, mit Diplomatenkoffer in der Rechten, strahlte sie an. »Bin ich froh, daß Sie noch da sind!« Endlich nahm er den Finger von der Türglocke.

»Bishop?« stammelte sie. »*Bishop?*«

Cyrus war ihr zu Tür gefolgt. »Bishop?« sagte er erstaunt. »Wir haben uns im vergangenen Juni kennengelernt, nicht wahr? Sie sind doch Bishop?«

»Offenbar gibt es heute vormittag Schwierigkeiten mit meiner Identität«, meinte Bishop lachend. »Aus Ihrem Erstaunen könnte man ja fast schließen, ich sei ein Geist. Ich darf Ihnen versichern, daß durchaus noch Blut in mir fließt, das allerdings vor Kälte zu stocken droht, wenn ich noch länger hier stehenbleiben muß. Gestatten Sie, daß ich eintrete?«

»Kaffee.« Mrs. Pollifax nickte. »Schnell, kommen Sie rein, Bishop, aber Sie müssen doch zugeben...« Sie führte ihn ins Wohnzimmer, ohne ihren Satz zu beenden, und nahm ihm seinen Mantel ab, während sie sich fragte, was sein unerwarteter Besuch zu bedeuten habe, denn Bishop war der Assistent Carstairs' vom CIA, und obwohl sie und Bishop sich blendend verstanden, sahen sie einander doch immer nur, wenn es um einen neuen Auftrag ging. Er kam jetzt im denkbar ungünstigsten Augenblick, denn in knapp vier Stunden mußten sie zum Flughafen, um ihren Flug nach Bangkok anzutreten. Einen neuen Auftrag würden sie ablehnen müssen. Cyrus und sie hatten so viele Wochen lang Pläne für diesen Urlaub gemacht, die sie wirklich nicht mehr ändern wollten.

»Eier sind leider keine übrig«, sagte Cyrus. »Wie wär's mit einem halben Plunderhörnchen und Kaffee?«

»Ah, hab' ich ein Glück!« Bishop folgte ihm in die Küche und rieb sich die Hände warm. »Schön ist es hier!« Er schaute sich anerkennend um. »So sonnig!«



»Setzen Sie sich und wärmen Sie sich auf!« Mrs. Pollifax kam mit der Kaffeekanne herein. Cyrus überreichte ihm feierlich die übriggebliebene Hälfte eines riesigen Hörnchens und setzte sich Bishop gegenüber. »Wir sollten Sie vielleicht darauf aufmerksam machen, daß wir in vier Stunden in den Urlaub fliegen«, sagte er unverblümt.

Bishop lächelte mit Krümeln um den Mund und an den Händen und nickte. »Eben darum die Eile«, versicherte er Cyrus mit vollem Mund. Dann nahm er einen tiefen Schluck Kaffee und lehnte sich zufrieden zurück. »Es geht doch nichts über eine Tasse Kaffee! Ich bin wirklich zu alt für diese Hetzerei, aber Gott sei Dank habe ich Sie noch rechtzeitig erreicht. Ich mußte mich so beeilen, daß ich keine Zeit hatte, Sie anzurufen.«

»Schwer zu glauben«, meinte Cyrus amüsiert.

»Im Gegenteil. Ich bin um drei Uhr *früh* von Virginia aufgebrochen«, betonte er. »Da fühlt man sich schon fast wie ein Märtyrer.«

Er sieht gar nicht wie einer aus, dachte Mrs. Pollifax, auch nicht wie einer, der zu alt ist, Hektik zu verkraften. Er trug ein Hemd mit offenem Kragen und darüber einen flauschigen blauen Pullover, und trotz des hektischen Lebens als Carstairs' rechte Hand und der vielen Jahre, die sie ihn bereits kannte, wirkte er erstaunlich jungenhaft.

»Was hat dieses heftige Bedürfnis ausgelöst, mit uns Kaffee zu trinken?« erkundigte sie sich.

»Thailand.«

Mrs. Pollifax blickte ihn verdutzt an. »Habe ich das erwähnt?«

»Natürlich - auf Ihrer Weihnachtskarte. Sie schrieben: ›P.S. Cyrus und ich fliegen am 12. Januar nach Thailand auf Urlaub und nichts weiter, ist das nicht erstaunlich?‹ «

Cyrus sagte trocken: »Mit dem ›nichts weiter‹ ist es wohl

vorbei?« Trotz seiner kryptischen Redeweise und seines schläfrigen Blicks trog der Eindruck von Phlegma; Mrs. Pollifax wußte, daß er Bishop genau und geschickt taxierte.

Bishop lächelte entwaffnend. »Nun, Sie haben schon alles für Ihren Urlaub gepackt und sind startklar - ein einfach zu günstiger Zufall, als daß wir ihn uns entgehen lassen möchten, wenn wir dringendst - möglichst schon gestern - ein harmloses Touristenpaar in Thailand brauchen. Wirklich ein verdammt Glück für uns.« Höflich erkundigte er sich: »Was ist Ihre erste Station?«

»Wir wollen uns in Ruhe ein bißchen umsehen«, antwortete Mrs. Pollifax. »Ein paar Tage in Bangkok, dann fliegen wir nach Sukhothai - dem alten Königreich, wissen Sie? Wir wollen alle Tempel besuchen. Dann geht es weiter nach Chiang Mai... Ich habe gehört, daß es noch weiter nördlich für Touristen nicht sicher ist.«

Bishop setzte seine Kaffeetasse ab und schüttelte den Kopf. »Da haben Sie falsch gehört, oder Sie haben einen alten Reiseführer. Es besteht keinerlei Gefahr im Norden, solange man nicht vom Weg abweicht. Dank einer Straße, die bis zur laotischen und birmanischen Grenze führt, wurde die Gegend vor ein paar Jahren zugänglich gemacht. Sie ist nicht mehr isoliert: Schulen werden eingerichtet, Grenzpatrouillen sind unterwegs... Aber das tut alles nichts zur Sache, denn wir möchten Sie lediglich bitten, ob Sie vielleicht eine ganz kleine Änderung an Ihren Plänen vornehmen könnten...«

»Immer noch Opium?« warf Cyrus ein.

»Opium?« echote Bishop erstaunt. »Oh, das Goldene Dreieck, meinen Sie das? Es stimmt natürlich, daß sich Opium nicht so leicht ausrotten läßt, immerhin bauen die Bergstämme im Norden es seit vielen Generationen an, aber die Dinge ändern sich, wissen Sie? Was das angeht, ist der König sehr aktiv, er fördert die Forschung sowie den Anbau von Kaffee, Tabak und

anderen Ersatzgütern - jeder Bergstamm darf nur noch eine beschränkte Anzahl von Hektar mit Mohn für den Eigengebrauch bepflanzen. Außerdem unterstützen die USA, - wie Sie wahrscheinlich gelesen haben - die Razzien auf die Mohnfelder, wenn der Anbau überhandnimmt.« Er zuckte die Schultern. »Natürlich kommt noch eine Menge des Zeugs aus Birma ins Land, also kann man nicht sagen, daß es kein Problem mehr ist, aber damit brauchen Sie sich nicht zu befassen. Wenn Sie Ihre Reiseroute ändern...«

Mrs. Pollifax, die sich informiert hatte, nickte weise. »Die Schan!«

»Wie bitte?«

»Die Schan in Birma, gleich auf der anderen Seite des Gebirges, die sich immer noch gegen den Anschluß an Birma auflehnen.«

»Sie sind im Bilde«, lobte Bishop. »Ja, soweit es den Drogenschmuggel betrifft, sind sie zum großen Teil verantwortlich - sie wollen immer noch einen autonomen Staat, wollen unabhängig von Birma sein, und die einzige Möglichkeit, sich Waffen für ihren Krieg zu beschaffen, ist, ihr Opium für Gewehre zu verkaufen.«

»In Thailand«, ergänzte Cyrus.

»Ja, aber das hat nichts zu tun mit...Hören Sie, wir möchten, daß Sie so schnell wie möglich Chiang Mai besuchen, und Chiang Mai ist etwa hundertfünfzig Kilometer vom Goldenen Dreieck entfernt«, versicherte ihnen Bishop. »Könnten Sie - *würden Sie* Ihren Reiseplan ändern und als erstes nach Chiang Mai fliegen? Es handelt sich wirklich nur um einen ganz kleinen Auftrag«, fügte er hinzu.

Cyrus schmunzelte. »So klein, daß Sie an einem Sonntagmorgen von Virginia hierhergekommen sind?«

»Klein für Sie, wichtig für uns«, entgegnete Bishop strahlend. »Sie brauchen lediglich am Donnerstagvormittag ein Päckchen

mit Informationen von einem Mann namens Ruamsak abzuholen.«

»Wie in aller Welt schreibt sich das?« fragte Mrs. Pollifax.

Bishop buchstabierte den Namen für sie. »Ein äußerst geheimnisvoller Bursche! Wir wissen überhaupt nichts über ihn, außer, daß er uns zweimal erstaunlich wertvolle und exakte Informationen lieferte.«

Cyrus blickte Bishop an und sagte nachdrücklich: »Bin mir nicht so sicher, daß Emily sich so kurz nach dem schlimmen Erlebnis in Hongkong auf etwas Neues einlassen sollte. Sie hat sich immer noch nicht völlig davon erholt, wissen Sie? Wir machen diesen Urlaub eigentlich nur, damit sie...«

Bishop blickte Mrs. Pollifax besorgt an. »Immer noch Alpträume?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht mehr.« Sie lächelte. »Cyrus hat mir eine wundervolle Therapie verschrieben: Ich nehme Unterricht im Zaubern bei einem ehemaligen Bühnenzauberer.«

Bishop pfiß durch die Zähne. »Großer Gott! Karate, Joga und jetzt Zauberei! Haben Sie schon jemanden in zwei Hälften zersägt?«

Sie lachte. »Nein, aber Münzen kann ich schon recht gut verschwinden lassen.«

Er nickte. »Gut. Sie haben also keine Alpträume mehr und können Münzen verschwinden lassen, aber wie geht es Ihrem Rücken?«

»Er heilt.«

Bishops Blick wanderte von Cyrus zu ihr, er schüttelte den Kopf. »Es war wohl sehr unüberlegt von mir, aber jetzt wird mir klar, daß ich Ihnen den Chiang-Mai-Auftrag nicht aufhalsen darf, und wenn er noch so unkompliziert ist. Das Department kann recht skrupellos sein, aber verdammt noch mal, ich bringe es nicht fertig! Wenn Sie sich immer noch nicht völlig von der

Hongkonger Sache erholt haben, höre ich auf, Ihnen damit lästig zu fallen, und verabschiede mich.«

Mrs. Pollifax überlegte. »Aber sagt man nicht...« Sie zögerte. »Sagt man nicht, wenn jemand vom Pferd gefallen ist, daß es das beste sei, wenn er sofort wieder aufsitzt? Wenn es im Grunde nicht mehr als ein Botengang ist...«

Cyrus schüttelte den Kopf. »Es war kein Pferd, von dem du gestürzt bist, Emily.«

»Nein«, gab sie zu. »Aber - ist das wirklich alles? Nur ein Päckchen, das abgeholt werden muß«

Bishop nickte. »Ja, weiter nichts.«

In das einsetzende Schweigen hinein sagte Cyrus: »Ist Ihr Department in Thailand denn nicht bereits ausreichend vertreten? Ich meine, es hat den USA während des Vietnamkriegs Luftstützpunkte zur Verfügung gestellt, es ist ein befreundetes, verbündetes Land, eine Bastion der Freiheit und so weiter.«

»Nun ja - das Ganze ist etwas kitzlig«, antwortete Bishop bedächtig. »In Wirklichkeit sind wir dort gar nicht mehr so beliebt. Auf den nachdrücklichen Wunsch der Thai verließen wir 1976 das Land - wir gaben unsere Radarstationen auf, zogen unsere Flugzeuge und Soldaten zurück etc., und sofort schlossen sie Freundschaftsverträge mit China, Laos, Kambodscha - oder vielmehr Kamputschea, wie es jetzt heißt. Man könnte sagen, um zu überleben, denn schauen Sie doch nur die Karte an: Im Westen liegt Birma, quasi Thailands traditioneller Feind seit Jahrhunderten - in früherer Zeit fiel Birma plündernd ein und besetzte das Land. Im Norden ist China, das 1976 die Thai-Rebellen im Norden mit Waffen versorgte und gleichzeitig in Bangkok einen Freundschaftspakt mit der Regierung schloß. Im Nordosten liegt Laos, das nun unter Hanoi ist. Und im Südosten ist Kambodscha - Verzeihung, Kamputschea - wo nun, wie Sie wissen, die Vietnamesen sind, was zu sehr unangenehmen

Situationen entlang dieser Grenze geführt hat und, wie Sie wissen, zu einer wahren Flüchtlingsflut.

Also ist Thailand quasi umzingelt. Vermutlich hat die Regierung befürchtet, daß sie sich nicht auf unseren Schutz verlassen kann, trotz unserer zahlreichen Verträge mit ihr, und sie entschied sich für die ASEAN und ihre eigenen Mittel.« Er seufzte. »Ich sollte vielleicht hinzufügen, daß Thailand sich um ein demokratisches System bemüht, das es noch nicht schaffen kann - das Militär hat die Macht über die Regierung -, deshalb kam es auch laufend zu Staatsstreichen. Die Regierungen kommen und gehen... nur der König und der Buddhismus halten das Ganze zusammen... *noch*, jedenfalls. Unter diesen Umständen«, fügte er mit schwachem Lächeln hinzu, »bemühen wir uns um private Informationsquellen, um uns auf dem laufenden zu halten, was hinter den Kulissen vorgeht. Völlig inoffiziell natürlich.«

»Natürlich«, bestätigte Mrs. Pollifax trocken. »Aber - weshalb wir, Bishop?«

»Nun, um ganz ehrlich zu sein...«

»Darum möchten wir bitten«, forderte sie ihn freundlich auf.

»Wir möchten, daß niemand, weder Thai noch Amerikaner, von dieser - äh, Quelle erfahren. Ruamsak ist neu und erweist sich offenbar als sehr wertvoller Informant. Deshalb wollen wir nicht riskieren, daß jemand von ihm erfährt, sowohl zu seiner wie zu unserer Sicherheit.«

»Ah, ein Informant.« Mrs. Pollifax nickte. »Cyrus, was meinst du?«

»Das mußt du entscheiden, meine Liebe«, antwortete er fest. »Hört sich einfach an. Wie üblich«, fügte er ironisch hinzu.

»Und Cyrus wäre bei Ihnen.« Neue Hoffnung schwang in Bishops Stimme.

Nach einem Blick auf den Gesichtsausdruck seiner Frau

erkundigte sich Cyrus: »Was ist es genau, was wir da abholen würden?«

»Information, gut getarnt - wie, wissen wir nicht. Uns wurde nur mitgeteilt, daß es sich um ein belastendes Dokument handelt und es zu gefährlich wäre, es mit der Post zu schicken. Deshalb soll es als Souvenir kaschiert übergeben werden. Ruamsak kann sich lediglich ein paar Stunden in Chiang Mai aufhalten - es *muß* folglich Donnerstagvormittag sein.«

Mrs. Pollifax ließ sich das durch den Kopf gehen. Sie spürte nichts von der üblichen Nervosität Bishops - die vermutlich nur ihr auffiel -, wenn er ihr einen Auftrag übermittelte, der möglicherweise mit Gefahr verbunden war. So glaubte sie ihm, daß es sich tatsächlich bloß um eine ungefährliche Kleinigkeit handelte. Und daß er so unangemeldet hereingeschneit war, deutete wahrhaftig auf die Dringlichkeit dieses Auftrags hin. Sie blickte Cyrus an. »Ich glaube, das ließe sich leicht einschieben. Würde es dir etwas ausmachen, das Vergnügen mit etwas Geschäftlichem zu verknüpfen?«

Cyrus studierte ihre Miene; offenbar beruhigt, antwortete er: »Natürlich nicht, solange du ein gutes Gefühl dabei hast. Also kein Problem, wenn wir uns an den Vergleich mit dem Sturz vom Pferd halten.«

Bishop stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. »Großartig!« Er öffnete sein Köfferchen. »Ich habe einen Stadtplan von Chiang Mai für Sie...«

Cyrus runzelte die Stirn. »Chiang Mai - das erinnert mich an etwas.« Sein Stirnrunzeln vertiefte sich. »Ist John Lloyd Matthews nicht bei einem Besuch in Chiang Mai verschwunden?«

Bishop blickte ihn überrascht an. »Das war vor zehn Jahren - oder zumindest fast zehn Jahren! Welch ein Gedächtnis!«

»Ich kannte ihn gut«, erklärte Cyrus. »Aus unserer High-School-Zeit in Connecticut. Haben miteinander Baseball

gespielt. Waren auch im selben Boxteam. Er hatte eine gute Linke!«

»Um wen in aller Welt geht es hier?« fragte Mrs. Pollifax.

»Um John Lloyd Matthews«, antwortete Bishop. »U.S.-Diplomat in Bangkok. Er verschwand vor einigen Jahren - auf ähnliche Weise wie der alte Richter Crater.«

Da die Umstände seinerzeit so dramatisch gewesen waren, erinnerte sich nun auch Mrs. Pollifax wieder. »Stimmt«, sagte sie eifrig. »Hat er nicht eine brennende Zigarre auf der Terrasse liegenlassen - und ein aufgeschlagenes Buch? Man hatte ihm gerade Kaffee gebracht, und als sein Gastgeber wenige Minuten später zurückkam, war er verschwunden. Richtig?«

»Stimmt alles«, bestätigte Bishop und breitete eine Straßenkarte von Chiang Mai auf dem Tisch aus.

»Man fand nie eine Spur von ihm?« erkundigte sich Cyrus.

Bishop schüttelte den Kopf. »Nicht die geringste. Ich glaube, man nahm schließlich an, daß er wegen Lösegeld von Rebellen oder Drogenhändlern entführt wurde - damals war es im Norden noch ziemlich unruhig -, er sich aber so gewehrt hat, daß er dabei umkam und man ihn im Regenwald verscharrt hat.«

»Ich fragte mich damals, ob er für Sie gearbeitet hat«, sagte Cyrus.

Bishop antwortete amüsiert: »Da waren Sie nicht der einzige. So was gibt immer eine gute Geschichte ab. Aber nein, ich versichere Ihnen, er hat nicht für uns gearbeitet. Er sorgte jedoch dafür, daß Thailand ein gutes Geschäft machte, als wir dort Luftstützpunkte errichteten - er liebte Thailand. In Ihrem Reiseführer sind bestimmt ein oder zwei Statuen erwähnt, die man ihm zu Ehren errichtet hat. Ah, hier ist es...« Er glättete den Stadtplan und sie beugten sich darüber. »Ich habe zwar alle Einzelheiten aufgeschrieben, aber hier sehen Sie genau, wo der Treffpunkt ist - hinter einem der Läden in der Nähe des Osttors -, sehen Sie hier die Tha-Pae-Straße? Der Nachtbasar ist



ingezeichnet, Wat Chang Khong, Wat Mahawan... Sehen Sie?«

Sie nickten.

»An der Tha-Pae-Straße liegt ein Laden neben dem andern - Lacksachen, Seide, Baumwolle und so weiter. Neben dem Pekanant-Seidengeschäft - das steht sowohl auf englisch wie auf thai über der Tür - und dem Apichat-Lackkunst-Laden befindet sich ein schmaler Weg. Dem folgen Sie. Hinter dem Lackwarengeschäft steht ein kleines verlassenes Haus - wohl eher eine Hütte, nehme ich an. Ruamsak schreibt, daß der Holzzaun vor lauter Bougainvilleen kaum zu sehen ist. Ruamsak wird sein Päckchen demjenigen geben, der am Donnerstag zwischen acht und zwölf Uhr dorthin kommt.«

Cyrus brummte: »Finden Sie es nicht ziemlich auffällig, wenn ein Touristenpaar sich auf einem Privatweg herumtreibt?«

Bishop grinste. »Touristen mit Fotoapparaten wird alles nachgesehen! Vergessen Sie bloß die Kameras nicht!«

»Keine Angst.« Mrs. Pollifaxs Interesse wuchs. »Aber wie wird dieser - Ruamsak denn wissen, daß wir keine gewöhnlichen Touristen mit Fotoapparaten sind?«

»Sie werden ihm das hier geben.« Bishop brachte einen Gegenstand aus Terrakotta zum Vorschein und legte ihn auf den Tisch.

Mrs. Pollifax griff danach und stellte fest, daß das Ding gut in ihre Handfläche paßte, aber viel schwerer war, als man aus seiner Größe geschlossen hätte. Sie streckte die Hand aus, damit Cyrus es sehen konnte. Es war ein Oval, in das ein primitives Buddhabild geprägt war. »Eine Art Votivtäfelchen, wie sie in Thailand als Amulett getragen werden«, erklärte Bishop.

»Recht hübsch«, meinte Mrs. Pollifax, »aber um es in der Tasche herumszutragen, ist es etwas schwer, finde ich.«

Bishop lachte. »Was Sie da in der Hand halten, ist in Wirklichkeit ja auch ein Goldbarren, der zur Tarnung mit einer

dünnen Terrakottaschicht überzogen ist. Schließlich sollen Sie wissen, was Sie da herumtragen.«

»Bezahlung?« fragte Cyrus.

»Zum Teil.« Bishop schloß seinen Diplomatenkoffer und lächelte die beiden an. »So, das war's also. Durch die Zeitverschiebung kommen Sie am späten Montagabend in Bangkok an. Ich schlage vor, daß Sie am Mittwoch nach Chiang Mai fliegen, das gibt Ihnen einen ganzen Tag, sich zu erholen. Wir buchen zwei Plätze für Sie nach Chiang Mai und bestellen ein Zimmer für Sie im Hotel Orchid. Wo steigen Sie in Bangkok ab?«

»Im Oriental.«

»Gut.« Er nickte. »Wir kümmern uns darum, daß Ihre Flugscheine dorthin gebracht werden.« Er stand auf und bedankte sich herzlich. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welche Erleichterung es ist, daß wir uns diesmal keine Sorgen um Sie machen müssen - um Sie beide - und natürlich, daß Sie die Sache übernommen haben. Ich wünsche Ihnen einen wunderschönen Urlaub, den Sie sich ja auch wohl verdient haben.. Oh, noch was: Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns gleich nach Ihrem Treffen am Donnerstag von Chiang Mai aus anrufen. Carstairs möchte immer gern sofort wissen, wenn etwas abgeschlossen ist, damit er es von seiner Liste abhaken kann. Sie wissen schon, was ich meine.«

»Grüßen Sie ihn von uns«, bat Mrs. Pollifax. »Übrigens, wie kriegen wir das Päckchen zu Ihnen?«

»Im Augenblick«, entgegnete Bishop, »ist unsere größte Sorge, daß es abgeholt wird, ehe Ruamsak verschwindet. Wenn Sie anrufen, können wir Ihnen mehr sagen.« Er gab Cyrus die Hand und umarmte Mrs. Pollifax. »Nochmals vielen Dank, und passen Sie gut auf sich auf.«

»Ich bringe Sie zur Tür«, erbot sich Cyrus und begleitete ihn hinaus. Mrs. Pollifax blieb am Tisch sitzen und starrte auf den

Rest ihrer Rühreier.

Sie sagte sich, daß die Striemen auf ihrem Rücken vernarbt waren, die Alpträume aufgehört hatten und sie sicher gewesen war, daß der schreckliche Vorfall in Hongkong keineswegs ihren Unternehmungsgeist beeinträchtigt hatte.

Das hatte er doch auch nicht, oder? Nur ein kleiner Gefallen, sagte sie sich. Wenn jemand vom Pferd gefallen ist...

*Richtig!* bestätigte sie sich rasch und holte tief Luft. Dann stand sie auf und machte sich daran, das Frühstücksgeschirr abzuräumen. Trotzdem spürte sie, daß ihr plötzlicher Anfall von Besorgnis ihr noch zu schaffen machte. Wenn Cyrus in die Küche zurückkam, würde er genau wissen wollen, wie sie gefühlsmäßig zu Bishops kleinem Auftrag stand, und sie wollte auf keinen Fall, daß er ihre unerwartete Unsicherheit spürte. Während sie das Geschirr in die Spülmaschine stellte, überlegte sie, mit welchem Thema sie ihn ablenken könne. Als er in die Küche kam, blickte sie ihm lächelnd entgegen und sagte: »Ich hatte keine Ahnung, daß du mit einem zukünftigen Diplomaten aufgewachsen bist, wenn auch mit einem, der schließlich ermordet wurde. Erzähl mir doch von ihm.«

Erleichtert sah sie, wie ein Schmunzeln seine ernste Miene verdrängte. »Na ja, damals war er für uns nicht John Lloyd Matthews, sondern Joker Matthews. Sehr diplomatisch war er auch nicht gerade, was glaubst du, wie nahe wir oft daran waren, uns zu prügeln, weil wir geteilter Meinung waren, ob nun Charley Wexler oder Bud Hastings der High-School-Champion im Boxen hätte werden sollen. Joker war starrsinnig wie ein Maultier.«

»Aber du hast ihn gemocht?« fragte sie lächelnd. Es langweilte sie nie, wenn Cyrus über einen seiner vielen Bekannten erzählte. Sie hatte jetzt jedoch das Gefühl, daß Joker Matthews nicht an Langfinger-Frank oder Angstmacher-Ed herankam, die Cyrus mehrmals vor Gericht verteidigt hatte, ehe

er Richter wurde.

»Sehr sogar«, versicherte er ihr und erzählte ihr von John Lloyd Matthews, genannt Joker. Während sie zuhörte, wurde ihr bewußt, daß sie, indem sie Cyrus ablenkte, sich selbst von ihren Zweifeln befreit hatte. Nun war sie wieder bereit für Thailand.

Bishop stieg in seinen Wagen, stellte sein Kofferchen auf den Beifahrersitz und fuhr zur Route Two. Er griff nicht sofort zum Autotelefon, um Carstairs zu berichten, sondern wartete, bis er zu einem Rastplatz kam. Dort rief er das Büro an und, als er zu Carstairs durchgestellt war, sagte er: »Alles okay, sie haben sich einverstanden erklärt.«

»Großartig! Keine Probleme?«

»Cyrus war zunächst dagegen, weil er sich Sorgen um Emily machte - ein neuer Auftrag, so bald nach Hongkong -, aber glücklicherweise sagte Mrs. Pollifax, daß man gleich wieder auf ein Pferd steigen soll, wenn man abgeworfen worden ist.. Wie ist es weitergegangen, nachdem Sie mich mitten in unserer mitternächtlichen Besprechung davongeschickt haben? Was Neues?«

Nach kurzem Schweigen sagte Carstairs tonlos: »Nachdem Sie weg waren, haben die von oben beschlossen, daß wir herausfinden müssen, wer und was Ruamsak ist, und...«

»Was?« schrie Bishop.

»... und deshalb wird er observiert, sobald Emily und Cyrus Kontakt mit ihm aufgenommen haben.«

»Ich kann es nicht glauben!« krächzte Bishop. »Das ist doch genau das, was Sie *vermeiden* wollten!«

»Beschattet durch jemand, der von oben empfohlen wurde«, fuhr Carstairs auch jetzt ausdruckslos fort. »Und zwar durch einen jungen Mann von der Bangkokker Abteilung. McAndrews heißt er.«

»Aber das ist doch ihr Computerfachmann!« rief Bishop

erstaunt.

»Man hat mir versichert, daß er auch im Überwachen ausgebildet ist.«

»Glauben Sie das? Wer in aller Welt kam auf diesen brillanten Einfall? Wer hat ihn vorgeschlagen?«

»Mornajay.«

»Mornajay!« explodierte Bishop. »Mit welchem Recht?«

Carstairs antwortete kühl: »Da Lance Mornajay einer meiner Vorgesetzten ist, hat er wohl das Recht dazu. Und da er während des ersten Vietnamkriegs zehn Jahre in Thailand zugebracht hat, kann ich nur hoffen, daß er auch weiß, was, zum Teufel, er tut.«

*Aha, freute sich Bishop, unter seiner scheinbaren Ruhe ist Carstairs verdammt wütend.*

»McAndrews soll Emily und Cyrus von dem Augenblick an auf den Fersen bleiben, da sie am Flughafen Chiang Mai ankommen«, fuhr er fort, »und natürlich soll er ihnen am Donnerstag zu der Hütte folgen.«

»Das ist doch idiotisch!« machte sich Bishop Luft. »Kapiert Mornajay denn nicht, wie riskant das ist? Kapiert das überhaupt irgend jemand von denen da oben? Ist ihnen denn nicht klar, daß wir nie wieder von Ruamsak hören werden, wenn er entdeckt, daß ihm nachspioniert wird? Daß wir einen verdammt nützlichen Informanten verlieren werden?«

»Zum Schmollen ist keine Zeit, Bishop«, rügte Carstairs. »Wenn Sie mir die Ankunftszeit von Emily und Cyrus in Chiang Mai sagen, kann ich sie diesem - diesem McAndrews telegrafieren.«

Bishop entging die Aversion in Carstairs Stimme nicht, und er freute sich darüber. Er kramte in seinem Koffer nach seinen Notizen, dann gab er den Flugplan durch. Sein Schlafmangel begann sich bemerkbar zu machen, dazu ärgerte er sich über Mornajays Einmischung, was seine Laune nicht hob.

»Gut«, bestätigte Carstairs die Ankunftszeit. »Parken Sie noch an der Straße?«

»Natürlich, und ich lausche aufmerksam jedem Ihrer Worte«, antwortete er gereizt, »doch ich könnte nicht behaupten, daß mir auch bloß eines davon gefällt!«

»Nun, dann schlage ich vor, daß Sie sich sofort in Bewegung setzen, denn im Sudan ist die Hölle los, und Sie werden gebraucht. Sie können im Flugzeug schlafen.«

»Schlafen?« echote Bishop und startete den Wagen wieder. »Das Wort ist mir vage vertraut, aber vielleicht könnten Sie es mir erläutern, während ich fahre, möglichst mit einer zusätzlichen Erklärung, wie ›Schlaf des Grams verworr'n Gespinst entwirrt‹ und dergleichen.« Aber Carstairs hatte bereits aufgelegt. Bishop grinste und begnügte sich mit dem Autoradio und einer sehr lauten Jimmie-Cliff-Aufnahme von »You Can Get It If You Really Want«.

Danach fluchte er leidenschaftlich auf Mornajay, den er nicht ausstehen konnte. Wahrscheinlich mag ihn niemand, dachte er; trotzdem war es ungewöhnlich, daß sich irgend jemand von oben einmischte; auf jeden Fall verstand er Carstairs' Ärger und teilte ihn.

## 2

Zwei Tage später, dem Kalender nach, aber erst Dienstag in ihrer neuen Zeitzone, saß Mrs. Pollifax auf der Terrasse des Oriental, trank Kaffee und betrachtete erfreut die Gegend. Sie blühte auf bei dieser Pracht von Bougainvilleen, Jasmin und Palmen und genoß die Wärme des Januartags an diesem anderen Ende der Welt. Sie waren gestern Abend spät angekommen und jetzt war es Mittag in Bangkok; wie spät es nun zu Hause war, wußte sie nicht, mitten in der Nacht, nahm sie an, Cyrus schlief jedenfalls noch tief und fest in ihrem Hotelzimmer. Sie war gar nicht müde und allein ebenfalls nicht, denn die Tische etwas unterhalb von ihrem füllten sich mit Gästen verschiedener Nationalitäten; sie hatte bereits ein paar französische Worte aufgeschnappt, in einer Ecke saß eine größere Gesellschaft Japaner, und das Paar hinter ihr sprach mit britischem Akzent.

Ja, Mrs. Pollifax spürte, daß sie aufblühte wie eine verdurstete Blume, die frisches Wasser bekommen hat. Das Treiben auf dem Fluß vor der Terrasse interessierte sie ebenfalls. Die Strömung trug lange Hyazinthenranken an der Terrasse vorbei, und drei Kähne mit winzigen Häuschen am Heck fuhren soeben flußabwärts. Als sie außer Sicht kamen, tuckerte ein Touristenboot mit buntem Sonnendach und fächerförmiger Heckverlängerung in Strommitte vorbei, gefolgt von einem Schlepper, der eine lange Reihe von Teakholzstämmen zog. Ein paar Männer, deren farbige Hemden sich leuchtend von dem dunklen Holz abhoben, kauerten auf einigen Stämmen. *Das also ist Thailand*, dachte sie verträumt, verbesserte sich jedoch, da sie sich erinnerte, daß der größte Teil Thailands ländlich war. Das ist *Bangkok*, das sie sich ansehen würden, sobald Cyrus ausgeschlafen hatte. Sie hatte bereits das Geisterhäuschen um die Ecke des Hotels bewundert, das verärgerte Geister besänftigen sollte; und sie hatte sich ein riesiges Tuch aus Thaiseide in einem Laden auf der anderen Straßenseite gekauft.

Sie trug es um den Kopf geschlungen, würde es jedoch bald gegen den handgeflochtenen, breitkrempigen Strohhut austauschen, den sie mitgebracht hatte, da es immer wärmer und feuchter wurde. Gerade, als sie das dachte, stellten Kellner an jedem Tisch gestreifte Sonnenschirme auf.

Im selben Augenblick, als hätte er sein Stichwort bekommen - manchmal, genau wie jetzt, hatte Mrs. Pollifax das Gefühl, daß die Welt wahrhaftig eine große Bühne war -, trat ein junger Mann in pludriger Hose und weißem Hemd aus der Tür, er hielt eine Tafel hoch und ging mit einer Handglocke klingelnd durch die Tische. Auf der Tafel stand in großen Kreidelettern »MRS. REED-POLLIFAX.« Sie winkte dem jungen Mann zu, ließ sich die Nachricht ausrichten, bezahlte ihre Rechnung und ging. Cyrus wartete in der Hotelhalle auf sie; unter den kleineren und schwächeren Thai und Japanern wirkte er wie ein Riese. Er schwenkte einen Umschlag und rief sichtlich bester Laune: »Die Flugtickets nach Chiang Mai, Emily! Eben abgegeben.«

»Und du hast ausgeschlafen?«

»Ausgeschlafen und bereit, Bangkok zu besichtigen!«

»Hast du denn keinen Hunger?«

Er lächelte. »Ausgeschmiert... hab' den Zimmerservice gerufen und in der Badewanne gefrühstückt. Sehr gesund.«

»Wie ein Urlaub sein soll!« versicherte sie ihm strahlend.

»Als erstes zum Goldenen Buddha?« schlug er vor, während sie an Palmen in riesigen Porzellankübeln vorbei zum Ausgang schlenderten.

Ein Page im orientalischen Kostüm schwang die Glastür für sie auf. »Cyrus«, hauchte sie, »ich glaube, er tut den ganzen Tag nichts anderes, als die Tür öffnen. Cyrus, könnten wir ein Tuk-tuk nehmen, wie sie hier diese Motorrikschas nennen?«

»Später.« Cyrus nahm ihren Arm und sagte ruhig, aber bestimmt: »Nach allem, was ich gestern nacht von dem Verkehr



gesehen habe, fahren wir jetzt doch lieber mit dem Taxi. Ich möchte dich wirklich nicht um dein Vergnügen bringen, meine Liebe, aber ich halte nichts davon, zwischen zwei Bussen zerquetscht zu werden. Zum Wat Trimitr - zum Goldenen Buddha«, wandte er sich an den Taxifahrer; und sie machten sich auf, ihren ersten Tempel zu besuchen.

Es gibt nichts Anregenderes, dachte Mrs. Pollifax, als sich in eine neue Kultur zu stürzen und sich mit ihr vertraut zu machen. Später hatte sie das Gefühl, daß die Besichtigung des Wat Trimitr ihr half, viele der Widersprüche Bangkoks und Thailands zu begreifen, denn zu ihrer Verwunderung stand der Goldene Buddha - errichtet aus fünfeinhalb Tonnen purem Gold - in einem Tempel am Rand des Chinesenviertels in der Nähe des Bahnhofs, in einer heruntergekommenen, überfüllten Straße, die man in New York Slum genannt hätte. Doch da saß der Buddha gewaltig und massiv und lächelte heiter auf alle hinab, die hereinspazierten, sich dreimal verbeugten, niederknieten und kleine Opfergaben, wie Papierblumen, Bänder oder Räucherwerk darboten - oder um zu fotografieren.

»Und nicht ein Wachmann in Sicht«, flüsterte sie Cyrus zu.

»Für jeden zugänglich.« Cyrus nickte. Sie mußte zugeben, daß ihr das gefiel, genau wie die Geschichte des Buddha-Standbilds, von dem sie erfahren hatte, daß man es für eine *Gipsstatue* gehalten hatte, bis ein Kran sie beim Transport versehentlich fallen ließ, wodurch ein Stück des Gipses abbröckelte und das Glitzern des Goldes darunter sichtbar wurde. Und nun stand sie hier in einem vielbesuchten Tempel und war von schwindelerregendem Wert.

»Ich würde mir trotzdem Sorgen darum machen.« Ernst fügte sie hinzu: »Ich meine damit nicht, daß irgend jemand in Thailand daran denken würde, diesen Buddha zu rauben, denn er ist ja ein heiliges Artefakt, aber wenn man bedenkt, wie Kunstgegenstände überall gestohlen werden..«

»Etwas unhandlich«, erinnerte Cyrus sie. »Man brauchte einen Kran dazu. Und was dann?«

»Ich weiß nicht«, gestand sie beunruhigt, »aber ich würde mir Sorgen machen. Ich glaube nicht, daß ihnen *bewußt* ist...«

Er lächelte. »Du überlegst bereits, wie?«

»Natürlich nicht!« entrüstete sie sich, aber sie errötete. »Nun«, murmelte sie, »ein bißchen was von einem Kriminellen steckt vielleicht in jedem von uns.«

Cyrus zwinkerte verschmitzt. »Schließ nicht von dir auf andere, meine Liebe, und bitte red' leise, sonst verhaftet man uns noch.«

Da haben wir's wieder, dachte sie zerknirscht. Ihre Phantasie war beklagenswert undiszipliniert. Die unkonventionelle Emily hatte immer unter den verschiedenen Mrs. Pollifaxes gesteckt, die zwei Kinder großgezogen und Geranien gezüchtet hatten, die Vorsitzende von Gartenclubs gewesen waren und Tee eingeschenkt hatten, doch dieser seltsame Hang war nie eingestanden worden, und wenn er sich hin und wieder durchsetzte, hatte sie ihn als widernatürlich angesehen - zumindest, bis sie anfang, für Carstairs und das Department zu arbeiten, denn da hatte sie festgestellt, daß eine solche Neigung für einen Agenten recht nützlich war.

Für einen Agenten ja, doch sie fragte sich zweifelnd, ob diese, vielleicht unnormale Weise, die Dinge zu sehen, Cyrus nicht ein bißchen störte. Er war sehr tolerant, aber immerhin hatte er jahrelang als Richter Kriminelle verurteilt, und dann hatte er - absurderweise - eine Frau geheiratet, die den braunen Karategürtel tragen durfte und die sich ab und zu in die Unterwelt begab, wo die gleichen Gesetze, für die Cyrus stand, verdreht, wenn nicht gar gebrochen wurden. Das muß er doch als Ironie empfinden, dachte sie, aber Cyrus mochte Ironie. Trotzdem fragte sie sich einen Augenblick, ob die riskanten Aufträge, die sie von Carstairs bekam, nicht etwa ihre

Denkweise verändert hatten.

Nein, versicherte sie sich, sie hatte immer noch Skrupel, und zu wissen, wie der Verstand eines Verbrechers funktionierte, war ebenso wichtig wie Puddingkochen und Geranienziehen in ihrem konventionellen Leben. Als sie das geklärt hatte - Mrs. Pollifax war von Natur aus gewissenhaft -, vergaß sie ihre moralischen Zweifel und gab sich ganz dem Vergnügen hin, mit Cyrus den Grand Palace zu besichtigen.

Hier streiften sie durch ein wahres Märchenland bunter Farben und glitzernder Pracht, durch einen regelrechten Wald von glockenförmigen *Chedis* mit vergoldeten, marmornen oder goldenen hohen Spitzen. Wenn sie unter der geschwungenen Architektur der Tempel mit ihren schrägen Dächern stehenblieben, wanderte ihr Blick über vergoldete Verzierungen, blaue Fliesen, Fresken in leuchtenden Farben, Bäume, Blumen und dazwischen die hohen dünnen Stiele von vergoldeten Parasolen, die wie gewaltige Goldkelche aussahen. Schließlich gelangten sie zum Tempel mit dem Smaragdbuddha, der Mrs. Pollifax enttäuschte, denn sie hatte erwartet, daß er zumindest so groß wäre wie der fünfeinhalb Tonnen schwere Goldene Buddha, er war jedoch nur ungefähr siebenzig Zentimeter hoch und obendrein durch den Qualm der Räucherstäbchen nur undeutlich zu sehen.

Als die Hitze zu groß wurde, kehrten sie in ihr Hotel zurück und gaben sich anderen Urlaubsfreuden hin: Sie dinierten in einem Restaurant des Hotels und kosteten exotische Speisen.

»Stark gewürzt«, bemerkte Cyrus. »Bin froh, daß ich meine Sardinen mitgebracht habe.«

»O Cyrus, doch nicht schon jetzt?«

»Nein, noch nicht«, beruhigte er sie, »aber ich werde heute abend vorsichtshalber ein oder zwei Dosen im Kameraetui verstauen. Ich bin ein großer Mann«, fügte er unnötigerweise hinzu, »und brauche Protein.« Sie lachte. Später, als sie in ihrem

Zimmer zurück waren, lachte sie erneut, als er zwei seiner sechs Sardinendosen aus dem Koffer kramte und sie in die Hülle des Fotoapparats steckte. Sie lächelte immer noch, während sie Ansichtskarten an ihren Sohn Roger schrieb, an ihre Tochter Jane und an ihre alte Nachbarin Miß Hartshorne, doch ihre Gedanken waren nicht ganz bei den heiteren Zeilen, die sie kritzelte. Sie erinnerte sich, daß sie morgen nach Chiang Mai fliegen würden, um einen Mann namens Ruamsak zu treffen, und unwillkürlich fragte sie sich, was dieser Ruamsak wohl in diesem Augenblick dachte und tat und ob er etwa bereits in Chiang Mai auf den Donnerstagvormittag wartete...

### 3

Ruamsak kam schon früh zu der Hütte hinter der Tha-Pae-Straße, doch auf Umwegen: Er kletterte über Mauern - und erschreckte dabei eine Entenschar - und schlich auf Zehenspitzen durch Gemüsebeete, bis er von hinten zu ihr gelangte. Er hatte sich entschieden, nicht in der Hütte zu übernachten, obwohl er dadurch Geld gespart hätte, sondern hatte statt dessen die Nacht in einer Herberge verbracht, die von einem Chinesen geführt wurde. Am Tag zuvor hatte er sich in der Hütte umgesehen und größte Vorsicht walten lassen, obwohl sie leer war. Die Hütte stand auf nicht ganz zwei Meter hohen Pfählen und war aus gespaltenem Bambus und Stroh. Zunächst hatte er sich unter der Hütte verborgen und gelauscht, ob ihm nicht irgend jemand zuvorgekommen war. Jetzt lauschte er wieder und nachdem er einige Minuten lang nichts als das Zirpen eines Geckos vernahm, kletterte er durch das ladenlose Fenster der Rückseite und studierte den Sand, den er tags zuvor bei der Tür und unter allen vier Fenstern verstreut hatte. Niemand war hiergewesen. Er schaute hinter die Bambusabtrennung, die etwa bis zur Mitte des Zimmers verlief, dann setzte er sich mit überkreuzten Beinen dahinter, um zu warten.

Zwei Personen würden im Lauf der nächsten Stunden hierherkommen: Die Unbekannte, der er die Information aushändigen sollte, doch zuvor der Mann, dem er den Brief anvertraut hatte - der Brief war der Beweis all dessen, was er bereits wußte und in seinem Gedächtnis verankert war. Er hatte lange überlegt, wie er diesen Brief am unauffälligsten verbergen könne, und nun fand er, daß es wirklich eine kluge Idee von ihm gewesen war, sich Talismane und Weißer Magie zu bedienen. Er hatte es sehr sorgfältig geplant: Zunächst hatte er den Brief zugeschnitten, daß er so groß war wie das *Yantra*, das er sich von seiner Schwester auslieh - es war eines von mehreren, das

an einer Schnur über ihrem Neugeborenen hing, um es vor bösen Geistern zu beschützen. Da das *Yantra* von Mönchen geweiht war, glaubte er auch, daß es ihn nicht nur schützen, sondern ihm obendrein Glück bringen würde, und Glück konnte man gar nicht genug haben. Dieses besondere *Yantra*, *Yan Trinishinghe* genannt, war ein Bogen Papier, ein Quadrat, auf das vier Quadrate diagonal gezeichnet waren, so daß an jeder Ecke Halbquadrate blieben, in die mystische Zahlen und Zeichen gefügt waren. Daran hatte er den zugeschnittenen Brief geheftet und das Ganze zu einer abgelegenen Lackwarenfabrik gebracht. Er hatte dem Mann dort das *Yantra* gezeigt, nicht jedoch den dahinter verborgenen Brief, dann hatte er diese beiden dünnen Papierbogen ganz eng zusammengerollt und gebeten, daraus einen *Phyot-Armreif* zu machen.

»Das ist wahrhaftig ein mächtiger Schutz!« hatte der Mann gerufen. »Ein *Yantra* und ein *Phyot-Armreif*!« Doch trotz der Summe, die er auf den Tisch legte, hatte der Mann sich außerstande gesehen, die Arbeit bis zum Abend fertigzustellen. Es stimmte, erklärte er, daß das Papierröhrchen in einer oder zwei Stunden mit Baumwollgarn umwickelt werden konnte, doch der Lack, der es in Form eines Armreifs zusammenhalten würde, brauchte seine Zeit im Trockenkeller. Wenn es nicht richtig gemacht würde, hatte er hinzugefügt, bröckle der Lack ab - *laly!* - und am nächsten Tag wäre nur noch das Stück Papier und eine Handvoll Baumwollgarn da. Er sei ein guter Handwerker, und in dieser Sache müsse man ihm schon glauben!

Also hatte Ruamsak die Hälfte der Summe auf den Tisch wieder eingesteckt und versprochen, daß der Mann sie bei Lieferung bekäme, außerdem hatte er ihm noch mehr versprochen, je früher er den Reif am Morgen erhielt. Er hatte ihm auch eine Skizze gezeichnet, wohin er geliefert werden sollte.

Er fand, daß er seine Sache gut gemacht hatte, wenn man von

dieser Verzögerung absah. Selbst wenn der Mann in der Lackwarenfabrik das *Yantra* aufrollte und den Brief dahinter entdeckte, würde er ihn nicht lesen können, da er in einer fremden Sprache geschrieben war - dessen hatte Ruamsak sich vergewissert, ehe er diese Fabrik auswählte. Außerdem wurde der Mann gut bezahlt. Er würde vor acht Uhr hier sein - Ruamsak schaute auf die schräg einfallende Sonne - und danach konnte er den Armreif dem Fremden aushändigen, der hierherkam; und er würde dafür sein Gold kriegen.

Er drehte den Kopf; seine scharfen Ohren hatten das schwache Rauschen von Stoff wahrgenommen und das leichte Knarren von Bambus: Jemand betrat das Haus! Lautlos erhob er sich und wartete. Die Schritte hielten kurz an, danach kamen sie auf die Trennwand zu. Ein Kopf erschien, dann trat sein Besitzer in die Zimmerhälfte, in der sich Ruamsak befand.

Es war nicht der Mann aus der Lackwarenfabrik, sondern jemand, den Ruamsak noch nie gesehen hatte, und er fragte sich, ob das der Fremde war, dem er den Brief aushändigen sollte. Er wollte ihn schon begrüßen, als der Mann einen Schritt näher kam und Ruamsak das Messer in seiner Hand sah - ein Messer zum Töten... Eisiger Schauer rann über Ruamsaks Rücken.

*Jacoby*, dachte er... *Jacoby* hat es die ganze Zeit gewußt, sein Geist muß doch klar genug gewesen sein, und er hat gemerkt, daß etwas aus seinen Akten fehlte. Und jetzt hatte er diesen Mann geschickt, ihn zu töten! Er verfluchte sich, weil er unbewaffnet hierhergekommen war! Wie ein Vogel, den man mit einer Handvoll Reis in den Käfig lockt, war er in die Falle gegangen! *toi yen yen*, mahnte er sich: Ruhe bewahren! Er wartete, denn ihm war klar, daß draußen weitere lauerten und sie ihn bestimmt nicht lebend hinauslassen würden. Der Tod hatte dieses Zimmer betreten.

Ihre Fotoapparate unübersehbar in der Hand, stiegen Mrs. Pollifax und Cyrus um zehn nach acht in ein Taxi, um zur Thapae-Straße zu fahren. Sie hatten sich gestern schon ein bißchen

in Chiang Mai umgesehen, und es gefiel ihnen sehr. Sobald sie das Treffen hinter sich hatten, wollten sie die restlichen Stunden hier noch nutzen. Ganz gewiß war es eine gemütlichere Stadt als Bangkok, so gemütlich, daß Cyrus sich nach ihrer Ankunft sogar bereit erklärt hatte, sich in ein Tuk-tuk zu setzen. Er hatte festgestellt, daß sie zwar mit einer gewissen Unbekümmertheit fuhren, doch nicht wie die Wahnsinnigen rasten, was ihn in Bangkok so entsetzt hatte. Am Abend hatten sie im Old Chiang Mai Cultural Center gespeist und sich die anschließende Veranstaltung von Stammeztänzern angesehen. Bei dieser Gelegenheit hatten sie angeregt mit einem jungen Amerikaner namens McAndrews geplaudert, der offenbar das gleiche vorhatte wie sie: Sein Tuk-tuk hatte ihres überholt; sie hatten ihn in der Halle ihres Hotels gesehen und im Hotelrestaurant, und genau wie sie hatte er im Cultural Center zu Abend gegessen - bei dieser Gelegenheit hatten sie sich miteinander bekannt gemacht.

Er war ein sehr netter junger Mann, der für ein amerikanisches Hilfsprogramm in Bangkok arbeitete, wie er erzählte. Aber es war seltsam, fand Mrs. Pollifax, wie verlegen er ausgesehen hatte, als Cyrus ihn ansprach. Die Morgenluft war angenehm kühl, und die fernen Berge sahen noch wie bläulicher Dunst aus. Sie fuhren an von Bäumen umstandenen Villen vorbei und an modernen Regierungsgebäuden, bis die Straßen allmählich schmaler und verkehrsreicher wurden und sie die Thae-Pae-Straße erreichten. Mrs. Pollifax, die Bishops Anweisung studiert hatte, hielt die Augen nach dem Apichat-Lackwarengeschäft offen. »Dort!« rief sie, und das Taxi hielt am Bordstein. Sie bezahlten und betraten die Tha-Pae-Straße.

»Donnerstag morgen, und wir sind hier!« sagte Cyrus. Er nahm seinen Fotoapparat aus seiner Tasche und hätte dabei fast seine zwei Ölsardinendosen auf den Boden geworfen.

»Und dort ist der Privatweg«, stellte Mrs. Pollifax mit leiser Stimme fest.



Sie waren vor dem Lackwarengeschäft ausgestiegen, dessen Tür weit offenstand. Kleine Schätze waren als Blickfänger auf Regalen aufgereiht, und tiefer im dämmrigen Innern noch weitere: Tassen, Vasen, Schüsseln, Teller, Tablett, Truhen, Schmuckkästchen und dergleichen. Eine zierliche Greisin saß im Laden, mit den Händen im Schoß, und beobachtete sie. Mrs. Pollifax lächelte sie an, hob ihre Kamera und fotografierte sie, dann drehte sie sich um und knipste die Straße. *Als Tarnung*, sagte sie sich, während sie sich langsam dem Privatweg näherte. Cyrus hatte ihn bereits erreicht und war stehengeblieben, um einen riesigen Tonkrug zu bewundern, der an der Ecke des Lackwarengeschäfts stand. »Emily«, rief er ihr zu, »sieh dir das an! Ist er nicht schön?«

Sie blieb davor stehen und verspürte sofort - was selten vorkam - den Wunsch, ihn zu besitzen. »Würde er in unserem Garten zu Hause nicht wundervoll aussehen!« rief sie begeistert. Der Krug war gut einzwanzig hoch, aus Terrakotta und elegant geformt.

»Wasserkrug, nehme ich an«, meinte Cyrus. »Wasserbehälter.«

»Und ganz handgearbeitet, darum ist er auch so schön. Glaubst du, er ist verkäuflich?«

Cyrus blickte sie amüsiert an. »Und wie, glaubst du, könnten wir ihn in die Staaten zurücktransportieren?«

»Spielverderber!« Bewundernd strich sie mit dem Finger darüber. »Wunderschön«, sagte sie zu der Greisin. »So groß!«

Die alte Frau strahlte und nickte. »*Kai yai!*« Mrs. Pollifax riß sich davon los, schließlich waren sie nicht auf der Tha-Pae-Straße, um Wasserkrüge zu bewundern. Sie schritt in den Privatweg, dann blickte sie über die Schulter. »Kommst du, Cyrus?«

»Gleich«, versicherte er ihr und hob seine Kamera, um den Terrakottakrug zu fotografieren. Mrs. Pollifax wäre fast mit

einem einfach gekleideten Thai zusammengestoßen, der aus dem Privatweg herausgerannt kam. Er stoppte nur kurz, um einen Zusammenstoß zu vermeiden, streifte Cyrus, wich mit einer gemurmelten Entschuldigung zurück, stutzte und rannte weiter. Mrs. Pollifax konnte unbehindert ihren Weg fortsetzen. Als sie etwa die Hälfte des Privatwegs zurückgelegt hatte, blieb sie stehen und stellte erstaunt fest, daß Cyrus nicht wie erwartet unmittelbar hinter ihr war, sondern immer noch am Anfang des Weges stand, und zwar mit ausgesprochen merkwürdigem Gesichtsausdruck. Sie wollte schon umkehren und fragen, was er denn hatte, aber da sie bereits so weit war und sie ja schließlich nur hierhergekommen waren, um zur Hütte am Ende dieses Privatwegs zu gehen, beschloß sie, das Schicksal lieber nicht zu versuchen. Es wäre ja nun wirklich zu auffällig, den Weg entlangzuschlendern, rasch zur Straße zurückzukehren und dann wieder umzukehren - ja, *viel* zu auffällig! So spazierte sie weiter, mit der Kamera in der Hand, und einen Augenblick später sah sie leuchtendes Rosa vor sich. Sie hatte ihr Ziel erreicht.

Bougainvilleen wucherten, genau wie beschrieben, über den auffälligen Zaun - eine leuchtende Farbexplosion im Vordergrund einer Szene in düsterem Rotbraun. Sie ging durch die Lücke im Zaun und überquerte einen kahlen Hof aus festgestampfter braunroter Erde, bis sie vor der Hütte auf Pfählen stand, die sich windschief leicht nach links neigte, Bambuswände und ein Strohdach hatte. Direkt in der Mitte befand sich eine Öffnung ohne Tür, wie sie bemerkte, mit einem Fenster links und rechts davon, sehr symmetrisch. Mrs. Pollifax stieg fünf Stufen hoch und spähte in ein dunkles, rauchverfärbtes Zimmer. Durch ein Fenster in der hinteren Wand, direkt gegenüber, sah sie strahlenden Sonnenschein, doch da nicht ein Hauch davon ins Zimmer fiel, erinnerte es eher an einen hellen Wandbehang. Sie trat ein, und als ihre Augen sich an die Düsternis gewöhnt hatten, sah sie ein leeres Zimmer, in

dem nur einige Scherben herumlagen. Eine geflochtene Bambuswand unterteilte den Raum in zwei Hälften. Sie rief gedämpft: »Ist jemand hier?« Nur Stille antwortete ihr, bis sie ein kleiner Gecko erschreckte, der über den Boden kroch. Wo, fragte sie sich, war Cyrus, und warum brauchte er so lange, um hierherzukommen?

Sie ging um die Bambusabtrennung herum und blickte in den Raum dahinter, der ebenso düster war, denn auch hier fiel der Sonnenschein nicht durch das Fenster. Dieser Teil des Zimmers war bewohnt. Sie blieb stehen, als sie den Schlafenden sah. Er lag auf dem Rücken in der Mitte des abgetrennten Raums und hatte ein helles Tuch über seinem Gesicht, um sich vor dem Licht zu schützen. Leicht gereizt fragte sie sich, welches Licht ihn in einem so dämmrigen Zimmer stören könnte. Er wirkte so entspannt - als hätte der Schlaf ihn plötzlich überwältigt und er sich einfach auf den Boden fallenlassen. Sie zögerte, ihn zu wecken.

Taktvoll hüstelte sie; als er sich nicht rührte, sagte sie »Guten Morgen!« Und dann - sie hoffte, daß sie es richtig aussprach - »*Sawadee?*«

Als ihre Augen nähere Einzelheiten aufnahmen, kehrte ihr Blick zu dem zurück, was unmittelbar über seinem Herzen aus dem Hemd ragte, und was sie auf den ersten Blick für eine Musterung des Hemds gehalten hatte. Es war jedoch keineswegs ein Muster, sondern ein Messer. Mrs. Pollifax erstarrte flüchtig. »Oh!« hauchte sie, rannte zu der Gestalt und kniete sich neben sie. Vorsichtig, ängstlich, zog sie das helle Tuch weg und starrte nun entsetzt auf den Mann, denn seine Augen waren weit aufgerissen und stierten blicklos zur Decke. Sie streckte eine Hand aus, um nach seinem Herzschlag zu fühlen, doch ihre Finger zuckten vor dem Messer in seiner Brust zurück und sie legte sie statt dessen um sein Handgelenk: Kein Puls! Ruamsak war tot. Vor der Hütte krähte ein Hahn, und irgendwo rief ein Kind. Sie dachte: *Das wird Carstairs gar nicht gefallen... Mir*

*gefällt es auch nicht.* Und dann: *Ich muß ruhig bleiben, tun kann ich nichts mehr!* Doch als sie den ersten Schock überwunden hatte, wurde ihr klar, daß sie doch noch etwas tun mußte: Ruamsaks Leiche durchsuchen, vielleicht fand sie das, was immer es war, was er ihnen hätte geben sollen.

Sie kauerte sich auf die Fersen und betrachtete den Toten. Er war ein kräftiger Mann, etwa dreißig, schätzte sie, mit hagerem, hungrigem Gesicht, den hohen Wangenknochen seiner Rasse und einem langen Kinn. Sein Mund war verzerrt - vor Schock oder Schmerzen. Er trug unauffällige Kleidung: eine staubige schwarze Baumwollhose, Sandalen und ein graues Hemd, das, von den Blutflecken um das Messer abgesehen, sauber war. Sie fragte sich, wie lange er bereits tot war. Wieder griff sie nach seiner Hand, und jetzt wurde ihr bewußt, daß sie noch warm war und die Totenstarre nicht eingesetzt hatte. Das war etwas beunruhigend, denn es bedeutete, daß er noch nicht lange tot sein konnte, daß er vielleicht noch gelebt hatte, als Cyrus und sie das Hotel verlassen hatten, und das wiederum bedeutete... Doch sie wollte nicht darüber nachdenken, was es bedeutete, je schneller sie von hier verschwand, desto besser, *nur, wo war Cyrus?* Sie schob die Hand in Ruamsaks linke Hosentasche - sie war leer. Aus der anderen Tasche zog sie vier zerknüllte 25-Baht-Scheine; keiner sah aus, als verberge er eine Botschaft, trotzdem steckte sie sie in ihre Handtasche, um sie später in Ruhe zu untersuchen. In diesem Moment, während sie noch neben Ruamsak kniete, spürte Mrs. Pollifax, daß sie nicht allein war mit dem Toten in diesem Zimmer, daß noch jemand - ein Lebender - sich hier aufhielt und daß er nahe dem Fenster im Halbdunkel stand. Der Schock, Ruamsak tot vorzufinden, hatte ihre Sinne so geschärft, daß sie das Knistern von Stoff erkannte, als jemand sein Gewicht von einem auf den anderen Fuß verlagerte. Wachsam blickte sie hoch und entdeckte in der Ecke etwas, das nicht ganz mit den Schatten dort verschmolz: Es war eine Spur heller und der Form nach ein Mann.

Sie starrte in die Ecke und stand langsam auf. »Ich weiß, daß sie dort sind«, sagte sie. »Haben Sie ihn getötet?«

Eine Sekunde später bereute sie ihre Unverblümtheit, denn der Mann, der nun aus den Schatten trat, wirkte noch robuster als der Tote, und er sah nicht aus, als wäre es ratsam, sich mit ihm anzulegen. Er war so massiv gebaut wie ein Ringkämpfer und hatte eine lange, zusammengezogene Narbe quer über einem Backenknochen. Durch die Narbe sah er wie ein Bandit aus und mehr wie ein Chinese als ein Thai. Die Hosenbeine hatte er bis zu den Knien hochgerollt, so daß die muskulösen Waden frei waren; Knitterfalten durchzogen sein blaues Hemd, und auf dem Kopf saß ein unvorstellbar schmutziger Leinenhut mit schmaler Krempe und sehr britisch: Ein Hut wie aus *My Fair Lady*. So, wie er ihn aufgesetzt hatte, erinnerte er sie an den Deckel einer Teekanne; das hätte sie bestimmt als komisch empfunden, wenn der Mann nicht so drohend dreingeschaut hätte.

Und sie war allein mit ihm, nur durch die Leiche am Boden von ihm getrennt. Sie wünschte sich inbrünstig, sie könnte die eben geäußerten Worte zurücknehmen: Sie hingen in der Luft zwischen ihnen - eine Anklage, die sie dem Mann entgegengeschleudert hatte, der zweifellos Ruamsaks Mörder war. *Wo blieb bloß Cyrus?* Der Mann trat zu dem Toten, blickte zu ihm hinunter, dann beugte er sich über ihn und zog das Messer heraus. Sie schauderte und fragte sich, ob sie mit Karate etwas gegen diesen Mann ausrichten könnte, falls er vorhatte, sie als nächste umzubringen. Da wurde ihr bewußt, daß sie zu gelähmt war, auch nur einen Schrei auszustoßen. Aber er blieb, wo er war, untersuchte das Messer, zog sein Hemd aus der Hose und wischte das Blut daran ab. Sie brachte ein schwaches »Kennen Sie ihn?« zustande.

Er hob den Blick und musterte sie. »Kennen Sie ihn?« Wenigstens sprach er Englisch.

Sie schüttelte den Kopf.

»Warum sind Sie hier?« Er kniff die Augen zusammen.

»Mein Mann und ich...« Was sagte man zu einem Mörder?  
»... machten ein paar Aufnahmen...« Sie deutete auf die Kamera.  
»Der Weg sah so malerisch aus und...«

»Ihr Mann?« fragte er barsch. »Wo ist Ihr Mann?« Seine Augen verrieten Schläue, als er sie anblickte. Er mochte einen komischen Hut tragen und wie ein Bandit aussehen, aber er war intelligent, und ihr entging nicht, daß er keine ihrer beiden Fragen beantwortet hatte. »Draußen - irgendwo«, stammelte sie.

Erneut blickte er auf den Toten am Boden zwischen ihnen.  
»Ich glaube, wir sollten Sie zu Ihrem Mann zurückbringen. Sofort!«

Das hörte sie gern. Sie wollte nichts lieber, als zu Cyrus zurückkehren, doch erst fragte sie tapfer: »Werden Sie die Polizei verständigen?«

Sie war nicht sicher, aber sie glaubte, daß ihn das amüsierte. Er steckte das Mordmesser in seine Tasche und deutete mit dem Kopf zur Tür. »Zeigen Sie mir Ihren Mann!« Sie seufzte, denn sie verstand nicht, wieso er es offenbar so wichtig fand, daß sie ihm ihren Ehemann vorwies, außer er hatte vor, sie umzubringen, wenn er glaubte, daß sie log. Die Situation hatte anscheinend Aspekte, die ihr nicht klar waren, doch wirklich wichtig war im Augenblick nur, raus aus dieser Hütte zu kommen und fort von diesem furchteinflößenden Mann. Sie griff nach ihrer Tasche, schlang sie sich um die Schulter und ging zur Tür.

Der blendende Sonnenschein war wie ein Schlag nach der Dunkelheit in der Hütte. Sie blieb blinzelnd auf der Treppe stehen und rief: »Cyrus?« Vor ihr erstreckte sich der bougainvilleenüberwucherte Zaun, dahinter lag der Privatweg - und er war leer. Sie rannte darauf zu, dichtauf gefolgt von ihrem Banditenbegleiter, und eilte zur Straße hoch. Angst um Cyrus begann sich zu regen: Er hatte ihr folgen wollen, aber er war ihr

nicht gefolgt! Wo war er?

Neben dem riesigen Tonkrug blieb sie stehen. »Hier habe ich ihn zuletzt gesehen«, erklärte sie dem Mann hinter ihr über die Schulter. »Er hat hier gestanden und sich das da angesehen.« Ihr Blick wanderte über die Passanten. Sie drehte sich um und schaute die Straße auf und nieder. »Wie sieht er aus?«

»Er ist groß, sehr groß und...« Ihr Blick fiel auf einen schmutzigen blauen Lieferwagen, den zwei Männer gerade beluden, und als sie sah, was sie da hineinheben wollten, schrie sie: »Cyrus!«

Ohne auf den Verkehr zu achten, stürmte sie auf die Tha-Pae-Straße, die Kakophonie von schrillen Hupen und quietschenden Bremsen hörte sie kaum. »Halt!« brüllte sie. »Halt!«

Die Männer am Lieferwagen drehten sich erschrocken um. Sie waren dabei gewesen, einen reglosen Cyrus unbeholfen hochzuheben, um ihn durch die hintere Tür in ;den Wagen zu verfrachten, aber Cyrus war groß und kräftig, und sie klein und schwächling. Nun beeilten sie sich und schoben ihn brutal hinein, schmetterten die Tür zu, rasten nach vorn, sprangen in den Wagen und gaben bereits Gas, ehe Mrs. Pollifax sie erreichte. Fast hätten sie sie zusammengefahren.

Vor Wut und Erregung zitternd, blieb sie auf der Straße stehen. »Wie können sie es wagen!« rief sie. »Was geht hier vor?«

Ihr Begleiter erreichte sie und faßte sie am Arm. »Runter von der Straße!« mahnte er. »War das Ihr Mann?«

Sie nickte, und Tränen glänzten in ihren Augen.

»Dann kommen Sie - schnell!«

## 4

»Wohin?« rief sie gereizt. »Was wollen Sie von mir? Das war *Cyrus!*«

»Beeilen Sie sich! Wir müssen hinterher!« Er zog sie mit sich, den Bürgersteig entlang.

»O Gott sei Dank!« keuchte sie und rannte mit ihm die Straße hoch.

»Hier!« Er riß die Tür eines uralten Lastwagens auf. Sie raste zur anderen Seite und kletterte ins Führerhaus neben ihn. Er fummelte mit den Schlüsseln, startete, wendete in großem Bogen, brauste um Haaresbreite an entgegenkommenden Wagen vorbei und entging nur knapp einem Zusammenstoß mit einem Bus. Das Ganze war für Mrs. Pollifax um so schreckenerregender, weil sie vergessen hatte, daß in Thailand Linksverkehr herrschte. »Können Sie sie sehen?« schrie sie in sein Ohr, als sie sich an die Verfolgung des blauen Lieferwagens machten. »Ja, sie sind nach rechts abgebogen«, brüllte er zurück. Er mißachtete ein Stoppschild und schnitt tollkühn den Verkehr, um nach rechts abzubiegen. »Ich sehe sie!« rief sie, auf der Kante des Sitzes kauernnd. »Sie sind nach links abgebogen!«

Sie folgten ihnen nach links, und ein Rad des Lasters holperte über den Bordstein; dann bogen Sie erneut nach rechts und wieder nach links. Motorräder, Motorroller und Fahrräder teilten sich vor ihnen wie das Rote Meer, Wagen hielten kreischend an, Fußgänger rasten zur Straßenseite; ihr Begleiter beugte sich über das Lenkrad, mit einer Hand ständig auf der Hupe; der blaue Lieferwagen war gut zu sehen, doch immer noch zu weit entfernt. Für eine Verfolgungsjagd war dieser alte Teil der Stadt wahrhaftig nicht die richtige Gegend, denn hier ließen die Leute sich Zeit beim Überqueren der Straße, ja sie blieben sogar stehen, um miteinander zu plaudern - bis der Lastwagen auf sie zubrauste und sie hastig auseinanderstoben. Im Vorbeirasen sah



Emily Verkaufsstände mit Baumwollstoffen, Körben, Töpfen, Fisch, Gemüse, Obst; Seitengassen; winzige Läden mit vergoldeten Buddhas, Räucherstäbchen, Papierblumen, Glücksbringern; Männer, die über Räucherpfannen auf dem Bürgersteig kauerten. Plötzlich waren sie wieder auf einer Straße, die sich zum Boulevard weitete. Sie kamen an einer Schule vorbei, einem College, einer Brücke über den Fing und einem Straßenschild.

»Sie entkommen uns!« rief sie und beugte sich vor. »Können Sie nicht schneller fahren?« Er murmelte etwas Unverständliches. »Was?«

»Er fährt nicht schneller - er ist alt.« Das war unverkennbar. Seit sie eingestiegen waren, gab er entsetzliche Geräusche von sich, weshalb sie auch brüllen mußten, um sich zu verständigen; aber sie wollte sich nicht geschlagen geben. Schließlich war Cyrus in dem blauen Lieferwagen, auch wenn sie sich den Grund nicht vorstellen konnte, und den Wagen aus den Augen zu verlieren bedeutete soviel wie Cyrus zu verlieren! »Bitte, fahren Sie schneller!« flehte sie ihn an und biß sich verzweifelt auf die Lippe. *Schneller, schneller*, flüsterte sie immer wieder vor sich hin. Aber es half nichts. Plötzlich sah es aus, als setze der Lieferwagen zum Spurt an, und er verschwand außer Sicht um eine Kurve. »Verdammt!« rief sie. Der Mann neben ihr warf ihr einen flüchtigen erstaunten Blick zu.

Die Straße wurde schmaler, nun, da sie nordwärts führen, und außerhalb der Stadt wurden die Villen und strohgedeckten Hütten immer weniger, und die Bäume drängten sich dichter an die Straße. Sie spähte geradeaus und ihr wurde bewußt, daß viele Kurven vor ihnen lagen, denn die Straße begann zu den Bergen hochzuführen, und je stärker die Steigung, desto schlimmer protestierte der Laster. Sie hatte gewußt, daß Chiang Mai höher lag als Bangkok, doch das war nichts verglichen mit den Bergen in der dunstigen Ferne - und sie schienen das Ziel des blauen Lieferwagens zu sein. Das war kein beruhigender

Gedanke.

In diesem Augenblick erst begann Mrs. Pollifax, sich die Chancen auszurechnen, die der klapprige Laster hatte, den Lieferwagen einzuholen. Und da wurde ihr auch klar, daß sie hier ins Unbekannte fuhr, und das mit einem Mann, den sie bei einer Leiche kennengelernt hatte, was wohl kaum als Empfehlung anzusehen war. Ihre Tollkühnheit erschreckte sie nun. Wie konnte sie sich bloß darauf eingelassen haben? Gewiß, dieser Mann hatte eine erstaunliche Geistesgegenwart bewiesen - vielleicht eine zu erstaunliche, dachte sie jetzt verunsichert -, aber er war ihr völlig fremd, und sie hatte sich einfach mit ihm verbündet, ohne zu überlegen. Aber daran war ihre Verzweiflung schuld gewesen. Und nun, da sie über die Umstände nachdachte, unter denen sie diesem - Banditen mit dem Hut aus *My Fair Lady* begegnet war, zweifelte sie kaum noch daran, daß sie mit einem Killer unterwegs war und sich mit ihm immer weiter von Chiang Mai entfernte. Eine neue Welle der Panik überschwemmte sie und verstärkte ihre Angst um Cyrus.

Sie zwang sich, tief und gleichmäßig zu atmen und an etwas anderes zu denken. *Der Wagen klappert; das Armaturenbrett ist orange vor Rost; mein Sitz hat eine Mulde und Löcher, als hätte ein Hund nach einem Knochen gegraben, den er in ihm verscharrt hat...* Verstohlen warf sie einen Blick auf das Profil ihres Begleiters und stellte fest, daß sein Gesicht grimmig, aber entschlossen war, und bei ihrer nicht geringeren Entschlossenheit sagte sie sich, wer immer er auch sein mochte, er war offenbar genauso darauf bedacht, den blauen Lieferwagen einzuholen, und das war das einzige, was jetzt wirklich für sie zählte. Nachdem sie etwa eine halbe Stunde stumm gefahren waren, räusperte sie sich und brüllte, um über den Krach des Lasters verstanden zu werden: »Was machen wir, wenn wir den blauen Wagen finden?«

Er zuckte die Schultern. »Machen? Ich habe das Messer in

meiner Tasche.«

»Es ist ein seltsames Messer«, brüllte sie wieder. »Handgemacht, nicht wahr? Der Holzgriff ist mit Schnur oder einer Angelleine umwickelt.«

»Kein Holzgriff, sondern ein Bambusgriff«, brüllte er zurück. »Es ist ein Schan-Messer.«

Ein Schan-Messer! Sie blinzelte erstaunt, schwieg jedoch - brüllen war anstrengend, und ein Schan-Messer erschien ihr nicht ungewöhnlicher als ihre augenblickliche Lage. Sie schaute auf die Uhr: Es war bereits halb zehn. Wenn sie den blauen Lieferwagen nicht bald wieder entdeckten, würde sie darauf bestehen, zu einer Polizeiwache gebracht zu werden. Sie öffnete ihre Tasche und schaute nach ihrem Geld und dem Reisepaß. Die Polizei würde zweifellos ihren Reisepaß sehen wollen. Aber was würden die Beamten von ihrer Geschichte halten, fragte sie sich, und wieviel konnte sie wagen, ihnen zu erzählen? Da war noch eine sehr wichtige Frage, der sie nicht auf die Dauer ausweichen konnte: Würde dieser Mann überhaupt zulassen, daß sie sich an die Polizei wandte? Oder betrachtete er sie als seine Gefangene? Sie steckte den Paß in das Reißverschlußfach zurück und erschrak, als sie das versteckte Gold berührte. Erregt dachte sie: *Vielleicht kann ich es als Lösegeld für Cyrus benutzen, wenn dieser Bursche mich nicht ausraubt!* Um sich von so unerfreulichen Gedanken abzulenken, rief sie: »Wohin führt diese Straße?«

»Chiang Rai«, schrie er zurück.

Chiang Rai... und von Chiang Mai kamen sie; offenbar gab es viele Chiangs. Sie holte die Karte, die sie am Morgen rasch eingesteckt hatte, aus ihrer Tasche, faltete sie auf und versuchte sich ein Bild von der Strecke zu machen. Sie fand Chiang Mai und entdeckte Chiang Rai nordwärts davon und etwas nördlicher, nahe der Grenze, noch eine Stadt, die mit Chiang anfang: Chiang Säen. Drei Chiangs war schon fast zuviel, fand

sie: Mai, Rai und Säen prägte sie sich ein und steckte die Karte seufzend wieder ein.

Da eine Unterhaltung nicht möglich war, betrachtete sie die Landschaft, durch die sie kamen. Wie sehr sie sie genießen würde - als einfache Urlaubsreisende und mit Cyrus an ihrer Seite. Sie befanden sich nun wirklich in tiefster Wildnis; die Straße führte stetig bergauf; ringsum erhoben sich Berge und zu beiden Seiten wuchsen dichte Palmen und Gestrüpp. Häuser gab es hier keine; hohe Gräser wucherten am Straßenrand vor den Palmen, hinter denen der eigentliche Regenwald mit seinem dichten Unterholz begann. Die Bergkette am Horizont sah aus wie ein Ausschnitt aus einem alten chinesischen Gemälde, als wären Wasserfarben über die Gipfel gespritzt worden und dann ungleichmäßig an den Seiten hinuntergeronnen: Das erinnerte irgendwie an struppiges Fell. Ein Stück vor ihnen trat plötzlich ein Mann aus dem hohen Gras und überquerte die Straße. Er trug ein blaues Hemd und eine ebenso blaue Hose, um die Schultern hatte er den Gurt einer runden weißen Tasche geschlungen, die auf seiner Hüfte aufsaß - ein malerischer weißer Klecks auf dem Blau. Etwas, das wie eine sehr lange Angel mit dünner Spitze aussah, ragte über seinen Kopf. Beim Vorüberfahren erkannte sie, daß es keine Angel sein konnte.

»War das ein Gewehr?« erkundigte sie sich brüllend. »Ein *Pem Yao*«, schrie er zurück. »Büchse mit nur einem Schuß. Die Bauern hier im Norden haben die Erlaubnis, damit zu jagen.«

Während sie dem Mann noch nachschaute, sah sie ein Motorrad in einiger Entfernung hinter ihnen. Erleichtert dachte sie, daß es doch keine so einsame Straße war. Aber da sie den blauen Lieferwagen bereits seit vielen Kilometern aus den Augen verloren hatten, beschloß sie, nun ihren Begleiter aufzufordern, sie zu einer Polizeiwache zu bringen.

»Es ist schon zehn vorbei«, wandte sie sich an ihn, und als er sie nicht hörte, brüllte sie: »Es ist fast Viertel nach zehn und wir sehen den blauen Lieferwagen nicht mehr! Ich möchte mit Ihnen

sprechen!«

»Sprechen?« Er drehte den Kopf, und musterte sie mit finsterem Blick, wie sie fand. »Bald!« schrie er und deutete auf einen Bergbach zu ihrer Linken. »Wir halten da oben!« Nach etwa eineinhalb Kilometern bog er in eine Lichtung ein. Mehrere andere Lastwagen hatten hier neben einem strohgedeckten offenen Haus geparkt; dahinter, näher am Bach, standen kleinere Hütten. Er schaltete die Zündung ab, der Motor spuckte noch einmal, und nun konnte Mrs. Pollifax endlich wieder etwas in normaler Lautstärke hören. »Zehn Minuten«, sagte er und kletterte aus dem Führerhaus.

»Wo wollen Sie hin? Wir werden den Lieferwagen überhaupt nicht mehr einholen!« rief sie entsetzt. Jetzt sah sie ihn wieder in voller Lebensgröße, und er wirkte nicht weniger gefährlich und einschüchternd als bei ihrer ersten Begegnung. Vielleicht ist die Narbe daran schuld, dachte sie, und natürlich seine Statur. Jedenfalls zog sie sein Profil vor, das sie während der vergangenen Stunde hatte sehen können.

»Das ist Hot Springs Development«, erklärte er ihr. »Wir sollten die Gelegenheit nutzen, hier aufs Häuschen zu gehen und ein bißchen was zum Essen mitzunehmen.«

»Und reden!« erinnerte sie ihn mit feindseligem Blick. Sie wartete vor dem Lastwagen, während er zu der offenen Hütte ging. Als er zurückkam, trug er einen Drahtkorb mit sechs Eiern, ein paar Bananen und drei Flaschen Coca-Cola. Mit einer Kopfbewegung bedeutete er ihr, ihm zum Bach zu folgen, in den ein Tonbehälter eingelassen war. Da hinein hängte er den Drahtkorb mit den Eiern. Zu ihrer Überraschung sah sie Dampf aufsteigen - tatsächlich eine heiße Quelle. Ihr Begleiter nickte ihr zu und ging weg, wahrscheinlich zur Toilette.

Mrs. Pollifax stiefelte ungeduldig neben Bach und Eiern auf und ab und ärgerte sich über die Zeitvergeudung. Schließlich mahnte sie sich zur Vernunft und machte sich auch auf die

Suche nach einer Toilette. Als sie zurückkehrte, wartete er bereits mit den gekochten Eiern. Er führte sie zu einem schattigen Tisch, setzte sich auf eine Bank und bot ihr ein hartes Ei an.

Lustlos rollte sie es in den Fingern. »Ich kenne nicht einmal Ihren Namen«, sagte sie.

Er verneigte sich knapp. »Bonchoo.«

»Bonchoo was?«

»Nun ja - der Rest ist Chalermtkarana«, sagte er trocken, »aber wir belasten uns hier nicht mit zwei Namen. Und Sie? Haben Sie auch einen Namen?«

»Oh«, entschuldigte sie sich. »Emily Pollifax.« Durstig streckte sie die Hand nach einer der Colaflaschen aus und nahm einen Schluck. »Mr. Bonchoo...«

»Bonchoo reicht.«

»Na gut... Bonchoo, wir haben den blauen Lieferwagen mit meinem Mann verloren, und ich möchte, daß Sie mich jetzt bitte zu einer Polizeiwache bringen, damit ich es melden kann.«

Geschickt schälte er ein Ei. »Wir sind vor fünfzehn Kilometern an einer vorbeigekommen.«

»Vor fünfzehn Kilometern...« Sie blickte ihn verärgert an. »Sie wissen doch, daß mein Mann entführt wurde, warum haben Sie nicht angehalten?«

»Wir haben den blauen Lieferwagen verfolgt!«

»Der nun weit voraus ist!« rief sie gereizt. In ihrer Verunsicherung fauchte sie ihn an: »Außerdem möchte ich gern wissen, warum *Sie* dem blauen Lieferwagen nachjagen! Schließlich wurde doch nicht *Ihr* Mann entführt!«

Er holte das Schan-Messer hervor und schnitt das Ei sauber in zwei Hälften. »Das ist eine schwierige Situation«, sagte er, »und wir verlieren Zeit. Wäre es nicht möglich, daß ich als Buddhist eben Gutpunkte sammeln möchte, wenn ich helfe?«

»Das können Sie auch, indem Sie mich jetzt zu einer Polizeiwache bringen!« entgegnete sie heftig. »Man kann Straßensperren errichten und den Lieferwagen aufhalten!«

»Vielleicht«, sagte er schulterzuckend, »aber ich kenne die Männer in dem blauen Lieferwagen...«

»Sie *kennen* sie?« keuchte sie.

»Nicht persönlich«, antwortete er, »aber da ich weiß, von woher sie kommen, weiß ich auch, wohin sie wollen. Und Sie...« Er zuckte die Schultern. »Bis Sie der Polizei alles erklärt haben, wird der Lieferwagen bereits am Polizeikontrollpunkt vorbei und in Chiang Rai sein. Und bis Sie beschrieben haben, wo und wie Ihr Mann entführt wurde und«, fügte er gleichmütig hinzu, »von dem Toten erzählt haben, den Sie fanden, wird es *sehr* spät sein!«

Er wollte ihr damit natürlich unter die Nase reiben, daß sie sich schuldig gemacht hatte, weil sie den Mord an Ruamsak nicht sofort gemeldet hatte. *Reine Erpressung*, dachte sie verärgert. »Und was würden *Sie* vorschlagen, um meinen Mann zu finden?«

Ruhig antwortete er: »Ich würde die Leute suchen, die den Lieferwagen fahren.«

»Und woher wollen Sie wissen, wo sie zu finden sind?«

»Das sagte ich Ihnen schon. Ich kenne die Gegend, in die sie wollen.«

»Woher?« fragte sie. »Wieso?«

»Weil ich dort wohne. Ich komme aus dem Norden.«

»Stammt der Tote auch aus dem Norden?« Als er nicht antwortete, fügte sie hinzu: »*Sie* haben ihn getötet, nicht wahr?«

Er zuckte die Schultern. »Er ist tot, spielt es noch eine Rolle?«

Wütend fauchte sie: »Es spielt zumindest eine Rolle, daß Sie die Entführer kennen! Und ich glaube, daß Sie mich absichtlich davon abhalten, zur Polizei zu gehen, damit diese Männer im

Lieferwagen entkommen können. Immerhin werden Sie der erste sein, nach dem die Polizei sucht, wenn ich den Mord gemeldet haben, nicht wahr?«

Er seufzte schwer. »Wollen Sie wissen, warum Sie nicht zur Polizei gehen sollten?«

»Das würde ich liebend gern wissen«, versicherte sie ihm bitter. »Falls Sie wirklich einen guten Grund dafür haben!«

Er schälte ein zweites Ei und sagte ruhig: »Weil der Tote in dem Haus in Chiang Mai kein guter Mann war. Weil die Entführer Ihres Mannes keine guten Menschen sind. Die Polizei findet solche Männer nicht immer - jedenfalls nicht hier im Norden. Und wenn sie sie sucht, braucht sie viel Zeit dazu und viel... « Er zögerte, dann sagte er: »... viel Geduld.« Sie hatte das Gefühl, daß das nicht das Wort war, das er ursprünglich hatte sagen wollen.

»Und Sie«, fragte sie, »sind Sie ebenfalls kein guter Mann?«

»Absolut kein guter Mann«, erwiderte er ruhig.

Sie dachte, daß er sie absichtlich ärgern wollte. »Warum waren Sie in Chiang Mai?« fragte sie.

Er zuckte die Schultern. »Ich sagte Ihnen, mein Name ist Bonchoo, ich fuhr mit einem Freund geschäftlich nach Chiang Mai, und nun geht es wieder heim.« Er blickte sie fast mitfühlend an, ganz sicher aber amüsierte er sich über sie. »Sie sollten sich jetzt entscheiden, denn länger kann ich nicht warten, die zehn Minuten sind seit fünf Minuten vorbei.«

Sie bedachte ihn mit einem wütenden Blick. Sie steckte bis zum Hals in der Sache, das wußte sie, und nun wurde sie aufgefordert, einem Mann zu vertrauen - oder auch nicht - aber auf jeden Fall, ihn zu begleiten: einen Mann, der offenbar viel mehr wußte als sie, und der wahrscheinlich ein Mörder war - was es unmöglich machte, ihm zu trauen. Aber wenn Cyrus von Männern entführt worden war, die, wie Bonchoo es nannte, *keine guten* Männer waren, bestand immerhin die Möglichkeit,



daß ein Mann wie Bonchoo Cyrus tatsächlich finden konnte. Ihr wurde also geraten, auf konventionelle Hilfe zu verzichten und sich auf Bonchoo zu verlassen, der nicht besser war, als er sich machte; und das auf die Behauptung hin, daß er die Entführer kannte.

Sie dachte: *Sei nicht so dumm, dich darauf einzulassen, Emily, geh lieber zur Polizei!*

Sie erinnerte sich jetzt an Hongkong, und daß sie durch ihr Vertrauen in die Falle getappt war - und an die Folgen erinnerte sie sich. Wie leicht konnte es sein, daß Bonchoo für die Männer in dem Lieferwagen arbeitete und daß auch er sie in eine Falle locken wollte. »Sie wollen, daß ich Ihnen traue?« sagte sie.

Er blickte sie erstaunt an. »Trauen? Warum sollten Sie mir trauen?«

Seine Antwort war so einsichtig, daß sie ihn anstarrte - seine Art war einfach frustrierend! -, gleichzeitig rüttelten seine Worte sie auf. Sie wurde wieder die alte Emily, und eine Welt öffnete sich für sie, die sie erkannte: Eine Welt, in die sie sich nicht nur einmal gewagt hatte - eine Welt ohne Regeln, ohne Garantien, ohne Vertrauen zu irgend jemandem außer sich selbst; eine Welt, in der die Wahl zu treffen ein Glücksspiel war - wie im Grunde genommen jede Wahl, nur in diesem Fall war das Risiko besonders hoch. Wenn Bonchoo die Wahrheit gesagt hatte, dann raste der Wagen mit Cyrus immer weiter nordwärts, während sie damit die Zeit vergeudete, sich den Kopf über den Charakter dieses Mannes zu zerbrechen, und Garantien zu verlangen. Es gab keine Garantien, hatte nie welche gegeben und konnte nie welche geben!

Fest sagte sie: »Also, dann wollen wir!« Sie griff nach ihrer Tasche, den gekochten Eiern und der Cola, und fügte hinzu: »Aber wenn wir den blauen Lieferwagen in Chiang Rai nicht finden können - ich warne Sie! -, gehe ich zur Polizei.«

»Es hält sie niemand auf«, sagte er mild, steckte das letzte Ei

ein und stand auf.

Sie warf ihm einen letzten gereizten Blick zu und stapfte zum Lastwagen zurück. An der länglichen offenen Hütte mit dem Strohdach, wo Bonchoo die Sachen gekauft hatte, drehte ein junger Mann den Kopf nach ihr um und beobachtete sie. Sie musterte ihn aus den Augenwinkeln: Dichtes schwarzes Haar rahmte sein Gesicht ein, das durch das grellrote Hemd noch dunkler wirkte. Sie schätzte ihn auf unter zwanzig. Sein Begleiter lümmelte sich neben ihm, er trug ein leuchtend gelbes Hemd und hatte ihr den Rücken zugewandt. Ihr Motorrad - sie bedachte es mit einem bewundernden Blick - stand neben ihnen. Bonchoo kletterte zu ihr ins Führerhaus, steckte den Schlüssel in die Zündung; als sein Blick in den Rückspiegel fiel, erstarrte er. Plötzlich wirkte er grimmig. »Ich dachte, sie seien an uns vorbeigefahren - sie *sind* an uns vorbeigefahren und wieder umgekehrt, die *Naklengs*!«

»Die - wer?« fragte Mrs. Pollifax. »Die zwei Halunken mit dem Motorrad.«

Erstaunt blickte sie ihn an. »Diese zwei Jungen? Was stört Sie an ihnen?«

»Sie sind uns seit der Tha-Pae-Straße in Chiang Mai gefolgt... Sie wollen uns nicht überholen, was mit einem solchen Motorrad gar nicht so leicht ist! Ich glaube, sie führen nichts Gutes gegen uns im Schild!«

## 5

In Langley in Virginia war es Abend, und Carstairs saß noch im Büro, um mit dem Schreibkram fertig zu werden. Bishop war zum Abendessen weggegangen, und im Augenblick herrschte Stille im Büro, als auf dieser Hälfte der Erdkugel sich die Nacht herabsenkte, was aber nicht unbedingt zu bedeuten hatte, daß deshalb der Frieden des Schlafes einzog: Es würden weiterhin Anschläge verübt und in Kneipen verstohlen Informationen weitergegeben werden; doch nur wirklich wichtige Anrufe durften zu ihm durchgestellt werden. Und Carstairs nahm an, daß ihn heute nacht höchstens eine Nachricht von Bashir Ilariyo im Sudan aus dem Schlaf reißen würde.

Da es in Thailand bereits Donnerstagvormittag war, erwartete er auch die Bestätigung von Mrs. Pollifax, daß sich Ruamsaks Päckchen nun in ihrer Hand befand. Bei diesem Gedanken leerte er seine Kaffeetasse, lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück und wünschte sich inbrünstig, daß sich Ruamsak als zu schlau für McAndrews erweisen würde, der ihn beschatten sollte. Er hielt es für einen unverzeihlichen Fehler, Ruamsaks Identität aufdecken zu wollen, und er verstand nicht, weshalb Mornajay darauf bestand. Ruamsak hatte sich schließlich bereits als sehr nützlich erwiesen, und es war schwierig genug, jetzt Informationen über die Lage in Nordthailand zu bekommen. Die CIA-Abteilung in Bangkok leistete nicht viel, sie brachte ihre Zeit hauptsächlich damit zu, ihre Computer mit Daten zu füttern, deshalb auch der Einsatz des Computerfachmanns McAndrews. Die Abteilung für Rauschmittelbekämpfung DEA operierte im Norden, von ihr bekamen sie zwar immer die neuesten Informationen, doch befaßten sich ihre Berichte hauptsächlich mit dem Drogenhandel und wer wer in der Drogenszene war. Er dachte daran, daß Jacoby ihnen jahrelang Informationen aus Chiang Säen geschickt hatte; natürlich wußte das Department, daß er selbst Drogenprobleme hatte, aber Ruamsaks Bericht

nach fehlte ihm nicht mehr viel zum letzten Stadium der Opiumsucht; und das Schlimmste war, daß er, um seine teuren Bedürfnisse zu befriedigen, nun nicht nur dem CIA Informationen verkaufte, sondern den Vietnamesen in Laos ebenfalls. Ruamsak hatte auch Zweifel an der Richtigkeit seiner Informationen geweckt. Er hatte geschrieben: *Ich sehe die Kopien seiner Berichte an Sie, Sir. Sie stimmen nicht, Sir, er verändert die Wahrheit. Das weiß ich genau, denn er bekommt die Informationen, die er Ihnen verkauft, von mir.* Ruamsak hatte diese Änderungen berichtigt, und das war, gelinde gesagt, sehr aufschlußreich gewesen.

Im Vorzimmer öffnete und schloß sich die Tür. Carstairs schaute auf und sah Bishop, der ihn anlächelte. Sein Lammfellmantel war mit Schnee bestäubt. »Ich dachte mir schon, daß Sie noch hier sind«, rief er gutgelaunt. »Ich wollte...«

Er wartete, denn an der Telefonanlage leuchtete ein rotes Lämpchen auf, ein Summen folgte. Carstairs griff nach dem Hörer und sagte: »Carstairs.« Dann fragte er Bishop leise: »Was wollten Sie?«

»Mich erkundigen, was Sie von unserer Freundin Mrs. P. gehört haben. Sie hat sich doch gemeldet?«

Carstairs winkte ihm zu, sich zu setzen. »Gutes Timing! Betsy hat soeben gefragt, ob sie einen Anruf aus Chiang Mai durchstellen darf.«

»Großartig!« Bishop setzte sich und griff nach dem Hörer des zweiten Apparats und lächelte erwartungsvoll. Sein Lächeln schwand jedoch schnell, denn nicht Mrs. Pollifax meldete sich, sondern eine aufgeregte, schrille Männerstimme, die sagte: »Man hat mir diese Nummer gegeben, damit ich anrufe, falls - mein Name ist McAndrews, Sir, und...« Bishops Magen verkrampfte sich. Er dachte: *Etwas ist schiefgegangen!*

Carstairs tastete nach dem Recorder, um das Gespräch aufzunehmen. Er unterbrach den Wortschwall des andern und

sagte scharf: »Reißen Sie sich zusammen, McAndrews, ich kann Sie nicht verstehen. Sagten Sie etwas von einer Leiche?«

»Ja, ja, Leiche«, stammelte McAndrews. »Sir, ich war noch nie in einer solchen Situation, und ich bekomme keine Verbindung mit...« *Leiche*, dachte Bishop und erstarrte.

»Atmen Sie tief!« riet Carstairs. »Und fangen Sie am Anfang an. Sie hatten den Auftrag, ein Ehepaar in Chiang Mai zu beschatten, richtig?«

Deutlich war zu hören, daß McAndrews am anderen Ende ein paarmal tief Luft holte. Sie warteten geduldig. »Ja, Sir«, antwortete er schließlich. »Nur, es hat nicht... Aber, um am Anfang anzufangen, Sir: Ich folgte ihnen zu diesem Treffpunkt an der Tha-Pae-Straße, das war vor einer Stunde, Sir, es ist hier noch nicht ganz neun Uhr früh.«

»Und?«

»Die Dame ging in diesen Privatweg, während der Herr - Mr. Reed, nicht wahr? - stehenblieb, um sich einen Krug anzusehen...«

»Einen was?«

»Einen Wasserkrug, Sir, einen sehr großen, vor einem Lackwarengeschäft. Also wartete ich, weil ich dachte, er würde gleich seiner Frau nachgehen, oder sie würde zurückkehren, aber da kamen diese beiden Männer und fingen an, sich mit Mr. Reed zu unterhalten, es klang sehr freundlich...«

»Amerikaner?«

»Nein, Thai. Ich konnte sehen, daß Mr. Reed weg wollte, aber sie redeten weiter, und plötzlich sackte er zusammen - anders läßt es sich nicht beschreiben, Sir, bei einem so großen Mann. Die beiden fingen ihn auf und zerrten ihn über die Straße zu einem Lieferwagen. Das dauerte eine Weile bei seiner Statur und dem ganzen Verkehr, und gerade als sie sich abmühten, ihn hinten in den Wagen zu heben - um ihn zu einem Krankenhaus

zu bringen, dachte ich -, kam seine Frau aus dem Privatweg, und als sie ihn sah, schrie sie ›Cyrus!‹. Da knallten die Männer die hintere Tür zu, sprangen in den Wagen und fuhren davon.«

Carstairs fluchte leise. »Erzählen Sie weiter!«

»Jawohl... Nun, die Dame lief mitten auf die Straße, Autos bremsten und Leute brüllten, und dieser Kerl, der ihr aus dem Privatweg folgte...«

»Welcher Kerl? Sie war in Begleitung?«

»Ja. Er nahm sie am Arm und zog sie zu einem Lastwagen. Dann sind sie beide eingestiegen und hinter dem Lieferwagen hergerast.«

Carstairs knirschte mit den Zähnen. »Und was haben Sie getan? McAndrews, rufen Sie mich an, um mir zu sagen, daß Sie...«

»Ja, Sir.« McAndrews stöhnte. »Mein Wagen war viel zu weit entfernt auf der Straße geparkt, um nicht aufzufallen, wissen Sie? Bis ich losfahren konnte, war sowohl der Laster als auch der Lieferwagen verschwunden. Ich fuhr straßauf, straßab, um sie zu suchen, aber es war nichts mehr von ihnen zu sehen. Daraufhin habe ich meinen Wagen wieder geparkt und ging den Weg entlang, um festzustellen, wo die Dame gewesen war.«

»Weiter!« knurrte Carstairs ungeduldig.

»Da habe ich sie gefunden.«

»Was gefunden?«

»Die Leiche, Sir. Der einzige Bewohner des Hauses war - ist ein Toter, Sir, ein Thai oder Chinese. Er lag auf dem Boden mit einer Stichwunde in den Rippen, und er war noch warm.«

»Großer Gott!« entfuhr es Carstairs. Seine Gedanken überschlugen sich; er stellte sich vor, wie Mrs. Pollifax entweder getötet hatte oder Zeugin eines Mordes geworden war.

Wütend sprang Bishop aus dem Sessel und rannte hin und her. *Dieser Idiot*, dachte er aufgebracht. *Jedem Trottel wäre klar*

*gewesen, daß Reed entführt und nicht zu einem Krankenhaus gebracht wurde! Und selbst der größte Idiot wäre sofort zu seinem Wagen gerannt, wenn er schon so dumm war, ihn nicht mit laufendem Motor in der Nähe abzustellen... Großer Gott!* »Sie werden sie suchen und finden, McAndrews«, befahl Carstairs. »Erkundigen Sie sich in jedem Krankenhaus, ob jemand eingeliefert wurde, auf den Reeds Beschreibung paßt. Ich bezweifle es zwar, doch das ist das erste, was festgestellt werden muß. Dann kehren Sie in die Tha-Pae-Straße zurück und befragen die Leute; stellen Sie fest, ob irgend jemand die beiden Männer kennt, die Reed verschleppten, oder den Mann, der Reeds Frau begleitete. Es muß doch eine Menge Zeugen gegeben haben! Sehen Sie zu, ob Sie herausfinden können, wieso Reed plötzlich zusammensackte... Eine Betäubungsspritze, nehme ich an... Ziehen Sie die Polizei noch nicht hinzu, sammeln Sie erst Fakten!«

»Jawohl, Sir. Es tut mir schrecklich leid, Sir.«

»Haben Sie schon viele Observierungen gemacht, McAndrews?« fragte Carstairs trügerisch freundlich.

»Nein, Sir, nur in der Ausbildung. Das ist mein erster Außenjob.«

Carstairs war sichtlich erschüttert. »Aha... ich verstehe...« Er seufzte. »Na gut, da Sie bereits auf der Bildfläche sind und die Beteiligten kennen, hätte es wenig Sinn, Sie im Augenblick durch jemanden mit mehr Erfahrung ablösen zu lassen. Erstatte Sie mir wieder Bericht, McAndrews, und denken Sie daran, daß wir unsere ganze Hoffnung auf Sie setzen! *Finden Sie sie!*«

Er legte auf und begegnete Bishops wutfunkelnden Augen. »Alle Hoffnung auf ihn setzen!« explodierte Bishop. »Der Mann ist ein Idiot! Und Sie wissen verdammt gut, was ich Mrs. Pollifax gesagt habe, ich sagte ihr - ich *versicherte* ihr... Sie sind jetzt *beide* verschwunden?«

»Beruhigen sie sich, Bishop!«

»Beruhigen? Zum Teufel!« fluchte Bishop. »Haben Sie Hongkong schon vergessen? Ich habe den beiden versichert, daß es nur ein ganz einfacher Kurierauftrag ist, daß sie bloß ein Päckchen abzuholen brauchten, ich habe ihnen mein Wort gegeben und... Was machen Sie?«

Carstairs hatte nach dem Hörer gegriffen. Er sagte: »Nur weil ich nicht tobe, heißt das noch lange nicht, daß ich weniger wütend bin als Sie, Bishop. Es war Mornajays Einfall, und es ist Mornajays Kopf, den ich gern auf einem Tablett serviert sähe. Betsy, verbinden Sie mich bitte mit oben.. Mornajays Büro, Südostasien-Abteilung. Und wenn er schon weg ist, möchte ich wissen, wo ich ihn erreichen kann!«

»So ist es schon besser!« Bishop hörte auf, hin und her zu laufen, und setzte sich wieder. Er hörte Carstairs zu, der jetzt höflich mit Mornajays Assistentin sprach und sich erkundigte, wo er sich mit Mornajay in Verbindung setzen konnte. Er lauschte kurz, dann sagte er fest: »Aber ich *muß* mit ihm sprechen, Mrs. Hudson. Sie waren doch bei der Konferenz Samstagabend dabei - also werden Sie verstehen, warum ich ihn erreichen muß, wenn ich Ihnen sage, daß in der Ruamsak-Sache da drüben der Teufel los ist und - was?«

Carstairs blinzelte erstaunt. »Sie wissen *was* nicht? Ja, natürlich warte ich...« Er legte offensichtlich verwirrt auf. »Stellen Sie bitte Kaffee auf, Bishop, sie kommt herunter.«

Das erstaunte nun Bishop. »Warum in aller Welt?«

Carstairs runzelte die Stirn. »Weiß ich nicht. Sie behauptet, sie könne mir nicht sagen, wo Mornajay zu erreichen ist, außerdem klang sie verstört.« Bishop ging in sein Büro und wärmte den abgestandenen Kaffee auf. Als Mrs. Hudson eintrat, führte er sie zu Carstairs und bot ihr eine Tasse an.

Sie bedankte sich, nahm die Tasse und stellte sie auf den Schreibtisch, machte jedoch keine Anstalten zu trinken, Sie war von rundlicher Statur, ihr sandfarbenes Haar war zu einem



Knoten hochgesteckt. Sachlichkeit und Tüchtigkeit sagte man ihr nach, deshalb staunte Bishop über die Tränen in ihren Augen. »Ich wußte einfach nicht, was ich tun sollte«, gestand sie bedrückt. »Und ich muß einfach mit jemandem reden, Mr. Carstairs. Mr. Mornajay ist wie vom Erdboden verschluckt! Am Montag ist er um zehn Uhr mitten in einer Besprechung gegangen und nicht mehr zurückgekehrt. Ich habe alles getan, es zu vertuschen - ich habe gelogen, habe auch nachts gearbeitet, damit alles erledigt wurde, habe die Leute hingehalten... Mr. Carstairs, ich habe mich in allen Krankenhäusern erkundigt; ich habe sogar seine Tante in Minneapolis angerufen.«

*Und wir haben Mittwochabend*, dachte Bishop betroffen über ihre Eröffnung.

Carstairs zog die Brauen zusammen. »Das sieht Mornajay gar nicht ähnlich! So etwas hat er noch nie zuvor gemacht, oder?«

»Nie!« versicherte sie ihm. »Er ist immer an seinem Schreibtisch, außer im Urlaub natürlich, und ich arbeite jetzt bereits dreizehn Jahre für ihn. Mein Gefühl sagt mir, daß ich mich Ihnen in dieser Sache anvertrauen kann - und ich brauche Hilfe! Er muß gefunden werden!«

Carstairs wirkte ein wenig verwirrt und trommelte mit den Fingern auf den Schreibtisch, während er überlegte. Schließlich bat er ruhig: »Erzählen Sie mir doch vom Montagmorgen, Mrs. Hudson.«

»Selbstverständlich.«

»Sie sagten, er sei mitten in einer Besprechung weggegangen?«

Sie nickte. »Ich habe immer wieder darüber nachgedacht, Mr. Carstairs. Ein Anruf kam, den er trotz der Besprechung durchstellen ließ, und gleich danach ist er ohne jegliche Erklärung gegangen. Der Anruf kam aus Bangkok.«

Carstairs zog die Brauen hoch. »Bangkok! Haben Sie eine Ahnung, von wem?«

»Ja. Von einer Frau namens Chin-Ling.«

»Hatte er regelmäßige Verbindung mit ihr?«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie meinen, ob sie eine Agentin ist - nein, dem Namen nach gehört sie nicht zu uns, ich habe mich vergewissert. Ich erinnere mich ganz genau an ihren Namen, weil ich ihr sagte, daß er sich in einer wichtigen Besprechung befinde und nicht gestört werden dürfe. Aber sie sagte, es sei äußerst dringend, und beschwor mich, ihm zu sagen, daß Chin-Ling am Telefon sei. Also tat ich es, und - ich muß gestehen, ich war sehr überrascht - er sagte, ich solle sofort durchstellen.«

»Und gleich danach hat er das Büro verlassen? Wie lange sprachen er und Chin-Ling?«

»Ich nehme an, das ist wichtig, ja. Lassen Sie mich überlegen...« Sie schloß die Augen und dachte nach. »Ich schätze, fünf Minuten - über die Vermittlung läßt es sich bestimmt genau feststellen.«

In diesem Augenblick hätte Bishop das Gehalt einer Woche für Carstairs' Gedanken gegeben, und er fragte sich, wieviel seiner Reaktion er zeigen würde. Carstairs handelte sowohl nach Intuition wie Logik, das machte ihn zu etwas Besonderem. Er selbst hatte nicht die geringste Ahnung, was zu Mornajays mysteriösem Verschwinden geführt haben mochte. Der Mann war alles andere als impulsiv und tat nichts ohne gründliche Überlegung. Bei ihm hatte man das Gefühl, daß er kein Privatleben kannte und nur für seine Arbeit lebte.

Bishop hörte, wie Carstairs zu Mrs. Hudson sagte, daß er diskret seine Verbindungen benutzen würde, um Mornajay zu finden; daß sie sich keine Sorgen machen solle; daß er froh sei, daß sie ihm von Mornajays Verschwinden erzählt hatte, und daß er ihr Vertrauen nicht enttäuschen würde.

Als sie gegangen war, blickte er Bishop nachdenklich an und sagte grimmig: »Das paßt absolut nicht zu Mornajay!«

Bishop nickte und griff nach der Tasse Kaffee, die Mrs.

Hudson nicht angerührt hatte.

Ein längeres Schweigen folgte, dann schnippte Carstairs plötzlich mit den Fingern. Er griff nach dem Telefon und bat um eine Verbindung nach Bangkok, er wollte zuerst mit der U.S.-Botschaft sprechen, dann mit dem CIA, die im selben Gebäude untergebracht waren. Da das Telefon in seinem Büro sumnte, konnte Bishop nicht hören, was Carstairs sagte. Als er zurückkehrte, saß Carstairs an seinem Schreibtisch und starrte auf die Schreibunterlage. »Es war auch für sie eine große Überraschung«, sagte Carstairs mit vagem Lächeln. »Weder die Botschaft, noch der CIA wissen, ob Mornajay in Bangkok ist. Sie fragten, wie ich darauf komme.«

Erstaunt sagte Bishop: »Sie glauben, daß er *dort* ist?«

»Er wurde von Bangkok angerufen«, antwortete Carstairs bedächtig. »Wenn er nicht in seinem Büro ist, keinen Unfall hatte und nicht im Krankenhaus liegt, nicht in seiner Wohnung ist und auch nicht in Minneapolis...« Er machte eine kurze Pause und fügte nachdenklich hinzu: »Er war während des Vietnamkriegs fast zehn Jahre in Thailand, wußten Sie das?«

Bishop sagte bitter: »Wo er Leute wie McAndrews ausgebildet hat?«

Carstairs bedachte ihn mit einem langen, interessierten Blick. »Genau... Ich muß mich jetzt um den Rest des Papierkrams hier kümmern, würden Sie sich inzwischen noch eine Verbindung nach Bangkok für mich geben lassen? Diesmal möchte ich das ›Indiana 500‹ in der Patpong-Straße.« Als er Bishops befremdeten Gesichtsausdruck bemerkte, erklärte er freundlich: »Eine Bar, die von ansässigen Amerikanern und ausländischen Journalisten frequentiert wird. Ich will mit dem Besitzer, Chuck Holloway, sprechen.«

»Wird gemacht, Sir.«

Die Verbindung kam rasch zustande und Bishop hörte ohne Gewissensbisse mit. Carstairs und Holloway begrüßten einander

herzlich, und nachdem sich Carstairs höflich erkundigt hatte, wie das Geschäft im ›Indiana 500‹ ginge - immer noch viel los, aber nicht wie damals -, fragte er, ob Holloway sich an Lance Mornajay erinnere. Holloway lachte. »Wie hätte ich ihn vergessen können? Mr. Alleswisser nannten wir ihn. Ja, wie könnte ich jemanden vergessen, der mir jedesmal genau erklärte, wie ich einen Margarita mixen muß? Natürlich erinnere ich mich an ihn!«

Carstairs erkundigte sich, ob er ihn vielleicht zufällig in den letzten Tagen gesehen habe. *Lächerlich*, dachte Bishop, doch dann holte er unwillkürlich Luft, als Chuck Holloway antwortete: »Ja, er war gestern abend da. Ich hab' allerdings nicht mit ihm gesprochen, weil er offensichtlich nicht gestört werden wollte. Er war in Begleitung eines Mannes, und die beiden redeten unaufhörlich aufeinander ein. Sie blieben auch nicht lange, höchstens eine Dreiviertelstunde. Es war spät nachts, *sehr* spät.« Dem Ton nach war sogar Carstairs verblüfft. »Sind Sie sicher, daß es wirklich Mornajay war?«

»Natürlich bin ich sicher: Ich hab' Mornajay zwar seit Jahren nicht mehr gesehen, aber er hat sich kaum verändert, das gleiche gelockte graue Haar, dieselben kalten blauen Augen, und ich will verdammt sein, wenn er bei meiner Bardame keinen Margarita bestellt hat. Kalt wie Eis und ein Ego wie ein Elefant, dieser Mann!«

»Das ist Mornajay«, bestätigte Carstairs. »Vielen Dank, Chuck, und behandeln Sie das als vertraulich, ja?«

»Sie können sich darauf verlassen.«

Mornajay ist also tatsächlich in Bangkok, dachte Bishop. Als Carstairs auflegte, schüttelte Bishop den Kopf und sagte: »Was, in aller Welt, macht Mornajay dort drüben - noch dazu ohne hier irgend jemandem Bescheid zu geben, wo er doch genügend Agenten hat, die die Arbeit für ihn machen können.«

»Es paßt absolut nicht zu ihm«, sagte Carstairs bedächtig.

»Und das macht es *sehr* interessant, finden Sie nicht?«

»Nicht für mich«, brummte Bishop mit finsterer Miene.  
»Weiß er, wen Sie nach Chiang Mai geschickt haben, um Ruamsaks Päckchen abzuholen?«

Carstairs schüttelte den Kopf. »Nur, daß es ein Ehepaar von unserer Kurierliste ist, Namen habe ich nicht genannt.«

»Also ist er nicht zur Rettung von Emily und Cyrus hinübergeeilt.«

Carstairs lachte trocken. »Wohl kaum. Aber er ist *dort*, Bishop!«

Bishop nickte.

»Und er *dürfte* nicht dort sein.« Carstairs runzelte die Stirn.  
»Es gefällt mir nicht, Bishop. Es gefällt mir absolut nicht!«  
Grimmig fügte er hinzu: »Innerhalb von wenigen Stunden haben wir Mrs. Pollifax und Cyrus verloren, und höchstwahrscheinlich war der Tote in der Hütte Ruamsak, und jetzt hat es ganz den Anschein, als wäre einer unserer Spitzenleute von oben durchgedreht.«

»Sieht gar nicht gut aus!« Bishop seufzte.

Als Mrs. Pollifax hörte, daß ein Motorrad seit der Tha-Pae-Straße hinter ihnen hergefahren sei, wußte sie nicht, ob sie Bonchoo glauben sollte. Sie sah keinen Grund, weshalb man sie verfolgen sollte, und sie sah nicht klar, was Bonchoos Motive betraf. Es gab mehrere Erklärungen für sein Verhalten, und ihr gefiel keine davon. Vielleicht war sein Blick bei den heißen Quellen amüsiert gewesen - und Humor ließ auf Intelligenz schließen -, aber sie hatte mehr unangenehme Leute kennengelernt, als ihr lieb war, denen man Intelligenz wahrhaftig nicht absprechen konnte und die sogar manchmal Humor bewiesen hatten. Sie fand, daß Bonchoo es sehr geschickt machte, nichts über sich zu verraten; und sosehr sie sich bemühte, die Narbe auf seiner Wange zu übersehen, hielt sie sie doch für einen Beweis, daß er ein gewalttätiger Mensch war. Außerdem hatte er gar nicht versucht, einen guten Eindruck auf sie zu machen, sondern im Gegenteil sogar zugegeben, daß er nicht besser war als Cyrus' Entführer, Trotzdem beunruhigte sie sein Mißtrauen gegenüber den beiden Motorradfahrern. Nachdem sie zwei oder drei Kilometer gefahren waren, auch jetzt in dem gemessenen Tempo, das der Lastwagen zuließ, schaute sie über die Schulter auf die Straße hinter ihnen, und daß sie den Kopf sehr langsam und vorsichtig drehte, war ein Beweis Ihrer Verunsicherung.

Das Motorrad fuhr wieder hinter ihnen. Und Motorräder fahren üblicherweise schneller als fünfundfünfzig Stundenkilometer, dachte sie, und zuckern auch nicht hinter einem klapprigen Laster her. Sie blickte Bonchoo scharf an und sagte bissig: »Freunde von Ihnen?« Sie bereute ihre Worte sofort, denn sie bemerkte, daß er sehr besorgt wirkte: Ein völlig neuer Zug an ihm. Da sie sich auch Sorgen machte, hatten sie jetzt etwas gemeinsam. Als er nicht auf ihre höhnische Frage antwortete, schrie sie: »Wie weit ist es noch bis Chiang Rai?«

»Eineinhalb Stunden«, brüllte er zurück und widmete sich wieder seinen offenbar finsternen Gedanken. Inzwischen war sie überzeugt, daß irgend jemand irgendein Metallstück in den Motor geworfen hatte, denn nur so konnte er diese gräßlichen Geräusche von sich geben, die eine Unterhaltung verhinderten. Sie beschäftigte sich damit, daß sie alle paar Minuten über die Schulter schaute, um zu sehen, ob das Motorrad ihnen noch folgte. Und das tat es. Nach jeder Kurve tauchte das leuchtende Rot des Hemdes erneut auf und stets im gleichen Abstand. Nach ihrer Uhr war es nun Viertel vor elf; eine weitere halbe Stunde drehte sie sich regelmäßig um und es fiel ihr auf, daß auch Bonchoo häufig in den Rückspiegel schaute. Sie erreichten eine kleine Hochebene und kamen an Reisfeldern und zwei strohgedeckten Häusern vorbei. Eine Frau mit Körben an einer Stange, die sie über den Schultern trug, überquerte vor ihnen die Straße zu den Feldern - rasch blieb sie zurück, während die Straße wieder anstieg und erneut durch Wald führte. Nachdem sie weitere fünfzehn Minuten schweigend gefahren waren, schrie Bonchoo plötzlich mit gequälter Stimme: »Ich werde anhalten! Sie folgen uns wie *Fahrawng* - Gewitterwolken! Das liegt mir im Magen!«

»Anhalten?« echote sie zweifelnd. »Warum denn?«

»Ich muß!« Es klang völlig verstört.

»Aber sie bleiben doch hinter uns!« brüllte sie zurück. Er fuhr bereits langsamer und das Klappern und Rattern ließ nach. Sie fand, daß hier kein sehr günstiger Ort zum Anhalten war, denn die Straße war erschreckend leer und der Wald zu beiden Seiten dicht. »Was ist, wenn sie auch anhalten?«

»Das muß ich herausfinden!« rief er. »Wenn sie wie Banditen hinter uns her sind, werden sie uns sowieso früher oder später anhalten, und dann an einer Stelle, die *ihnen* paßt!«

Sie nickte, das war logisch. »Was schlagen Sie vor?«

Er deutete unter den Sitz. »Da muß ein Schraubenschlüssel

sein, ein sehr großer.« Sie beugte sich hinüber und holte den Schraubenschlüssel unter seinem Sitz hervor, während er den Laster zum Straßenrand steuerte. Als er den Motor abgeschaltet hatte, sprang die Stille sie regelrecht an.

»Bleiben Sie hier.« Er nahm den Schraubenschlüssel und öffnete die Tür auf seiner Seite. »Ich gehe in die Büsche - sie werden glauben, aus dem üblichen Grund. Im Wagen sind Sie sicher. Verschließen Sie die Türen und bleiben Sie sitzen.«

Er stieg aus und verschwand eine Sekunde später in dem Dickicht aus staubigen Ranken und Büschen, ein paar Palmenwedel schlossen sich zitternd hinter ihm. Mrs. Pollifax fand es sehr ritterlich von ihm, ihr zu raten, im Wagen zu bleiben, und sie rechnete es ihm hoch an, aber zwischen zwei Türen und einer Gangschaltung eingesperrt zu sein war nichts für sie. Denn wenn Bonchoos Verdacht stimmte, hatte sie nicht vor, tatenlos zuzusehen, wie zwei junge Männer im Wald über ihn herfielen. Es erschien ihr für ihre eigene Zukunft wichtig, die beiden Verfolger keinen Vorteil daraus ziehen zu lassen, daß sie zu zweit waren, und das konnte sie nur verhindern, indem sie mitmischte.

Sie stieg in dem Augenblick aus, als das Motorrad sie überholte. Es bremste ab - was entweder als Samaritertat gewertet werden konnte oder ominös war. Nach einem Blick auf die finsternen und feindseligen Gesichter der jungen Männer, schloß Mrs. Pollifax auf letzteres. Sie nickte ihnen höflich zu, spazierte um den Laster herum und trat scheinbar prüfend nach einem Reifen, dabei beobachtete sie die zwei verstoßen. Die beiden wechselten ein paar Worte in Thai, lachten, saßen ab, klappten den Kippständer herunter und schlenderten zum Straßenrand. Während sie in den Wald spähten, wechselten sie noch ein paar Worte, dann teilte Rothemd das Dickicht und folgte Bonchoo. Gelbhemd schaute ihm nach, blieb stehen und wartete.

Also hatte Bonchoo recht, dachte sie. Adrenalin ließ ihr Herz



schneller schlagen. Scheinbar gleichmütig stapfte sie zu dem Mann am Straßenrand. »Guten Morgen. Könnten Sie mir vielleicht sagen, wie weit es noch bis Chiang Rai ist?«

Er drehte sich um und bedachte sie mit einem ungeduldigen Blick, ohne zu antworten. Sie fand, daß seine Augen schadenfroh glänzten. Schließlich wandte er sich mit einem Schulterzucken wieder dem Wald zu. Mrs. Pollifax zog sich ein paar Schritte hinter ihn zurück und wartete ebenfalls. Nach einer Weile war ein Schrei zu hören, Geräusche wie von einem Handgemenge, ein Fluchen, gefolgt von einem Ächzen, darauf eine brüllende Stimme. Rothemds Begleiter zuckte zusammen und machte einen Schritt vorwärts. Er hatte jedoch Mrs. Pollifax nicht bedacht, sie hatte bereits die Grundhaltung eingenommen, die ihr Lehrer Lorvale *hachiji-dachi* nannte. Mit offener Hand hob sie den rechten Arm und versetzte dem Mann einen schnellen Karateschlag auf den Nacken, der ihn bewußtlos zu Boden sinken ließ.

Trockenes Gas raschelte, und Bonchoo sprang aus dem Gestrüpp, er hielt das Messer in einer und den Schraubenschlüssel in der anderen Hand und blutete aus einer Schnittwunde quer durch die Narbe auf seiner Wange. Er blieb wie angewurzelt stehen und starrte ungläubig auf den jungen Mann zu Mrs. Pollifaxs Füßen. »Wa-was ist passiert?« keuchte er.

»Ich habe ihn niedergeschlagen«, erklärte sie ruhig.

»Sie?« Erblickte blinzeln von dem Liegenden zu Mrs. Pollifax und riß den Mund auf. »Sind Sie - eine Hexe?«

»Karate, brauner Gürtel«, sagte sie knapp. »Was ist mit dem andern?«

»Habe ihn mit dem Schraubenschlüssel niedergestreckt, aber er war wirklich ein zäher Gegner. Glücklicherweise atmet er noch, sonst hätte ich viele Gutpunkte verloren.« Er ließ sich auf einen Stein fallen und vergrub das Gesicht in seinen Händen. Zu

ihrer Überraschung sah sie, daß er zitterte. »Nicht gut, wenn ich es sage«, stöhnte er. »Aber ich - Bonchoo - habe Angst, *mai dai!* Heute ist kein glücklicher Tag für mich!«

Plötzlich fand sie ihn erstaunlich menschlich. Sie verstand, wie er sich fühlte - es war für sie beide kein glücklicher Tag. Trotzdem hielt ihr Mitgefühl sich in Grenzen. Anklagend sagte sie: »Wenn die beiden zu Cyrus' Entführern gehörten, müßten sie es doch auf *mich* abgesehen haben! Aber sie wollten *Sie* töten, Bonchoo. Warum?« Er hörte ihr gar nicht zu, sondern schlug mit der Faust auf seine Stirn. »Ich habe es übersehen! Ich wußte es nicht - es steckt ein gerissener Mann dahinter, und ich, ich bin ein Amateur!«

»Aber ich nicht!« sagte sie scharf. Er blickte zu ihr hoch, dann schaute er zu dem Bewußtlosen auf dem Boden und sagte trocken: »Nein - nein, Sie sind kein Amateur, und das verstehe ich auch nicht.«

»Wer ist dieser ›gerissene Mann‹?« fragte sie. Er schüttelte den Kopf. »Er ist schlau wie ein *Naga*, daß er mir *gawng john* auf den Hals gehetzt hat.«

»Ich finde, wir sollten von hier verschwinden und dem blauen Lieferwagen folgen, wenn wir ihn einholen wollen«, gab sie zu bedenken.

Düster murmelte er: »Ich kann Ihnen nicht helfen, nach Ihrem Cyrus zu suchen, wenn ich tot bin.«

»Aber Sie sind nicht tot!« erinnerte sie. »Warum will man Sie töten, und wer ist dieser *Gawng John*?«

Bonchoo seufzte und straffte die Schultern. »Es bedeutet Guerillatrupp, Räuberbande; es ist keine einzelne Person.« Er stand auf, schaute sich um, nahm den Hut ab und kratzte sich am Kopf. Er war fast kahl, wodurch er noch mehr wie ein Bandit aussah, fand Mrs. Pollifax. »Das gefällt mir nicht!« brummte er.

»Mir auch nicht«, versicherte sie ihm. »Wir können diesen - diesen Halunken und sein Motorrad nicht hier an der Straße

lassen?«

»Nein«, bestätigte er, und sie blickten einander abschätzend an. »Haben Sie keine Angst?«

»Im Augenblick habe ich mehr Angst um Cyrus«, antwortete sie. »Könnten wir nicht bitte etwas unternehmen, ehe sie aufwachen?«

»Ja.« Er setzte den Hut wieder auf und erhob sich. Gemeinsam schleppten sie Gelbhemd ins Unterholz und legten ihn neben seinen Begleiter. Das Motorrad schoben sie ein Stück entfernt in den Wald und trichterten eine Handvoll Sand und Blätter in den Benzintank. Dann, während Mrs. Pollifax im Wagen wartete, richtete Bonchoo sorgfältig Schößlinge und niedergetretenes Buschwerk wieder auf, um ihre Spuren möglichst zu verwischen.

»Fühlen Sie sich besser?« fragte sie ihn, als er zurückkehrte.

Er lächelte verlegen. »Ich glaube schon.« Er setzte sich hinters Lenkrad, startete den Motor und sie fuhren weiter.

Aber etwas hatte sich zwischen ihnen geändert: Sie kannten einander jetzt ein bißchen besser, was ihre Gedanken in neue Bahnen lenkte. Nachdem sie bisher nur vom Aussehen des andern hatten ausgehen können und sie sich lediglich der Zweckdienlichkeit halber zusammengetan hatten, wußten sie nun eine Spur mehr voneinander: Bonchoo hatte offen zugegeben, daß er Angst hatte, was sie überraschte und wodurch er ihr weniger bedrohlich erschien; und Bonchoo hatte festgestellt, daß sie nicht die übliche, hilflose Amerikanerin war, für die er sie gehalten hatte.

Mrs. Pollifax ließ sich die Szene in der Hütte in Chiang Mai noch einmal durch den Kopf gehen und dachte jetzt etwas positiver darüber: Er mochte Ruamsak ja getötet haben, aber sie sah die Tatsache, daß er bei ihr geblieben war, nun in einem andern Licht, sie fand, daß sie von Charakter zeugte, und hielt ihn nicht mehr für so ominös wie zuvor. Vielleicht hatte ihr

Instinkt ihr richtig geraten, als sie beschloß, Bonchoo zu akzeptieren und mit ihm weiterzufahren. Trotzdem war es wichtig, ihn bald aus seiner Reserve zu locken und zu erfahren, wer dieser gerissene *Naga* war, der hinter diesem Anschlag auf der Straße steckte. Inzwischen schaute sie nachdenklich aus dem Fenster auf die Fahrbahn, auf Bambusgruppen, auf einen noch fernen Berg mit kahlem Gipfel, aber mit neubepflanzten Hängen, die mit ihren Reihen junger Bäumchen wie grüne Samtstreifen auf braunem Cord aussahen. Ein Kleinbus kam ihnen mit halsbrecherischer Geschwindigkeit entgegen und verschwand. Voraus sah sie einen Wagen dicht am Straßenrand. Sie lehnte sich stirnrunzelnd vor. »Bonchoo, ist das nicht...?« Und dann: »Er ist blau!« rief sie. »Bonchoo, sehen Sie doch - es ist ein Lieferwagen, ein blauer Lieferwagen!«

Bonchoo fuhr bereits langsamer. »Ja!« schrie er.

Aus der Ferne sah es aus, als wäre der Wagen von der Fahrbahn abgekommen und in den Straßengraben gefahren - nur daß es hier keine Straßengräben gab. Jedenfalls lag er halb auf der Seite - vielleicht war die Achse gebrochen, oder ein Rad hatte sich gelöst. Aber er war zweifellos heruntergekommen, alt und blau. Mrs. Pollifaxs Herz hämmerte aufgeregt.

Bonchoo fuhr vorsichtig an dem Lieferwagen vorbei, dann wendete er und parkte dahinter. »Leer!« stellte er fest.

»Ja, aber Cyrus könnte noch darin sein. Sie mußten den Wagen stehenlassen und zu Fuß weitergehen...« Ihr Herz hüpfte hoffnungsvoll. »Sie können ja keinen Bewußtlosen mitgenommen haben, oder? Und sie sind doch bestimmt zu Fuß weiter, meinen Sie nicht?« Ohne auf eine Antwort zu warten, riß sie die Tür auf, sprang aus dem Laster und rannte los. Bonchoo folgte dicht hinter ihr. Sie öffnete die Tür des Lieferwagens und steckte den Kopf hinein. Ihr hoffnungsvolles Herz zog sich zusammen: Cyrus war nicht im Wagen, er war leer. »Er ist nicht da.« Tränen stiegen ihr in die Augen. »Sie haben ihn mitgenommen, aber wohin?«

Bonchoo antwortete nachdenklich: »Ich glaube nicht, daß sie mit einem Entführten auf dieser Straße gehen würden, nicht mit einer Polizeisperre eine halbe Stunde von hier.« Auf ihren erstaunten Blick erklärte er: »Wir sind jetzt im Norden, wo die Polizei Sperren errichtet, um Schmuggler und Aufständische zu erwischen. Im Wagen hätten sie sich eine gute Geschichte für die Polizei ausdenken können, aber zu Fuß, mit diesem Cyrus dabei...« Er schüttelte den Kopf.

»Nennen Sie ihn nicht ›diesen Cyrus!‹« sagte sie gereizt. »Er ist ein harmloser Tourist, den diese skrupellosen Menschen einfach verschleppt haben!«

Bonchoo blickte sie eindringlich an. »Wirklich?« sagte er sanft. »Sie kennen keinen Grund für diese Entführung?«

»Natürlich nicht!« antwortete sie hitzig.

Er lächelte ein wenig. »Sie weinen.«

»Ich weine nicht!« fauchte sie. »Aber wenn sie nicht auf der Straße weitergegangen sind, wohin sind sie dann?«

Bonchoo blickte zum Wald. »Dorthin!« Er deutete.

Sie drehte sich um und schaute, wohin sein Finger wies: Da war nur dichter Wald und dahinter Stufe über Stufe staubigen Grüns. »Dorthin?« echote sie ungläubig. »Aber - das ist Dschungel!«

»Es gibt Pfade.«

»Wo?«

»Gar nicht weit von hier, wenn wir nicht mehr als etwa eine Stunde von Chiang Rai entfernt sind.« Er schaute zur Sonne, dann auf die Straße und danach auf die Berge ringsum. »Sehr nahe«, stellte er fest. Er ging an dem blauen Lieferwagen vorbei und untersuchte das Dickicht entlang der Straße. »Hier!« rief er plötzlich und deutete. »Nicht leicht und vielleicht sehr gefährlich!«

»Wenn Sie meinen, daß sie diesen Weg genommen haben,

folge ich ihnen, auch allein, wenn es sein muß«, fügte sie herausfordernd hinzu.

Bonchoo lachte. »Sie? Allein? In spätestens einer Stunde hätten Sie sich verirrt! Entscheiden Sie sich! Die beiden jungen *Naklengs* werden bald aufwachen und sich die schmerzenden Köpfe reiben.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie mitkommen, Bonchoo? Um...« Sie stockte. »Um sich Pluspunkte zu erwerben?«

»Ich brauche viele«, gestand er und nickte, aber wieder hatte sie das Gefühl, daß er sich insgeheim über sie lustig machte. »*Viele!* Okay, gehen wir, aber zuerst verstecken wir die Autos.«

Es erwies sich als unmöglich, den blauen Lieferwagen zu bewegen, nicht einmal ganz umkippen ließ er sich, folglich mußten sie ihn am Straßenrand stehenlassen - was ihnen beiden nicht gefiel, da die *Naklengs* ihn so sofort sehen würden. Den Laster fuhr Bonchoo jedoch ein Stück die Straße entlang, wo er ihn hinter dichtem Bambus verbergen konnte. Dann teilten sie die restlichen Eier, Bananen und Cola zum Tragen untereinander auf, und Mrs. Pollifax hängte sich ihre Tasche um. So machten sie sich daran, dem Pfad zu folgen, und ließen - wie Mrs. Pollifax aufzählte - ein Motorrad, einen Laster, einen Lieferwagen hinter sich zurück, und zwei junge Männer, die ihnen möglicherweise bald auf der Spur sein würden.

»Da!« Bonchoo zeigte ihr den Pfad, der durch das Dickicht von der Straße aus kaum zu bemerken war. Zweifelnd betrachtete ihn Mrs. Pollifax; sie hatte nicht erwartet, daß er so dunkel und furchterregend aussehen würde. Es war lediglich ein sehr schmaler Trampelpfad, der sich zwischen hohen Bäumen dahinwand und zu ihrem Schrecken bereits nach wenigen Metern ziemlich steil bergauf führte. Düster blickte sie auf ihre leichten Leinenschuhe, die sie heute morgen nur angezogen hatte, weil sie gut zu ihrer Khakihose paßten, dann seufzte sie über ihre Eitelkeit. In diesem Moment sah sie einen Papierfetzen

neben ihrem rechten Schuh. Automatisch bückte sie sich danach, betrachtete ihn, und plötzlich weiteten sich ihre Augen. Von dem Stückchen Papier starrte ihr das blaue Auge eines Fisches entgegen - ein Auge, eine Flosse - und darunter ein paar Druckbuchstaben:...*dine*...

»Sardinen!« rief sie aufgeregt. »Cyrus hat das fallengelassen, Bonchoo! Es ist von ihm!«

Bonchoo kam herbei und betrachtete verwirrt den Papierfetzen. »Er hat das fallenlassen? Wie wollen Sie das wissen? Was ist es?«

»Er hat es von einer Dose Ölsardinen abgerissen - er hat sie in seiner Kameratasche - es ist eine Botschaft für mich! Sie haben diesen Weg genommen: Und er *lebt* und ist bei Bewußtsein!«

»Eine seltsame Botschaft!« brummte Bonchoo.

»Sie dürfen mir ruhig glauben«, sagte sie eifrig und fand, daß der Weg nun gar nicht mehr so furchterregend aussah. »Sie haben ihm nichts getan, er kann offenbar ohne Hilfe gehen; und das ist der richtige Pfad!«

»*Sehr* seltsame Botschaft!« wiederholte Bonchoo kopfschüttelnd. Er schob die staubigen Palmwedeln und Ranken für sie zur Seite, und sie verließen die Straße nach Chiang Rai, um dem Pfad durch den Regenwald zu folgen.

Sie betraten eine grüne, beengende Welt. Nahe der Straße war jedes Blatt und jeder Stengel rot von Staub, der aufwirbelte, wenn sie die Pflanzen streiften. Nach etwa hundert Metern hatten sie sowohl die Straße wie den Staub hinter sich zurückgelassen, genau wie jede Spur von Zivilisation. Nur der Gedanke, daß Cyrus irgendwo vor ihnen war, gab Mrs. Pollifax Auftrieb. Alles hier wucherte. Die Bäume reckten sich himmelwärts und entlang des Pfades erhob sich eine dichte Wand aus wirr ineinander wachsendem hohem Gras, Palmen und Bambus, die der Sonne entgegendrängten; doch es war kein Himmel zu sehen, das Laubwerk der Bäume bildete ein Dach über ihnen, das den Pfad zu einem Tunnel machte, in den nur vereinzelte Sonnenstrahlen ihren Weg fanden und ein Muster auf den Waldboden warfen.

Bonchoo führte. Anfangs empfand Mrs. Pollifax die Stille als bedrückend, bis hoch über ihren Köpfen plötzlich ein Vogel kreischend die Flucht ergriff und sie zwischen den Wipfeln kurz grelles Rot aufleuchten sah. Blätter raschelten und erzitterten, dann wurde es wieder still. Und nun spürte sie das lauschende, lauernde Leben unter dieser Stille. Während sie hinter Bonchoo herstapfte, bemerkte sie hin und wieder, daß sich oben in den Bäumen etwas bewegte, obwohl sich kein Windhauch regte. Auf dem Boden blieb es warm und feucht, und es roch ganz leicht nach Erde und verrottenden Wurzeln. »Gibt es hier Schlangen?« rief sie Bonchoo zu.

Sein Schulterzucken war ihr inzwischen vertraut. Er wandte den Kopf und antwortete: »Nicht so viele wie unten im flacheren Land, es ist nicht so heiß im Gebirge. Hier kommen sie nur nachts heraus.« Es war keine sehr beruhigende Antwort. Hin und wieder lichtete sich die grüne Mauer am Wegrand, und wenn sie den Blick vom Pfad nahm - der ihn wie hypnotisch



anzog -, sah sie Lichtungen, wo ein mächtiger Baum gefallen war, so daß die Sonne freien Zugang und Schößlinge Platz hatten, sich zu entfalten, und wo winzige weiße Blumen sich um den entwurzelten Stamm rankten. Doch bald hörte ihr Blick zu wandern auf, denn der Pfad führte wieder bergauf zu den Graten, die sie von der Straße aus gesehen hatte. Bonchoo ging sehr schnell; sie war entschlossen, mit ihm Schritt zu halten und nicht darauf zu achten, daß sie nach einer halben Stunde zu keuchen angefangen hatte. Sie wurde auch hungrig und müde, vor allem aber hatte sie Durst. Sie warf einen Blick auf die Uhr: Es war schon fast Mittag, so hoffte sie, daß Bonchoo allmählich in seinem unerbittlichen Tempo innehalten und an eine Rast und eine kleine Stärkung denken würde.

Doch er marschierte gleichmütig weiter, bis sie aus dem Wald auf eine Lichtung mit hohem haarigem Gras kamen. Sie hatten die Kuppe dieses Berges erreicht, und wie sie sah, mußten sie als nächstes einen knappen Kilometer hinunter- und dann wieder zu einem anderen Berg hochsteigen. Sie seufzte. »Gibt es hier gefährliche Tiere?«

Bonchoo drehte sich um. »Nicht viele, ein paar Bären, sonst hauptsächlich Wild. Haben Sie Angst?« fragte er und blickte sie ernst an.

»Ich möchte nur wissen, was mich erwartet«, versicherte sie ihm und fügte hinzu: »Ich habe Durst, können wir Rast machen?«

»Am nächsten Kamm.« Er deutete. »Es wurde dort brandgerodet, dadurch werden wir sehen können, was vor und hinter uns ist.«

Er ließ damit durchblicken, daß ihnen die zwei *Naklengs* möglicherweise bereits auf den Fersen waren, doch daran wollte sie lieber nicht denken. Sie betrachtete den Kamm finster und stapfte wieder hinter Bonchoo her. Als sie den Wald wieder betraten, sah sie flüchtig einen anderen Vogel mit leuchtend

buntem Gefieder. Sie fragte sich, ob Cyrus, der so gern Vögel beobachtete, ihn ebenfalls bemerkt hatte. Aber jetzt war auch nicht die richtige Zeit, an Cyrus zu denken. Immer noch hielt sie den Papierfetzen mit dem Fischauge und den Buchstaben.. *dine...* in der Hand, das war im Augenblick alles, was sie von Cyrus hatte. Streng ermahnte sie sich, nicht daran zu denken, weshalb er entführt worden war und was diese Leute von ihm wollten, denn das würde nur an ihren Kräften zehren, und das konnte sie sich jetzt nicht leisten. Und als sie sich ermahnt hatte, nicht daran zu denken, begann sie sich verzweifelt zu fragen, warum er entführt worden war und was diese Leute von ihm wollten, wer immer sie auch waren..

Wer immer sie waren.. Das mußte sie von Bonchoo herausbekommen, sobald sie den nächsten Kamm erreichten und sich ausruhten. Cyrus hatte man mysteriöserweise verschleppt, Ruamsak lag tot in Chiang Mai, und der einzige, der ein bißchen Licht in die Sache bringen könnte, marschierte vor ihr her, und aus einem ihr unbekannten Grund befand er sich offenbar in Lebensgefahr. Inzwischen - sie warf wieder einen Blick auf ihre Uhr - hatten die zwei jungen Männer, die versucht hatten, Bonchoo zu töten, vermutlich den blauen Lieferwagen am Straßenrand gefunden, und wenn sie immer noch entschlossen waren, Bonchoo umzubringen, würde es ihnen nicht schwerfallen festzustellen, wohin sie gegangen waren, und sie würden ihnen folgen. Einen Augenblick sah sie, in ihrer Müdigkeit seltsam gleichmütig, wie sie und Bonchoo Cyrus folgten, der irgendwo vor ihnen sein mußte, und wie die zwei *Naklengs* sie beide verfolgten. Und da war sie, Emily Pollifax, nun in einem Urwald in Nordthailand und beeilte sich, mit einem Mann Schritt zu halten, den sie kaum kannte. Ihre Gedanken schweiften zurück zu einer sonnigen Küche, und sie hörte Bishop sagen: »Es ist nur eine ganz kleine Sache... Sie brauchen lediglich ein Päckchen abzuholen...« Sie war entsetzt über seine Naivität, und seine Kurzsichtigkeit ärgerte sie jetzt.

Doch trotz ihres Ärgers und ihrer wachsenden Erschöpfung stapfte sie weiter hinter Bonchoo her. Sie mußte erfahren, warum man Cyrus entführt hatte, was man von ihm wollte und was seine Entführer mit ihm tun würden, wenn sie feststellten, daß er ihnen nicht von Nutzen war. Sie wußte nicht einmal, wer diese Entführer waren, und diese Unwissenheit, diese Hilflosigkeit, machten sie wütend. Sie blickte die wirre Wand aus Bäumen hoch, die sich dem Himmel und der Sonne entgegenreckten, und plötzlich erschien ihr der Wald finster und drohend. Es war besser, auf den Pfad zu blicken, so senkte sie die Augen, schüttelte den Kopf, biß die Zähne zusammen und setzte einen schmerzenden Fuß vor den andern. Ihre Beine zitterten von dem anstrengenden bergauf und bergab, und sie war durstig.

»Wir sind gleich da!« rief Bonchoo.

Sie hob den Blick: Sie hatten die verbrannte Erde erreicht, wo bereits zartes Grün zu wachsen begann.

»Hier auf den Bergen entstehen Felder durch Brandrodung«, erklärte Bonchoo. »Sie werden bearbeitet, bis die Erde auslaugt, dann rodet man ein neues Feld.« Sie stapften zur andern Seite, wo Mrs. Pollifax sich dankbar auf einen vom nahen Wald beschatteten Felsbrocken fallen ließ.

»Bitte, etwas zu trinken!« ächzte sie.

Er reichte ihr eine lauwarme Cola. »Nicht zu gierig!« warnte er. »Wir haben nur noch zwei Flaschen, und Sie - als *Farang* - dürfen unser Wasser nicht trinken!«

»Es ist so schön *naß*!« Sie leckte sich die Lippen. »Wir machen nur fünfzehn Minuten Pause. Essen Sie!« Er gab ihr ein hartgekochtes Ei.

Sie erholte sich; bloß zu sitzen, war schon herrlich. Sie stellte die Cola ab und schälte das Ei. Nach einem Blick auf Bonchoo, der es sich mit überkreuzten Beinen im Gras bequem gemacht hatte, sagte sie: »Es wird Zeit, daß Sie reden, Bonchoo... Diese

Männer wollten Sie umbringen, und ich möchte wissen, warum.«

Er nickte. »Ja, und Sie haben den zweiten niedergeschlagen und mir so das Leben gerettet. Ich bin Ihnen dankbar - viele Gutzpunkte für Sie!«

»So dankbar«, sagte sie trocken, »daß Sie mir erklären, in was ich da hineingeraten bin? Ich habe mir schließlich bloß eine Hütte mit Bougainvilleen am Zaun angesehen, und jetzt hat man meinen Mann entführt und ich sitze auf einem Berg im Dschungel mit Ihnen.«

Er nickte. »Das stimmt, ja... okay.« Er überlegte kurz. »Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen.«

»Ja, tun Sie das!«

Er holte tief Luft. »Um am Anfang anzufangen: Ich wohne in Chiang Säen, genau wie mein Freund Ruamsak, der mich um Hilfe bat.«

Sie bemühte sich, bei dem Namen Ruamsak keine Reaktion zu zeigen. »Das ist die Stadt an der Grenze?« fragte sie kühl.

Er nickte. »Ja. Dort wohnt auch ein Amerikaner, der sich Jacoby nennt - nun ja, vielleicht ist das sein echter Name, vielleicht auch nicht.«

»Jacoby«, echote sie - *und Ruamsak*, fügte sie in Gedanken triumphierend hinzu, denn endlich gab es eine Verbindung, die sie verstehen konnte. »Als die Amerikaner hier stationiert waren«, fuhr Bonchoo fort, »kam dieser Jacoby mit dem CIA, aber er begann, Rauschgift zu nehmen, und als die Amerikaner dann 1976 Thailand verließen, blieb er. In Chiang Säen gibt es immer Drogen, wissen Sie? Weil in Mae Sai und Chiang Säen... nun, das ist das Goldene Dreieck... Wie auch immer, er blieb in einem Gästehaus.« Sie nickte und sah ihm zu, wie geschickt er das Ei mit dem Mordmesser teilte.

»Trotzdem hat dieser Jacoby weiterhin Informationen an seine

CIA-Leute in den Staaten geliefert. Auch wenn man kein Händler ist, ist Rauschgift in Chiang Säen für einen, der vertrauenswürdig ist, billig. Trotzdem braucht man Geld dafür. Ich habe gute Beziehungen, so erfuhr ich manches, das ich Jacoby hin und wieder erzählte. Dafür bekam ich ein paar Baht von ihm, und er verdient sich damit U.S.-Dollars, mit denen er sein Opium kaufen konnte. Er hatte immer noch seine Verbindungen in den Staaten - davon wußte ich, weil er in seinem Opiumrausch gern damit angab.«

Bonchoo seufzte. »Opiumsüchtigen ist nicht zu trauen, das weiß ich, deshalb war ich sehr vorsichtig. Ich traute Jacoby nicht, ich traute den paar Freunden nicht, die er hatte, ich traute nur seinen Baht.«

»Sehr vernünftig«, fand Mrs. Pollifax.

Er zuckte die Schultern. »Als mein Freund Ruamsak zu mir kam und wissen wollte, wie er wichtige Informationen - bedeutende politische Informationen - verkaufen könnte, fragte ich mich, wie man das anstellen könnte, ohne daß Jacoby das ganze Geld einsteckte. Doch nur Jacoby kannte sich aus, also blieb uns nichts übrig, als zu ihm zu gehen und ihm von Ruamsak zu erzählen. Ich sagte ihm, daß Ruamsak das Geld mit ihm teilen würde, aber die Informationen selbst übermitteln wollte, die rein politischer Natur waren. Natürlich wollte Jacoby unbedingt herausfinden, wer Ruamsak ist und was er wußte, aber das habe ich ihm nicht gesagt.« Er hielt inne und fügte sehr ernst hinzu: »Es hatte mit einem bevorstehenden Staatsstreich in unserem Land zu tun.«

»Oh!« sagte Mrs. Pollifax erschrocken. »Aber - woher wußte dieser Ruamsak davon?«

»Er kommt weit herum«, antwortete Bonchoo.

»Wieso?« fragte Mrs. Pollifax.

»Er ist Schmuggler. Er schmuggelt Teakholz.«

»Er schmuggelt was?«

»Sie haben schon richtig gehört«, sagte Bonchoo lächelnd. »Bei uns ist es seit einiger Zeit verboten, Teakbäume zu fällen - es gibt Gesetze dagegen -, die Regierung ist mit Programmen beschäftigt, neue Teakbäume anzupflanzen, ehe es kein Teak mehr bei uns gibt. Deshalb reist Ruamsak nach Birma...« Er deutete auf den Gebirgszug hinter ihnen. »Er kauft dort Teakstämme und flößt sie nachts den Mekong hinunter, um sie auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen. Nach Birma nimmt er Autoersatzteile, Lippenstifte, Radios und Taschenlampen mit. Manchmal schmuggelt er auch dies und das über den Mekong nach Laos. So kommt er viel herum und hört viel.«

»Ich verstehe.« Mrs. Pollifax nickte.

»Ich traute Ruamsak, aber nicht Jacoby. Jacoby traf die Vereinbarungen und sagte mir, daß Ruamsak nach Chiang Mai kommen und sich dort mit jemandem treffen solle. Aber ich war mißtrauisch und beschloß, meinem Freund Ruamsak zu folgen, um sicherzugehen, daß er nicht hereingelegt wird.«

Er lehnte sich vorwärts und fuchtelte mit dem Messer. »Mein Mißtrauen war berechtigt, Jacoby hat Ruamsak verraten. Er hat ihm eine Falle gestellt, um ihn zu töten! Seine Opiumsucht hat ihn völlig verdorben, darum glaube ich, daß er sich an die einzigen gewandt hat, die noch etwas mit ihm zu tun haben wollen: Die Männer, von denen er sein Opium kauft.« Bonchoo schauderte. »Wen Sas Männer.«

Mrs. Pollifax, die gerade das geschälte Ei an die Lippen hob, hielt inne. »Wer ist Wen Sa?«

Bonchoo senkte die Stimme. »Das ist kein Name, den man hier laut spricht. Er ist General der größten Rebelleneinheit in Birma, ein Kriegsherr der Schan. Der größte Teil des Opiumhandels läuft über ihn; er ist ein sehr gefährlicher Mann. Unter anderem Namen ist er auch häufig in Thailand, er kommt und geht nach Belieben, wie ich gehört habe.«

Erstaunt fragte sie: »Aber wenn er ein so bedeutender Mann

ist, wieso in aller Welt hört er dann auf Jacoby? Warum sollte er einem amerikanischen Rauschgiftsüchtigen helfen?»

Bonchoo runzelte die Stirn. »Seit Chiang Mai zerbreche ich mir darüber den Kopf. Er würde Jacoby bestimmt nur helfen, wenn er ihm etwas gesagt hat, das sehr wichtig für ihn ist. Ich glaube, daß Jacoby ihn angelogen und behauptet hat, daß Ruamsak dahintergekommen ist, wo sich geheime Opiumraffinerien im Dschungel befinden.. So was interessiert die Amerikaner sehr. Sie geben Millionen aus, um unsere Polizei im Kampf gegen Opiumanbau und -handel zu unterstützen. Warum hätten Wen Sas Männer Ruamsak sonst nach Chiang Mai folgen sollen, um ihn zu töten? Politische Informationen interessieren sie nicht.«

Mrs. Pollifax runzelte die Stirn. »Also war es einer von Wen Sas Männern, der Ruamsak in der Hütte umgebracht hat. Er wurde mit einem Schan-Messer getötet, und wie Sie wissen, hat man mehrere Männer geschickt, um sicherzugehen: Die im blauen Lieferwagen und die zwei *Naklengs* auf dem Motorrad! Sie sind zu allem entschlossen!«

»Und sie haben auch Cyrus entführt!« erinnerte sie Bonchoo. Sie studierte sein breites Gesicht mit den hohen Backenknochen. Sie versuchte, die neuen Fakten zu ordnen und mit ihnen klarzukommen. Hier ist nicht New York, selbst Bangkok war zivilisierter, dachte sie trocken. Hier war für sie eine fremde, seltsame Welt; sie war nicht an Kriegsherrn und Schmuggler gewöhnt, deshalb mußte sie sich aus seiner Geschichte ein Bild machen, das sie verstehen konnte - ja, sie mußte jetzt vergessen, daß sie auf einem Berg im Dschungel saß, und die Fakten aus Bonchoos Geschichte herausklauben. Je länger sie darüber nachdachte, desto weniger befriedigte es sie: Etwas stimmte nicht. Das Ganze war zu kompliziert Und paßte nicht zur menschlichen Natur, wie sie sie kannte.

Es waren zu viele Personen in diese Geschichte verwickelt.

Gleichmütig fragte sie: »Und Sie sind überzeugt, daß Ruamsaks Informationen absolut nichts mit diesem Wen Sa und seinem Opiumimperium zu tun hatte?«

»Sie hatten ganz bestimmt nichts damit zu tun!« entgegnete Bonchoo fest. »Ruamsak hätte mich nie angelogen!«

Sie nickte. Nachdem sie sich seine Geschichte noch einmal durch den Kopf hatte gehen lassen, glitzerten ihre Augen verschmitzt und sie sagte lächelnd: »Wissen Sie, Bonchoo, Sie sind ein großartiger Geschichtenerzähler, aber ich kaufe Ihnen Ihre Geschichte nicht ab. Wenn ich mir nicht solche Sorgen um Cyrus machte...«

Beleidigt unterbrach er sie: »Sie schimpfen mich einen Lügner?«

Sie schüttelte den Kopf. »Oh, nein, ich sagte nur, daß Sie ein großartiger Geschichtenerzähler sind; das Problem ist nur, daß Ihre Geschichte nicht logisch ist.«

»Logisch?« Er blickte sie finster an. »Was meinen Sie?«

Sie hob eine Hand und begann, die Fehler in der Logik an den Fingern abzuzählen: »Erstens, wenn Sie Jacoby nicht trauten, wären Sie wohl kaum zu ihm gegangen, denn Sie hätten wissen müssen, daß Sie dadurch Ruamsaks Leben in Gefahr brachten. Zweitens, nachdem Sie angeblich bei ihm waren, ließen Sie zu, daß Ruamsak sich zu dem Treffpunkt in Chiang Mai begab, und Sie folgten lediglich, um sich zu vergewissern, ob es eine Falle war. Drittens, Sie waren mit dem Toten in der Hütte und benahmen sich durchaus nicht so, als wäre ein guter Freund ermordet worden. Und viertens, wenn Sie nicht persönlich in die Sache verwickelt waren, weshalb versuchten dann die beiden Männer, Sie unterwegs zu töten?« Sie rutschte ein bißchen zurück auf dem Stein und lächelte Bonchoo an. »Wie ich schon sagte, wenn ich mir nicht solche Sorgen um Cyrus gemacht hätte, wäre mir sofort klar geworden, daß es nicht Ruamsak war, der in der Hütte ermordet wurde.«



»Aber Sie haben seine Leiche doch selbst gesehen!« rief Bonchoo.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe einen Toten gesehen, aber Ihre Geschichte über Ruamsak glaube ich nicht; beispielsweise glaube ich nicht, daß er tot ist. Ich glaube, daß er sehr wohl lebt und jemand anders in der Hütte getötet wurde.«

Er riß die Augen weit auf. »Nicht Ruamsak!«

»Nein.« Sie blickte ihn lächelnd an. »Denn ich glaube, daß ich hier sitze und Eier mit Ruamsak esse und die ganze Zeit schon in seiner Begleitung bin.« Sie deutete mit dem Finger auf ihn. »Sie sind Ruamsak!«

Er kniff die Augen zusammen. Schweigen setzte ein, während sie sich wachsam beobachteten. Das Schweigen dauerte lange genug, daß ihr bewußt wurde, wie leicht Bonchoo sie jetzt töten und ihre Leiche verschwinden lassen könnte, wenn er nicht als Ruamsak identifiziert werden wollte.

Aber sie hatte ihn falsch eingeschätzt. Es war nur sein Stolz, der verwundet war, das wurde ihr bewußt, als er eine Hand hob und sie auf seine Stirn schlug - eine Gebärde, die sowohl verzweifelt als auch rührend wirkte. »Yai! Ich taue nicht für dieses Spiel!« sagte er bedrückt. »Ja, ich bin Ruamsak. Aber Ruamsak ist nur ein Name, der Name meines Großvaters. Ich habe nicht gelogen, ich heiße wirklich Bonchoo.«

Wieder lächelte sie. »Ich bin sehr froh, Sie endlich kennenzulernen - Sie und Ruamsak -, denn ich hatte schon gedacht, ich hätte nicht nur Cyrus verloren, sondern auch Ruamsak. Wissen Sie, ich bin nicht in diesen Privatweg spaziert, um zu fotografieren, sondern weil Cyrus und ich geschickt wurden, um Ruamsak zu treffen und uns das Päckchen mit Informationen von ihm geben zu lassen.«

Er erstaunte sie, denn er fing schallend zu lachen an. »Tatsächlich? Ich frage Sie, wer hätte das gedacht? Die haben mir da jemand wirklich Schlaun geschickt! Ich dachte, es sei

vielleicht Ihr Mann. Aber es stimmt schon, nach dem, was Sie dort auf der Straße gemacht haben.« Er hob erläuternd den Arm und schlug durch die Luft.

»Cyrus ist ebenfalls sehr schlau«, versicherte sie ihm bescheiden. »Aber wenn Sie Ruamsak sind, wo haben Sie das Päckchen, das Sie uns aushändigen sollten?«

Er hörte zu lachen auf. »Sind Sie nicht selbst drauf gekommen?« fragte er überrascht.

»Worauf?«

»Ihr Mann muß das Päckchen haben, denn weshalb hätten sie ihn sonst auf offener Straße entführt?«

»Cyrus?« rief sie. »Wie könnte Cyrus es haben? Er hat den Privatweg ja nicht einmal betreten, und er wurde auf der Straße verschleppt!«

Hinter ihnen im Urwald kreischte ein Papagei höhnisch, und ein anderer antwortete von einem hohen Baum links von ihnen. »Werfen Sie die Eierschalen nicht weg!« warnte Bonchoo hastig. »Wenn uns jemand folgt, würden sie uns verraten!«

»Bonchoo«, wiederholte sie scharf. »Wie könnte Cyrus Ihr Päckchen haben?«

»Ganz einfach, wie ich leider gestehen muß.« Er seufzte. »Sie müssen wissen, was ich hatte, war ein Brief, den ich tarnen mußte. Die Informationen habe ich im Kopf, aber was nützen sie ohne Beweise? Wer würde mir glauben? Er mußte geschickt versteckt werden, deshalb brachte ich ihn gestern zu einem Mann in einem Lackwarengeschäft, damit er daraus einen *Phyot-Armreif* macht, der vor bösen Geistern schützt.« Er erklärte ihr, wie der den Brief zusammengerollt und was der Mann gesagt hatte. »Zu dumm, daß der Lack so lange zum Trocknen braucht. Ich hätte mir etwas anderes einfallen lassen sollen, aber da war es schon zu spät. Er sollte mir den Armreif heute morgen ganz früh bringen. Ehe Sie kamen, hatte ich mich vor dem Fenster versteckt und überlegte, was ich als nächstes tun könnte, als jemand in die Hütte eilte, aufschrie und davonrannte.« Er hob die Hände in einer Geste, die sowohl verlegen wie entschuldigend war. »Ich glaube, das war der Mann, der mir den Armreif bringen sollte, er muß es gewesen sein!«

Sie erinnerte sich an eine sorgenfreiere Stunde an diesem Morgen. »Jemand ist aus dem Privatweg gelaufen«, sagte sie bedächtig. »Er ist fast gegen mich geprallt. Er muß in sehr großer Eile gewesen sein.«

Bonchoo seufzte. »Kann es einen anderen Grund geben, weshalb man Ihren Mann mitgenommen hat? Der Mann aus der Lackfabrik wollte mir den Armreif bringen, er fand jedoch einen Toten und rannte Hals über Kopf davon. In seiner Panik ist ihm der Reif vielleicht aus der Hand gerutscht, und Ihr Mann hat ihn aufgehoben, oder er hat ihn ihm gegeben, nur um ihn los zu sein.« Nachdenklich fügte er hinzu: »Die Männer haben nicht den Mann aus dem Lackwarengeschäft entführt, sondern Ihren Cyrus.«

Sie runzelte die Stirn. »Sie meinen, sie standen auf der anderen Straßenseite und haben alles beobachtet?«

»Ja. Der Mann, der mich umbringen wollte, sollte ihnen melden, daß ich tot bin, und ihnen das Päckchen übergeben, das er mir abzunehmen hatte. Darauf warteten sie!«

»Da habe ich mich offenbar recht nützlich erwiesen - als Schild.« Mrs. Pollifax dachte, daß sich zu dieser Stunde allerhand zugetragen hatte in der Hütte. Ihr schauderte bei dem Gedanken, wie ahnungslos sie den Privatweg entlangspaziert war. »Dann haben Sie also den Schan in der Hütte getötet.«

Er nickte. »Ja, und das kostet mich viele Gutpunkte, obwohl es reine Notwehr war. Wir kämpften.. er war sehr stark.« Bonchoo schauderte. »Noch nie zuvor habe ich jemanden getötet, und für einen Buddhisten ist Töten etwas sehr Schlimmes.«

Ernst sagte sie: »Aber durch Ihre Güte, indem Sie mir jetzt helfen, gewinnen Sie viele Pluspunkte zurück.«

»Güte!« rief er. »Sie glauben doch nicht, daß ich jetzt noch zu meiner Familie, in mein Dorf, zurückkehren kann, wenn Wen Sas Männer mich für einen Informanten halten?« Er zog den Finger wie ein Messer über seinen Hals. »Keiner, von dem sie annehmen, er sei ein Spion, ist vor Wen Sas Männern sicher. Nein, es hat nichts mit Güte zu tun! Ich bin nicht sicher, bis ich den *Phyof-Reif* finde und beweise, daß Jacoby ein übler Lügner

ist!«

»Sie wollen also Wen Sa finden?«

»Niemand findet Wen Sa«, entgegnete er. »Aber ich kenne viele seiner Männer - unsere Wege kreuzen sich in den Bergen, denn schließlich sind wir alle Schmuggler...«

»Dann sind Sie tatsächlich ein Teakschmuggler?« unterbrach sie ihn.

Er nickte. »... und sie werden ihm melden, was ich ihnen sage. Ich kenne sie.« Er preßte flüchtig die Lippen zusammen. »Dieser Jacoby ist eine Schlange, glauben Sie mir, eine *Naga*.«

Sie blickte ihn nachdenklich an und sah ihn erneut in einem andern Licht. »Wie, in aller Welt, sind Sie in diese Sache verwickelt worden?« fragte sie. »Wie nahmen Sie Verbindung mit - mit den Leuten in den Vereinigten Staaten auf?«

»Oh, ich schrieb ihnen einen Brief.«

Sie blinzelte verblüfft. »Sie *schrieben* ihnen? Sie schrieben ihnen einfach einen Brief?«

»Ja, natürlich. Jacoby rauchte die ganze Zeit Opium... Ich fragte mich, woher er die vielen Dollars bekam, mit denen er es bezahlte, während er mir nur ein paar Baht für die Gerüchte gab, die ich ihm erzählte. Also schlich ich eines Tages in sein Zimmer und las die Papiere in seiner Stahlkassette - und genau wie ich es vermutet hatte, erhielt er das viele Geld für die Informationen, die er von mir bekam. Ich habe ihm sein ganzes Geld verdient!« Er schaute finster drein. »Aber das war nicht alles«, fuhr er fort. »Er hatte Änderungen vorgenommen und das Material verfälscht!« Bonchoo schüttelte den Kopf. »Jacoby spielte - wie sagt man bei Ihnen? - ein doppeltes Spiel! Er arbeitete auch für die Vietnamesen jenseits des Flusses in Laos. Und bei Jacobys Papieren fand ich einen Namen und eine Adresse: Ein Mr. James T. Carstairs...«

»In Baltimore, Maryland«, beendete sie lächelnd den Satz für

ihn.

»Ja. Ich schrieb diesem Mr. Carstairs und bot ihm einen Handel an. Ich schrieb ihm, falls sie interessiert sind, sollen sie mir antworten... Ich war so vorsichtig.« Er runzelte die Stirn. »Wirklich, so vorsichtig! Ich gab als meine Adresse den Jadeladen in Mae Sai an, der meinem *Hnawng kuhee* - meinem Schwager - gehört. Das war vor ein paar Monaten, und so hat es angefangen.«

»Ich weiß nicht, weshalb mich das überrascht«, sagte sie. »Ich selbst habe mich persönlich als Agentin beworben. Sie hofften, dadurch zu Geld zu kommen?«

Er seufzte. »Ich schmuggle Teak, aber Sie müssen wissen, ich habe fünf Kinder, eine Frau, eine Schwiegermutter und einen Schwiegervater, die in meinem Haus wohnen, da reicht mein Verdienst nie, nicht bei den Bestechungs- und Schutzgeldern, die ich bezahlen muß. Ich war habgierig«, gestand er düster. »Aber ich war auch sehr vorsichtig, darum verstehe ich es nicht. Jacoby muß gesehen haben, wie ich seine Stahlkassette durchsuchte - ich weiß es nicht -, oder vielleicht wurde er mißtrauisch, weil ich ihm keine Informationen mehr brachte, und er hat daraufhin jemanden auf mich angesetzt, um den Grund herauszufinden. Offenbar war ich wohl doch nicht vorsichtig genug.«

»Kam Jacoby nach Chiang Mai? War er einer der Männer im blauen Lieferwagen?«

»O nein! Jacoby ist zu krank, um sich lange auf den Beinen zu halten, er könnte Chiang Säen gar nicht verlassen.«

»Und Sie glauben wirklich, daß er sich an Wen Sas Männer gewandt hat?«

Bonchoo zuckte die Schultern. »An wen könnte er sich in einem so kleinen Städtchen wie Chiang Säen sonst wenden? Wen kennt er denn dort schon? Es gibt viele Schan in unserem Land, und sie sind friedlich. Der Mann, der mich töten wollte,

war ein Schan - und er war gar nicht friedlich. Es war auch sehr gut geplant, und Thai sind keine sehr guten Planer.«

»Wie können Sie so sicher sein?« fragte sie neugierig.

Er lächelte. »Für Sie sehen wir alle ziemlich gleich aus, nicht wahr? Ich beispielsweise bin kein reinrassiger Thai, sondern halb Thai, halb Chinese. Die Bergstämme haben tibetanisches Blut und kleiden sich wie Laoten. Die Vietnamesen sind groß. Für mich braucht ein Schan kein Tuch wie einen Turban um seinen Kopf zu tragen, damit ich erkenne, daß er ein Schan ist, das verrät mir schon sein Gesicht.« Er warf einen Blick zur Sonne. »Wir haben lange genug gerastet. Es ist Zeit zum Weitergehen.« Mrs. Pollifax nickte, stand auf und steckte Bananen- und Eierschalen in ihre Tasche. Ihre Sorge um Cyrus war zwar nicht geringer geworden, doch es erleichterte sie, daß Bonchoo ebenso daran interessiert war, ihn zu finden. Sie hätte ihn gern nach diesen politischen Informationen gefragt, aber damit würde sie wohl bis zur nächsten Rast warten müssen. Sie wollte ihn auch fragen, welche Chancen er für Cyrus in den Händen von Wen Sas Männern sah, doch im Augenblick brauchte sie all ihren Optimismus und ihre Hoffnung, und sie war gar nicht sicher, ob Bonchoo ihr beides nicht nehmen würde. Als spüre er ihre Gedanken, blickte er sie mitfühlend an. »Wenn Dir *Sahmee* - Ihr Mann, meine ich - den *Phyot-Armreif* hat, passiert ihm nichts, das müssen Sie mir glauben, denn er enthält auch ein *Yantra*, das vom Abt von Chiang Rai geweiht ist.«

Das beruhigte Mrs. Pollifax zwar nicht ganz, aber sie dachte, daß der Segen eines Chiang-Rai-Abtes nicht unterschätzt werden durfte und daß es lieb von Bonchoo war, sie darauf aufmerksam zu machen. »Noch etwas«, sagte er, als sie sich ans Weitergehen machten. »Wir müssen jetzt möglichst leise sein, dieses Bergland ist gefährlich. Also nicht reden.«

Erschrocken fragte sie: »Gefährlich? Wen Sas Männer?«

Er schüttelte den Kopf. »Banditen.«

»*Banditen?*«

»Wie die Schlangen kommen sie gewöhnlich nachts aus ihren Nestern, aber wenn sie uns hören oder sehen, und da Sie Amerikanerin sind...«

Nichts hatte sie auf Banditen vorbereitet. »Was sind das für Banditen?«

»Thai *Naklengs*, die zu faul sind zu arbeiten«, erklärte er abfällig. »Sie rauben die schutzlosen Bergstämme aus - wie die Geier fallen sie über sie her -, und sie stürzen sich auch auf jeden, den sie ohne Gewehr antreffen. Und wir haben kein Gewehr«, gab er zu bedenken.

Mrs. Pollifax dachte an den verborgenen Goldbarren in ihrer Umhängetasche. »Das heißt also, daß wir uns nicht nur vor Wen Sas Männern, sondern auch vor Banditen in acht nehmen müssen.«

»Und auch vor den Bergstämmen, die uns für Banditen halten könnten.«

»Die uns für Banditen halten könnten!« echote sie benommen.

Er versuchte sie zu beruhigen. »Ich glaube nicht, daß Opiumschmuggler Sie für eine Spionin halten und Sie töten werden. Es ist gut, daß Sie eine Frau sind und Amerikanerin noch dazu. Wissen Sie, Sie sehen gar nicht wie eine Spionin aus.« Er strahlte, weil ihm etwas eingefallen war, womit er glaubte, ihr die Angst nehmen zu können.

»Wie gut«, sagte sie schwach. »Hier ist es wahrhaftig ganz anders als in Bangkok.«

»Oh, Bangkok.« Das klang abfällig. »Bangkok ist so was wie ein großer Präsentierteller. Bangkok saugt den Rest des Landes aus und wird reich und groß, während wir im Norden immer ärmer werden. *Nichts* ändert sich hier - nichts!«

Sein Grimm erschreckte sie, aber sie schwieg. Und



schweigend hängte sie sich die Tasche um die Schulter, steckte die Flasche mit ihrer kostbaren Coca-Cola ein und folgte Bonchoo in den dunklen Wald. Sie hatten keine Spuren von ihrer Rast zurückgelassen, sogar das Gras, auf dem er gesessen hatte, hatte Bonchoo wieder aufgerichtet. Sie begann zu verstehen, wie wichtig das war, als sie den Wald ringsum aus neuer Sicht sah: Nicht mehr als einsamen, verlassen Winkel in den Bergen des Nordens, sondern als einen Ort, wo die Leute gefährlich lebten, geheimen Pfaden folgten, über Grenzen schlichen, ihre eigenen Gesetze machten und Eindringlinge ausplünderten und gar töteten.

*O Bishop!* dachte sie vorwurfsvoll. Und dann, *o Cyrus*, und sie wurde sich wieder bewußt, wie schnell sich das Leben ändern konnte, in ihrem Fall, weil sie einen Wasserkrug bewundert hatten. Doch positiv war - sie war die düsteren Gedanken leid -, daß der Tote doch nicht Ruamsak gewesen war; daß sie das Stückchen Papier von der Verpackung der Ölsardinendose gefunden hatte, was bewies, daß Cyrus lebte, als er den Dschungel betreten hatte. Sie dachte auch - allerdings mit grimmigem Humor -, daß dies eine interessante Weise sei, ganz über ihr schreckliches Erlebnis in Hongkong hinwegzukommen; es ging eben nichts über die Aussicht, es mit Banditen, Opiumschmugglern und Angehörigen von Bergstämmen zu tun zu kriegen, um jeden Gedanken an frühere Unannehmlichkeiten zu vergessen. Beruhigend fand sie, daß Bonchoo Frau und Kinder in Chiang Säen hatte: Es knüpfte Bande zwischen ihnen, die sich auf ihrem weiteren gemeinsamen Weg hoffentlich nicht lösten. Während ihre Müdigkeit zunahm, fand sie es auch beruhigend, daß Bonchoo ein kräftiger, starker Mann und an steile Bergpfade gewöhnt war. Sicher hielt es ihn in Form, so schwere Teakholzstämmen zu flößen, wie sie sie auf dem Fluß hatte vorbeitreiben sehen, als sie auf der Hotelterrasse in Bangkok saß. Seit ihrem Erlebnis in Hongkong - *nenn es doch beim Namen, Emily*, rügte sie sich, *du wurdest gefoltert* - war sie

nicht mehr ganz die alte. Sie hatte zwar nach wie vor ihre Jogaübungen gemacht und ihre Karateausbildung fortgesetzt, aber - das mußte sie schon zugeben - sie hatte sich von Cyrus verhätscheln lassen. Ausgerechnet jetzt, wo sie es sich am wenigsten leisten konnte, war sie alles andere als in Bestform. Die beiden jungen *Naklengs*, wie Bonchoo sie nannte, waren bestimmt schon auf dem Pfad hinter ihnen.. Nein, diesen Gedanken verfolgte sie besser nicht. Sie sollte lieber schauen, was vor ihnen lag. Sie hob den Blick, und während er einem Pfad folgte, der steil bergauf führte, dachte sie entsetzt: *Großer Gott, der ist ja wie für eine Gemse!* Doch ob sie nun in Form war oder nicht, sie mußte durchhalten. Ausruhen und erholen konnte sie sich immer noch, wenn Cyrus erst gefunden war. *Wenn wir ihn finden*, dachte sie düster. *Keine negativen Gedanken, Emily*, mahnte sie sich. Sie schaute auf die Uhr. Die Zeit hatte aufgehört, für sie zu existieren, aber jedenfalls war es jetzt Viertel vor zwei, also kletterten sie schon drei Stunden auf diesen schmalen Bergpfaden herum. *Mut, Emily*, ermahnte sie sich. Sie holte tief Luft und machte sich daran, auch diesen Berg hochzusteigen.

Eine Stunde später, während sie hinter Bonchoo dahinstolperte, spürte Mrs. Pollifax, daß sie eine Blase an der rechten Ferse hatte und eine zweite an der Sohle des linken Fußes. Sie fragte sich, wie viele Kilometer sie schon marschiert waren, seit sie den Lastwagen zurückgelassen hatten, aber das würde auch nicht viel aussagen, da ein großer Teil davon bergauf gewesen war. Sie ärgerte sich darüber, daß sie unvermittelt an ihre ehemalige Nachbarin, Miß Hartshorne dachte, die ihre alljährlichen Besichtigungstouren von Kathedralen und Museen immer genau plante und unermüdlich alles fotografierte, damit sie später die Dias zu Hause den Nachbarn vorführen konnte. Mrs. Pollifax wischte sich den Schweiß von der Stirn und fragte sich, was Miss Hartshorne wohl dächte, wenn sie sie so sehen könnte: Auf einem Waldpfad

hinkend, arg mitgenommen, völlig verschwitzt, ohne einen Tourenführer, ohne sehenswerte alte Bauwerke. Eigentlich schade, daß Miss Hartshorne nie hatte wissen dürfen, wo sie war, wenn sie irgendwo einen Auftrag von Carstairs ausführte. Ihre Freundin hatte ihr oft vorgeworfen, daß sie keine Abenteuerlust hatte, und - später -, daß sie für ihre Reisen so wenig attraktive Länder aussuchte - eine Meinung, die ihre Tochter Jane teilte. »Bulgarien!« hatte Jane sich entsetzt. »Mutter, wie kannst du nur so unmögliche Reiseziele aussuchen!«

Das würde sie bestimmt auch in diesem Fall sagen! Tatsächlich hatte nur ihr Sohn Roger je etwas merkwürdig an ihren plötzlichen Reisen gefunden. Zu Cyrus hatte er verschmitzt gesagt: »Ich kann gar nicht beschreiben, wie erleichtert ich bin, daß sie dich heiratet! Diese merkwürdigen Reisen, die sie macht! Wir bekommen nie Ansichtskarten oder Bilder davon zu sehen! Ich will gar nicht davon sprechen, daß sie aus der Schweiz mit dem Arm in der Schlinge heimgekommen ist, aus China mit einem gebrochenen Handgelenk und den unmöglichsten Ausreden!«

Die beiden Männer verstanden sich gut und duzten sich schon eine Weile. »Du willst also die Verantwortung auf mich abwälzen?« hatte Cyrus grinsend festgestellt.

»Nichts lieber!« hatte Roger ihm versichert. »Ich vermute, daß du sehr wohl weißt, was sie macht. Aber da sie es offenbar für besser hält, daß ich es nicht weiß, wollte ich ihr nicht mit Fragen lästig fallen. Von jetzt an kannst *du* dir Sorgen um sie machen.«

Diese Gedanken lenkten sie kaum ab, während sie hinter Bonchoo herhumpelte. *Es ist alles eine Willensfrage*, sagte sie sich. Sie war entschlossen, nicht zusammenzubrechen, jedenfalls nicht, bevor auch Bonchoo die Kräfte verließen. Sie machte jetzt Fingerübungen, wie sie sie für ihre Zauberkünste gelernt hatte, und bemühte sich, die Blase an ihrer Ferse zu ignorieren, die

gerade aufgesprungen war, und nicht daran zu denken, daß es wahrscheinlich Blut war, das in ihren Schuh sickerte. Der Pfad war noch schmaler geworden. Sie befanden sich nun nicht nur gut fünfzehnhundert Meter über dem Meeresspiegel, sondern waren auch der Sonne näher. Die Hitze des Tages hatte sich gestaut, und die Luft im Wald war drückend und still. In dieser Stille war plötzlich ein schwaches Rascheln zu hören, als blase eine willkommene Brise durch die Blätter.

Bonchoo blieb abrupt stehen. Er spähte ins Unterholz, hob beide Hände und rief: »*Rau penn ploen - rau penn ploen!*« Erschrocken hielt auch Mrs. Pollifax an. Sie folgte Bonchoos Blick. Erst nach einer Weile sah sie in der Düsternis etwas Langes, Dünnes metallisch schimmernd aus den Blättern herausragen. *Großer Gott! Ein Gewehr!* dachte sie und erstarrte.

Eine barsche Stimme rief zurück: »*Rau penn kai?*« Bonchoo redete rasch, scheinbar gleichmütig und mit häufigem Schulterzucken. Das Dickicht teilte sich. Zuerst kam das Gewehr zum Vorschein, dann ein kleiner, drahtiger Mann. Ein Netz von Fältchen durchzog sein braunes Gesicht, daß man meinen konnte, es seien Nähte, die seine Züge zusammenhielten. Durch die hohen Backenknochen, die auf seine hellen, wachsamen Augen zu drücken schienen, sah er fast wie ein Tibetaner aus. Er trug ein schwarzes, altes Hemd, graue Hose, Sandalen und ein zerschlissenes Stirnband. Von einer Schulter hing ein Jagdbeutel und von seinem Gürtel ein Buschmesser in einer Scheide aus Schilfrohr.

Besorgt erkundigte sich Mrs. Pollifax: »Was sagt er?«

»Ich habe ihm versichert, daß wir Freunde sind.«

»Glaubt er Ihnen?«

Bonchoo antwortete trocken: »Wenn er es täte, würde er mir nicht den Gewehrlauf in den Bauch drücken.«

»Wer ist er?«

»Ein Akha, und er spricht nicht sehr gut Thai. Er verlangt, daß

wir ihn zum Dorfhäuptling begleiten, der Thai spricht. Das Dorf befindet sich etwa drei Kilometer von hier.«

»Aber ich will nicht dorthin!« protestierte sie.

»Nein? Wir können von Glück reden, daß er uns nicht gleich erschossen hat. Offenbar ist in dieser Woche hier irgend etwas vorgefallen. Hoffentlich kann ich den Dorfhäuptling davon überzeugen, daß wir keine Spione oder Banditen sind...«

»Ich fühle mich gar nicht wie ein Bandit, nur entsetzlich müde«, sagte sie unwirsch. »Fragen Sie ihn, ob er einen sehr großen Amerikaner mit zwei Schan gesehen hat.«

Bonchoo schüttelte den Kopf. »Später, später. Glauben Sie, Sie schaffen noch drei Kilometer?«

»Bergauf oder ab?«

Er lächelte schwach. »Die Akha wohnen nie auf Gipfeln, sondern gewöhnlich auf einem Berg in halber Höhe. Also kann es sowohl bergauf als auch bergab gehen.«

Sie seufzte. »Bringen wir es hinter uns.« Sie fragte sich, weshalb die Akha nie ganz oben auf einem Berg wohnten.

Der Akha ging voraus. Darüber wunderte sich Mrs. Pollifax, denn sie dachte, wenn Bonchoo oder sie nicht so erschöpft wären, könnten sie ihn sicher mit Leichtigkeit von hinten überwältigen. Daß sie sich da täuschte, sollte sie bald erfahren: Als sie ungeschickt auf einen trockenen Ast trat, der über den Pfad gefallen war, wirbelte der Akha herum, und diesmal bekam sie den Gewehrlauf im Bauch zu spüren. Sie lächelte den Mann entschuldigend an, und sie stapften weiter. Durch die Erschöpfung und vor allem die Höhenluft begann sie, sich ein wenig schwindlig zu fühlen. Sie spürte es, als der Akha anhielt und lauschend die Hand hob. Dann drehte er sich um, blickte sie beide warnend an und sagte etwas, ganz leise, zu Bonchoo.

»Wir verlassen jetzt den Pfad«, erklärte Bonchoo ihr. »Schnell! Seien Sie leise!«

Sie bückte sich unter Ranken, stieg über andere und über niedriges Buschwerk, schob lange, nachgiebige Zweige zur Seite, teilte hohes, scharfhalmiges Gras und folgte so den beiden Männern in den Urwald. Glücklicherweise mußten sie nicht weit gehen; als sie dicht beisammenstehende Palmen erreichten, hielten sie an und versteckten sich dahinter. Mrs. Pollifax fragte sich, was in aller Welt vorging, bis sie zunächst ganz schwach Hufschlag hörte. Rechts von ihr stieg zwischen den Bäumen eine Staubwolke auf, und dann sah sie auf einem Pfad, der ihrem entgegenkam, und keine sechs Meter von ihrem Versteck entfernt, einen langen Zug schwerbeladener Esel vorbeikommen, die von einem Mann in staubigem Turban mit einem Stock angetrieben wurden. Ihm folgten drei weitere Männer, die stumm auf dem Waldpfad dahinstapften. Nur der gedämpfte Hufschlag und leichtes Knarren von Leder war zu hören. Die Stille, mit der das Ganze vor sich ging, ließ Mrs. Pollifax fast an einen Traum glauben. Doch dieser Traum und die Stille wurden plötzlich durch Rufe hinter der Karawane zerrissen. Der Zug hielt an, und zwei Männer hasteten rufend und gestikulierend den Pfad hoch.

Bonchoo stupste Mrs. Pollifax, und sie nickte. Einer der beiden trug ein grellrotes Hemd, der andere ein leuchtend gelbes. Sie erkannte sie beide. *Also sind sie immer noch hinter uns her*, dachte sie düster. *Und wie schnell sie es geschafft haben. Ich habe Gelbhemd nicht fest genug geschlagen.* Sie bedauerte jetzt ihre Skrupel.

Ganz deutlich konnte sie die Gesichter der zwei durch das schützende Laub sehen. Rothemd war sehr jung, aber er erinnerte an eine gespannte Sprungfeder; sein Gesicht war hart, seine Augen waren verkniffen, als er sprach. Sein Begleiter im gelben Hemd wirkte weniger ehrgeizig, aber auch weniger jungenhaft, er hatte ein wölfisches Gesicht. Irgend etwas wurde beschlossen. Die vier von der Karawane wirkten nicht sehr erfreut, aber sie nickten. Der Zug setzte seinen Weg fort, und

Rothemd sowie Gelbhemd stapften hinterher. Sie warteten noch lange in ihrem Versteck ab, was Mrs. Pollifax zuviel Zeit gab, sich klar zu werden, daß die beiden jungen *Naklengs* ihre Jagd auf sie nicht aufgegeben hatten. Und wenn der Pfad, den sie gekommen waren, kürzer war als ihrer, und das hatte den Anschein, bedeutete das, daß sie sich hier sehr gut auskannten. Sie dachte: *Sie dürfen Bonchoo nicht finden!* Er war ihre ganze Hoffnung, nur mit ihm konnte sie sich in diesem Dschungel zurechtfinden.. Heftig sagte sie sich, daß sie nicht zulassen durfte, daß sie nicht zulassen *würde*, daß diese beiden Halunken ihn umbrachten.

Die letzten Geräusche von der Karawane waren bereits seit zehn Minuten verstummt, als der Akha sich rührte. Er führte sie über den breiteren Pfad, schob Palmenwedel und Buschwerk zu Seite, bis sie zu einem kaum erkennbaren und fast überwucherten Pfad kamen.

Mrs. Pollifax fragte Bonchoo leise: »Haben die zwei *Naklengs* die Männer gefragt, ob sie uns gesehen haben?«

Er nickte. »Ja, und es hat nicht viel gefehlt, und sie hätten uns tatsächlich gesehen. Wir hatten Glück, dafür werde ich viel Weihrauch im Tempel spenden - wenn ich das alles überlebe!«

»Und die Karawane, war das Opium?«

»Nein, nein - Gewehre.«

»Ich bin so müde, Bonchoo. Und so durstig.«

»Noch eineinhalb Kilometer.«

Noch eineinhalb Kilometer! Ihre Füße fühlten sich an wie blutende Stümpfe, und ihr Horizont war zu einem schmalen Streifen roter Erde auf dem Pfad vor ihr geschrumpft; eine Zukunft über den nächsten Augenblick hinweg war mehr, als sie sich vorzustellen vermochte; und die Hoffnung, Cyrus einzuholen, wurde zu einem fernen Traum, der jenseits eines schwierigen Ziels lag, das Überleben hieß: Den Zusammenbruch überleben, den Durst, zwei junge *Naklengs*, die sie suchten, und

diesen Umweg zu einem mysteriösen Dorf, wo ein mysteriöser Dorfhäuptling entscheiden würde, ob sie gefährlich waren. Ihr Zeitgefühl verschwamm; sie zählte die Steine auf dem Pfad und bemühte sich, tief zu atmen, was ihr jetzt etwas leichter fiel, da das endlose Klettern aufgehört hatte und der Weg zumindest im Augenblick eben verlief. Trotzdem erschienen ihr die eineinhalb Kilometer, von denen Bonchoo gesprochen hatte, wie eine Ewigkeit. Irgendwo vor ihnen bellte ein Hund. Im Wald grunzte ein Schwein. Sie hörte auf, Steine zu zählen und blickte hoch. Sie sah eine Lichtung vor ihnen, sah die Umrisse eines steilen Strohdachs, dann einen staubigen Platz und ein Schwein, das in der Erde scharrte. Der Pfad wurde breiter, sie kamen auf den Platz, sie sah Leute, ein paar Kinder rannten auf sie zu und gemesseneren Schrittes folgten Frauen mit seltsamer konischer Kopfbedeckung. Die Frauen hielten sich dann jedoch scheu zurück.

»Wir sind da!« rief Bonchoo, und als er ihr Gesicht sah, erkundigte er sich besorgt: »Ist Ihnen nicht gut?«

Sie schaute ihn an, dann auf die Lichtung, die im goldenen Schein der Nachmittagssonne lag. Mit zitternder Stimme sagte sie: »Wenn ich nur...« Sie hielt inne und versuchte es erneut. »Wenn ich nur...«

Ihre Stimme versagte; erstaunt starrte sie Bonchoo an und den Akha, keuchte und fiel nach vorn. Die beiden Männer konnten sie gerade noch auffangen, ehe sie auf dem Boden aufschlug.



## 9

Die Nachricht über einen Umsturz in Thailand erreichte Carstairs am Donnerstag um neunzehn Uhr. Das bedeutete, daß er Bangkok einen weiteren Abend opfern mußte. Der Staatsstreich hatte eine Stunde zuvor mit der Übernahme von Radio Thailand begonnen und das Gerücht ging um, daß das Hauptquartier der 1. Armee im Herzen der Stadt umzingelt und schließlich eingenommen worden war. Es wurden elf Tote und sechszehn Verwundete gemeldet. Nach den dürftigen Nachrichten, die U.S.-Botschaft und Nachrichtendienste erhielten, waren am Putschversuch rebellierende Einheiten der Thai-Streitkräfte beteiligt, doch über die Anführer war nichts bekannt. Der Staatsstreich hatte am Freitagmorgen um sechs Uhr begonnen. In Langley, Virginia, war es noch Donnerstag.

»Irgendwie gespenstisch, dieser Zeitunterschied«, sagte Bishop, als er zu seinem Schreibtisch zurückkehrte, um die übermittelten Informationen auszuwerten. »Wirklich mystisch, wenn man bedenkt, daß es in diesem Augenblick...«, er schaute auf seine Uhr, »... da drüben Freitagmorgen, zwanzig nach sieben ist und die Leute bereits wissen, wie der Freitag ist, und sie«, fügte er betont hinzu, »sie von Donnerstag auf Freitag einen angenehmen Schlaf hatten, mit dem Sie und ich wohl nicht rechnen können. Und sie erleben bereits einen Tag, der noch Stunden vor uns liegt!«

»Etwas wunderliche Gedankengänge«, brummte Carstairs.

»Wunderlich? Wohl eher metaphysisch«, antwortete Bishop nachdenklich. »Das Rätsel von Zeit und Raum. Ach übrigens, meinen Sie, daß Mornajays mysteriöser Flug nach Bangkok etwa mit diesem Putschversuch zusammenhängt?«

Carstairs sagte trocken: »Leider gibt es im Department keine Kristallkugeln, die einen Blick in Raum und Zeit gestatten. Ausschließen kann man es natürlich nicht, aber wenn er wegen

eines möglichen Staatsstreichs hinübergeflogen wäre, würde es jeder oben wissen, vor allem seine Assistentin. Nein, mein Instinkt sagt mir, daß er einen anderen Grund hatte.«

»Schließen Sie das, weil er auf dem Einsatz eines so unerfahrenen Agenten wie McAndrews bestanden hat?«

Carstairs wirkte besorgt. »Das widerspricht so völlig dem Charakter des ungemein tüchtigen Mornajays wie sein plötzliches Verschwinden...«

»Das ein merkwürdiges Licht auf ihn wirft. Ich weiß, daß Sie sich oft über ihn ärgern, aber was halten Sie wirklich von ihm?«

»Er ist ein Mensch, mit dem man nicht warm werden kann, nur Verstand und kein Herz«, antwortete Carstairs. »Er kommt auch aus einer kalten Gegend: Minneapolis. Sie haben selbst gehört, wie Holloway ihn beschrieb: Kalt wie Eis und ein Ego wie ein Elefant.«

Bishop schüttelte den Kopf. »Alles *sehr* mysteriös. Allerdings muß ich gestehen, daß mich an diesem Putsch am meisten die elf Toten und sechszundredrig Verwundeten beunruhigen und daß McAndrews noch nicht den geringsten Hinweis hat, wo Emily und Cyrus sein könnten.«

»Unsinn«, sagte Carstairs brüsk. »Sie würden wohl kaum...« Er unterbrach sich bestürzt.

»Wir wissen doch gar nicht, wo sie sind«, gab Bishop zu bedenken. »Darf ich Sie daran erinnern, wie oft Sie überzeugt waren, daß Mrs. Pollifax sich irgendwo aufhielt, wo sie gar nicht war? Vor ein paar Jahren dachten Sie, sie säße in Istanbul fest, und dann stellte sich heraus, daß sie fast am anderen Ende des Landes in einem Gefängnis eingesperrt war. Dann glaubten Sie, sie sei in Bulgarien, und sie rief uns aus der Schweiz an. Sie dachten, sie sei in Mexiko getötet worden, dabei befand sie sich auf einem Schiff in der Adria. Also, wie können Sie sagen, daß die beiden nicht in Bangkok sind? Verdammt«, entfuhr es ihm, »wir haben die Botschaft schon vor Stunden von ihrem

Verschwinden unterrichtet! Wo sind sie bloß? Und warum meldet sich niemand?»

»Geduld, Bishop«, versuchte Carstairs ihn zu beruhigen. »Dort drüben ist früher Morgen, und die Leute haben geschlafen.«

Bishop gähnte. »Die Glücklichen!« Der Fernschreiber begann zu klicken. Bishop beugte sich darüber. »Es steht hier: »Die Lage ist instabil... <<

»Die übliche Phrase, wenn sie nicht wissen, was vorgeht.« Carstairs seufzte. »Und keine Ahnung haben, ob rechtsextremistische Fanatiker dahinterstecken, oder Liberale, oder eine alte Machtgruppe, oder eine neue, und vor allem, ob sie pro- oder antiamerikanisch ist und ob der Staatsstreich glückt oder nicht.«

»Warten Sie, es geht noch weiter!« rief Bishop. »»Keine Amerikaner unter den Toten...< Das ist eine Erleichterung, so leid mir auch die ändern tun. Ah - hier ist es! Der Führer des Putsches soll nach Gerüchten ein General Lueng Nuang sein.«

»Schnell, sehen Sie nach!« bat Carstairs. »Wenn in den Akten nichts ist, dann setzen Sie sich an den Computer!«

»Wird gemacht.« Als er am Telefon vorbeiging, sah er das rote Lämpchen aufleuchten. Er nahm den Hörer ab und meldete sich mit: »Mr. Carstairs' Büro.« Er streckte Carstairs den Hörer entgegen. »Mornajays Assistentin, Mrs. Hudson.«

»Gut - ich sagte ihr, daß ich mit dem Betreffenden sprechen möchte, mit dem Mornajay am Montag die Besprechung hatte, als der Anruf kam, vielleicht hat er etwas mitgehört, das uns weiterhelfen könnte... Ja, Mrs. Hudson?« Dann lauschte er angespannt. Bishop warf wieder einen neugierigen Blick auf ihn, während er nach einer Akte über General Lueng suchte.

Als Carstairs wieder sprach, zuckte Bishop zusammen. »Wer?« fragte Carstairs erstaunt und kitzelte hastig etwas auf einen Block. Nachdem er Mrs. Hudson gedankt hatte, wählte er

eine Nummer und bat, mit einem Mr. Lester Thomson sprechen zu dürfen.

Bishop fand die gesuchte Akte, überflog sie und entdeckte zwei interessante Absätze, die er herausnahm. Der General war vor acht Jahren Abgeordneter des Thai-Parlaments gewesen, bis sich herausstellte, daß sein persönliches Vermögen durch Bestechungsgelder und Beteiligung am Drogenschmuggel in kürzester Zeit auf fünf Millionen Thai-Dollars gestiegen war. Zwischen den Zeilen las Bishop, daß noch einige andere Männer in hohen Positionen verwickelt gewesen waren, doch daß man an General Lueng ein Beispiel statuiert hatte, um die Amerikaner zufriedenzustellen, die große Beträge in die Bekämpfung des Drogenhandels steckten. General Lueng hatte lediglich drei Monate im Gefängnis gesessen und war dann des Landes verwiesen worden. Er war jedoch im selben Jahr zurückgekehrt und wieder als General in die Streitkräfte übernommen worden. Woraus Bishop trocken folgerte, daß in Thailand ein Mangel an Generälen herrschte und sich an der Vetternwirtschaft nichts geändert hatte.

Während er sich mit diesem Material beschäftigte, hörte er, wie Carstairs sich am Telefon mit Thomson bekannt machte und ihn um ein Treffen ersuchte. »Er kommt gleich herüber«, wandte Carstairs sich an Bishop, nachdem er aufgelegt hatte.

»Wer ist er denn?«

Ein Lächeln spielte um Carstairs' Lippen. »Vom DEA.«

»Drug Enforcement Agency?« staunte Bishop. »Mit ihm traf Mornajay sich am Montag? Was hat er denn mit der Rauschgiftabteilung zu tun?« Es war nicht ungewöhnlich, daß die einzelnen Departments des Geheimdienstes Informationen austauschten, allerdings mußte das jeweils von oben genehmigt werden. Da erinnerte er sich, daß Mornajay ja einer der Oberen war, einer der Spitzenleute, und er wahrscheinlich niemandem Rechenschaft schuldig war.

Thomson ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein stämmiger Mann mit blauen Augen, dessen Gesicht scharfen Verstand und Humor verriet. »Ich wollte gerade mein Büro verlassen, als Sie anriefen. Sie sagten, es habe etwas mit der Besprechung am Montag vormittag mit Mornajay zu tun?«

Carstairs nickte. »Ja.«

Ein kurzes Schweigen setzte ein. Die beiden Männer schätzten einander ab, dann sagte Thomson ausdruckslos: »Er ging mitten im Gespräch weg, seither versuche ich ihn zu erreichen. Seine Assistentin ist jedesmal, wenn ich anrufe, ausgesprochen ausweichend und versichert mir, Mornajay würde mich zurückrufen, doch er hat es immer noch nicht getan.«

»Es handelte sich um etwas Wichtiges - bei Ihrer Besprechung?«

»Von äußerster Wichtigkeit - für Mornajay«, erwiderte Thomson.

*Thomson weiß etwas*, dachte Bishop.

»Seine Assistentin, Mrs. Hudson, war nicht offen zu Ihnen«, sagte Carstairs sachte. »Verständlich, in dieser Lage. Sie sind nämlich der letzte, der Mornajay gesehen hat. Er ist verschwunden.«

»Verschwunden?«

»Offenbar hängt sein Verschwinden mit einem mysteriösen Anruf zusammen, den er bekam, während Sie bei ihm waren.«

Thomson schüttelte den Kopf. »Nicht unbedingt.«

Carstairs blickte ihn interessiert an. »Könnten Sie mir Näheres sagen? Sie erwähnten, daß es bei der Besprechung um etwas von größter Wichtigkeit für *Mornajay* ging?«

Thomson nahm sich eine Zigarette und beschäftigte sich eingehend damit, sie anzuzünden. Als er sein Feuerzeug einsteckte, lehnte er sich im Sessel zurück und schlug die Beine

übereinander. »Also gut, aber was ich Ihnen sage, ist streng vertraulich und muß unter uns bleiben.«

»Selbstverständlich«, versicherte ihm Carstairs.

»Offen gestanden, ich hatte und habe das Gefühl, auf Dynamit zu sitzen, und bin mir nicht klar, was ich unternehmen soll. Um eine richtige Besprechung handelte es sich am Montag eigentlich nicht. Ich kam gleich am Morgen zu ihm, um ihn auf gewisse Tatsachen hinzuweisen, die wir im Lauf der vergangenen Monate eruiert haben. Er sollte mir bestimmte Zufälle erklären...«

Carstairs hob die Brauen. »Zufälle?«

Thomson rutschte unruhig in seinem Sessel. »Ich würde mich wohler fühlen, wenn ich mein Gespräch mit Mornajay hätte beenden können. Ich hatte jedoch kaum begonnen, ihm die Fakten zu erläutern, als er einen Anruf bekam und er mir erklärte, keine Zeit mehr zu haben - sehr kalt und barsch. Weiß denn *niemand*, wo er ist?«

Carstairs blickte ihn nachdenklich an. »Ich weiß Ihre Offenheit zu schätzen, und ich glaube, ich darf ebenso offen sein. Was sagen Sie dazu - und das ist ebenfalls vertraulich und nur zwischen uns -, daß wir nach einigen Telefongesprächen herausfanden, daß Mornajay in Thailand gesehen wurde?«

»Ich bin bestürzt«, sagte Thomson leise.

»Können Sie uns sagen, weshalb?«

Thomson seufzte. »Okay, ich werde es Ihnen erklären. Wie Sie wissen, ist der DEA in Thailand besonders aktiv; wir tun unser möglichstes, die Regierung in ihrer Bemühung zu unterstützen, das Drogenproblem auszumerzen - ich habe allerdings manchmal das Gefühl, daß das eine Sisypusarbeit ist. Wir überwachen die verschiedenen Kriegsherren mit ihren Privatarmeen und die chinesischen Mittelsmänner und Händler und so weiter.«

»Die *Chiu chao*?« warf Carstairs ein.

Thomson nickte. »Ja, dieses Netz von Gewerkschaften und Gilden, das es schon vor Jahrhunderten im alten China gab, und das Tschiang Kai-Tschek in China zur Macht verhalf, ist darin verwickelt... Als Mao die Macht übernahm, breiteten die *Chiu chao* sich bedauerlicherweise in Hongkong, Macao, San Francisco und so weiter aus. Sie sind eine ungemein einflußreiche Gruppe. Ihre Banken - o ja, sie sind jetzt sehr ehrbar - dienen quasi auch als Waschanlage für Drogengelder. Und seit etwa einem Jahr wissen wir, daß einer ihrer führenden Männer ein Amerikaner ist.«

Ungläubig echote Carstairs: »Ein *Amerikaner*? Bei den *Chiu chao*? Unmöglich, das würden sie nie zulassen.«

»Er hat hineingeheiratet«, sagte Thomson knapp. »Eine Frau namens Chin-Ling.«

Bishop erstarrte. Er brauchte seine ganze Willenskraft, um Carstairs nicht einen schnellen Blick zuzuwerfen, der Thomson verraten könnte, daß sie den Namen kannten.

»Erzählen Sie weiter«, bat Carstairs ruhig.

»Wir nennen diesen Mann Mr. X, seit wir herausgefunden haben, daß er von *ihnen* so bezeichnet wird. Sehr wenige haben ihn je selbst zu Gesicht bekommen; er wickelt offenbar so gut wie alles telefonisch und telegrafisch ab; er verschafft ihnen Informationen und tätigt größere Transfers für sie. Er ist außerordentlich clever und sehr gut organisiert. Aber vor drei Wochen«, fuhr er fort, »hatten wir unerwartetes Glück. Einer ihrer Leute zog in einem internen Machtkampf den kürzeren, und er befürchtete stark, vergiftet zu werden. Deshalb kam er zu uns und bot sich als Informant an.«

Bishop wartete mit offenem Mund. Ein merkwürdiges Gefühl bemächtigte sich seiner.

»Er war in der Lage, uns einiges über Mr. X zu erzählen«, fuhr Thomson bedächtig fort. »Beispielsweise, daß Mr. X

Südostasien sehr gut kennt, da er während des Vietnamkriegs mehrere Jahre dort verbracht hat; daß er Apartments in Hongkong und in Bangkok hat, daß er eine Ehefrau in Bangkok unterhält, sich jedoch selten an einem der beiden Orte sehen läßt. Er benutzt die Namen Charlie Tegner und Kenneth Lance, doch sein echter Familienname ist Mornajay, sein Vorname ist nicht bekannt. Er ist etwa fünfundvierzig, geboren in Minneapolis, und während seines Aufenthalts in Asien im Krieg lernte er die kleine Chinesin Chin-Ling kennen und heiratete sie, und diese Chin-Ling hatte zufällig Beziehungen zu den obersten Kreisen der *Chiu chao*.«

Bishop schloß den Mund, daß die Zähne aufeinanderschlugen. Es war Wirklichkeit! Er hatte es ja gehört; trotzdem war es unglaublich.

»Und Sie haben festgestellt, daß Mornajay vom CIA hier während des Krieges in Vietnam war, daß er etwa fünfundvierzig oder siebenundvierzig, in Minneapolis geboren und sein Vorname zufällig Lance ist«, sagte Carstairs freundlich.

»Ja«, bestätigte Thomson verlegen. »Eine peinliche Sache für die CIA, nicht wahr?«

Nach kurzem Schweigen sagte Carstairs ruhig, ohne auf die Frage einzugehen: »Ihr Gespräch wurde durch einen Anruf unterbrochen. Haben Sie eine Ahnung, von wem er kam?«

Thomson schüttelte den Kopf. »Nein, er nahm ihn in einem Nebenzimmer entgegen und schloß die Tür.«

Carstairs schwieg. *Aha*, dachte Bishop, *er hat nicht vor, ihm zu sagen, daß der Anruf von Chin-Ling kam!* »Und Sie glauben wirklich, daß Mornajay Ihr Mr. X sein könnte?« fragte Carstairs ruhig.

Thomson seufzte. »Ich weiß es nicht. Er hat eine so hohe Position inne, daß es eine verdamnte Verantwortung ist. Mir wäre viel wohler, wenn er die Gelegenheit gehabt hätte, es zu



leugnen. Oder zu erklären. Statt dessen ist er plötzlich auf und davon.«

Carstairs nickte. »Das Schlimmste, was er tun konnte.«

»Haben Sie oben bereits Bescheid gesagt, daß er in Thailand ist?«

Carstairs schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Die oben wissen inzwischen von seiner Abwesenheit und wundern sich offenbar, aber man hat noch nicht nach ihm suchen lassen. Wenn er nicht zurückkehrt...«

Thomson sagte zögernd: »Für mich hat es den Anschein, als wäre er auf der Flucht. Was könnte einen Mann wie ihn - *falls* er unser Mr. X ist - dazu bringen, ein Doppelleben zu führen? Ich habe ihn am Montag zum ersten Mal gesehen, aber ich fand ihn - verzeihen Sie mir - farblos und langweilig.«

»Doch außerordentlich fähig«, versicherte ihm Carstairs.

»Geld?« überlegte Thomson laut. »Macht?«

»Wie wär's mit Nervenkitzel?« warf Bishop impulsiv ein.

»Möglich.« Thomson nickte. »Das würde jedenfalls Geld zweitrangig machen. Und wenn er seine Geschäfte hauptsächlich telefonisch und telegrafisch abwickelt, kann er das auch aus größerer Entfernung. Ein bißchen heikel, vielleicht, aber nicht unmöglich.«

»Es würde auch erklären, warum er nicht geheiratet hat«, sagte Bishop. »Ich meine, weil er ja bereits verheiratet ist.«

Niemand hörte ihm zu. »Da es nun ganz den Anschein hat, daß er Mr. X ist«, sagte Thomson, »werde ich unsere Dienststelle in Chiang Mai benachrichtigen. Wenn er untertauchen will, könnte er jetzt vielleicht im Gebirge sein, auf dem Weg zu Wen Sa, um bei ihm unterzuschlüpfen, bis er sich mit einer neuen Identität irgendwohin zurückziehen kann. Wir wissen bereits, daß ein Thai-General in dieses Geschäft verwickelt ist, ein General Lueng.«

Carstairs lachte. »Haben Sie vom Putschversuch gehört?«

»Was für ein Putschversuch?«

»Er begann um sechs Uhr morgens, Bangkok-Zeit und, wie wir hörten, unter Führung eines Generals Lueng.«

»Die Sache spitzt sich zu!«

Ein Putschversuch... Mrs. Pollifax und Cyrus verschwunden... Mornajay in Thailand... Bishops Besorgnis wuchs, nicht so sehr, weil sie möglicherweise einen Verräter im Department hatten, Mornajay noch dazu, sondern bei dem Gedanken an die zwei Menschen, die ihm ans Herz gewachsen waren. Kaum hatte er angefangen, die Tatsache zu verdauen, daß Emily und Cyrus verschwunden waren, folgte die Neuigkeit von Mornajays Verschwinden, und er konnte es immer noch nicht ganz fassen, daß ihr Vorgesetzter vor etwa sechsunddreißig Stunden in Bangkok gesehen worden war. Und da Bishop Mrs. Pollifax viel lieber mochte als Lance Mornajay, machte er sich nun Sorgen um eine mögliche Verbindung. Er fragte sich, ob Ruamsaks Informationen etwas mit Mornajays Identität als Mr. X zu tun haben mochten, und wenn ja, ob Mornajay hinter dem Mord an Ruamsak und der Entführung von Cyrus Reed steckte? Nachdem der Gedanke an Mornajays Flucht akzeptiert war, löste er einen wahren Alptraum an Befürchtungen aus. Carstairs sagte grimmig: »Ich finde, daß wir die oben jetzt unterrichten sollten, meinen Sie nicht auch? Mornajay ist nun eine große Gefahr, sowohl für sich selbst, als auch für das Department.«

Wie in einem Traum hörte Mrs. Pollifax eine Männerstimme etwas in einer fremden Sprache rufen, danach eine Frauenstimme, die offenbar antwortete, und eilige Schritte. Vorsichtig hob sie die Lider. Sie sah eine größere Fläche rötlicher Erde, ein Haus mit einem Strohdach, das fast bis zum Boden reichte, und eine junge Frau mit einem Kopfputz, der mit Silbermünzen verziert war, aus diesem Haus rennen. Rasch schloß sie die Augen wieder. Sie war nicht zu Hause oder in einem Bett, und es gab irgend etwas Dringendes, Quälendes - etwas Verlorenes, das gesucht werden mußte.

Als sie die Lider wieder hob, lag sie auf einer Matte auf dem offenen Vorbau oder der Veranda eines Hauses mit herabhängendem Strohdach. Und der glitzernde Kopfputz war kein Traum gewesen, denn die Frau, die sich über sie beugte, trug so einen. Neben dieser Frau stand ein Mann, der auf Mrs. Pollifax hinabblickte - ein junger Mann mit hohen glatten Backenknochen und wachen Augen. Er war nicht Bonchoo. Er trug eine schwarze Hose mit weiten Beinen, ein dunkles Hemd und ein Messer in seinem Gürtel. So hatte Bonchoo nicht ausgesehen.

»Bonchoo«, murmelte sie und versuchte, sich aufzusetzen.  
»Bonchoo?«

Der junge Mann rief nach jemandem hinter sich im Schatten und verschwand außer Sicht. Als sie saß, sah Mrs. Pollifax, daß sie von Kindern und Frauen umgeben war, die alle die gleiche Art Kopfputz trugen und sie staunend anstarrten: ihre Füße, ihre Kleidung, ihr Gesicht. Man hatte ihr die Schuhe ausgezogen, und die Frau, die sich über sie beugte, strich gerade eine kühle, lindernde Salbe auf ihre Blasen. Ihre Kopfbedeckung war so nahe, daß Mrs. Pollifax in aller Ruhe die komplexen Reihen von gehämmerten Silberscheiben, die Streifen winziger weißer

Knöpfe und roter Glasperlen, alles mit Silbermünzen eingefäßt, bewundern konnte. Über den Reihen von Silberscheiben erhob sich ein Kegel, der wundervoll bestickt und mit leuchtend roten Federn besteckt war. Die Frau spürte offenbar ihren Blick, sie schaute hoch und lächelte schüchtern. Ihr Gesicht war winzig und abgehärmt, aber empfindsam und von einer Herzlichkeit, die Mrs. Pollifax überraschte.

Auf den Ruf des Mannes eilte Bonchoo herbei. Eine Flut von Erleichterung und Zuneigung überschwemmte sie, als sie sein breites Gesicht mit der Narbe wiedersah und den lächerlichen Hut. »Bonchoo!« rief sie noch einmal erfreut.

Ihm folgte eine runzelige alte Frau, die ebenfalls einen konischen Kopfputz trug - ihrer war etwas abgetragener, doch nicht weniger prächtig. »Sie bringt Wasser für Sie« erklärte Bonchoo und deutete auf den Krug in den Händen der Frau. »Sie hat es für Sie abgekocht, dafür habe ich gesorgt. Betrachten Sie es als etwas sehr Wertvolles, und trinken Sie nicht zuviel auf einmal.«

Die alte Frau lächelte sie freundlich an und nickte zufrieden, als Mrs. Pollifax den Krug nahm und trank. Das Wasser war noch warm, und als sie ihren Durst einigermaßen gestillt hatte, setzte sie den Krug zum Abkühlen ab, hielt ihn jedoch wie einen Schatz fest.

»Sie sagt, Sie müssen als nächstes das trinken«, erklärte Bonchoo und hielt ihr eine Tasse entgegen, die aus einem Astknoten ausgehöhlt war. »Es ist Kräutertee, eine Herzmedizin; gut, wenn man große Höhen nicht gewöhnt ist.«

Sie kostete ihn, verzog das Gesicht, leerte jedoch gehorsam die Tasse. Zu ihrer Überraschung hörte ihr Herz zu flattern auf und schlug wieder langsamer und regelmäßiger. Erstaunt sagte sie: »Ich fühle mich schon besser, er hilft wirklich! Bitte bedanken Sie sich für mich, Bonchoo. Es tut mir leid, daß ich umgekippt bin, entschuldigen Sie. Erzählen Sie mir bitte, was

inzwischen geschehen ist. Haben Sie schon mit dem Dorfhäuptling gesprochen? Dürfen wir jetzt gehen?»

Bonchoo hockte sich neben sie. »Sie haben ihn gerade selbst gesehen, das hier ist sein Haus.« Er deutete auf die Stelle, wo der junge Mann gestanden hatte. »Er heißt Nouvak und ist ein sehr intelligenter junger Mann, der weiß, was zu tun ist.«

»Ja, aber läßt er uns gehen? Bonchoo, sie können uns nicht sehr weit voraus sein, Cyrus und die...«

Er hob eine Hand. »Warten Sie - Nouvak wird mit Ihnen reden, er kennt sich aus. Wir haben Glück, er spricht Thai, Akha, Hmong, ein wenig Schan und ein bißchen Englisch.«

»Englisch!« Das erschien ihr wahrhaftig ein Wunder in diesem abgelegenen Bergdorf.

Die ältere Frau hatte sich zurückgezogen und die Kinder mitgenommen. Die jüngere Frau kauerte sich auf die Fersen und sagte etwas, das weder Mrs. Pollifax noch Bonchoo verstanden. »Was sagt sie?« erkundigte sich Mrs. Pollifax. »Können Sie ihr bitte danken?«

Eine Stimme erklang hinter ihnen: »Ich werde ihr in Ihrem Namen danken. Sie ist meine Frau Apha.« Nouvak war zurückgekehrt. Nachdem er zu seiner Frau gesprochen hatte, lächelte sie Mrs. Pollifax noch einmal schüchtern an und verschwand im Haus. Nouvak setzte sich neben Bonchoo und betrachtete sie ernst. »Ich bin *Buseh* - Dorfoberster. Mein Englisch nicht sehr in Übung, ich muß auffrischen, ja?«

»Bitte sprechen Sie.«

Er fuhr fort und überlegte jedes Wort. »Bonchoo sagt, Sie haben einen *Sahmee* verloren, einen...«

»Ehemann«, warf Bonchoo ein.

Nouvak nickte und studierte ihr Gesicht. »Und Sie suchen ihn.«

»Ja.« Bonchoo hat recht, dachte sie. Das waren wirklich die

Augen eines Mannes, der »wußte, was zu tun ist«. Sie waren wachsam und intelligent.

»Und Banditen suchen Sie, sagt Bonchoo.«

Sie warf einen raschen Blick auf Bonchoo, doch sein Gesicht war ausdruckslos. »Ja - zwei Männer.«

»Mit Gewehren? Haben sie Schußwaffen?«

»Ich glaube nicht«, antwortete sie und schaute Bonchoo fragend an.

Bonchoo antwortete: »Wenn sie Schußwaffen gehabt hätten, würden wir jetzt nicht mehr leben.«

Mrs. Pollifax wollte nicht über Schußwaffen reden. »Sie waren alle sehr gütig - dürfen wir jetzt gehen?«

»Gehen?« Nouvak blickte sie erstaunt an. »Aber es wird bald Nacht!«

Bonchoo warf ein: »Er hat recht. Im Dschungel ist es nachts nicht sicher, und Sie müssen sich ausruhen. Er hat gesagt, wir dürfen hier übernachten. Sagen Sie ihr bitte, was Sie unternommen haben, Nouvak.«

»Ja. Ich habe zwei Männer in den Wald geschickt, um *Farang* und zwei Schan zu suchen.«

»Cyrus«, murmelte sie glücklich.

»Außerdem habe ich vier Männer aufgestellt, um zu - zu...«

»Wachen?« fragte Bonchoo.

Nouvak grinste plötzlich jugenhaft. »Okay - ja. Um Dorf für Banditen zu bewachen. Nein, nicht *für*... Ich meine, um nach Banditen Ausschau zu halten. Mein Englisch kehrt langsam zurück! Jetzt kommt der *Dzoema* und wir besprechen.«

»*Dzoema*?« fragte Mrs. Pollifax.

Bonchoo übersetzte. »Er hat mir gesagt, daß in diesem Dorf - in allen Akhadörfern - der *Buseh* der Mann ist, der für alles zuständig ist, was von außen kommt: Regierungsleute,

chinesische Händler, die kommen, um zu kaufen und zu verkaufen - mit den Einnahmen für Reis und Stoffe wird Eisen erstanden für Dolche und Gewehre und Buschmesser und dergleichen. Der *Dzoema* aber ist so was wie die Regierung des Dorfs.«

»Ah, ich verstehe«, sagte Mrs. Pollifax. Da sie sich jetzt besser fühlte, verschränkte sie die Beine und schob die Füße unter sich. Ein unbeschreiblich dürrer Mann kam über den Platz auf sie zu. Er sah staubig und müde aus, als hätte man ihn von einem fernen Feld geholt. Er musterte sie und Bonchoo, dann setzte er sich neben Nouvak, blickte jedoch Mrs. Pollifax an. Er und Nouvak sprachen miteinander, und Bonchoo lauschte aufmerksam. Offenbar unterhielten sie sich über sie, und Mrs. Pollifax achtete besonders auf den Gesichtsausdruck des *Dzoema*, um daraus vielleicht etwas entnehmen zu können. Die Haut des hageren Mannes war dunkel und die Adern an den Schläfen, am Hals und an den Händen hoben sich wie Kordeln hervor. Er gestikulierte viel, was zu seinem ausdrucksvollen Gesicht paßte. Einmal lachte er, da sah sie, daß seine Zähne vom Betelkauen rötliche Flecken aufwiesen. Wenn er zuhörte, verhielt er sich ganz still, und seine Augen ruhten forschend auf dem Gesicht des Sprechenden.

Endlich wandte sich Bonchoo ihr zu. »Sie haben diskutiert, was am besten ist. Sie heißen uns willkommen, doch es beunruhigt sie, daß Banditen hinter uns her sind. Sie gaben erst vor einiger Zeit ihr letztes Dorf auf und sind hierhergezogen, weil Banditen ihnen ihr Silber raubten, das ganze Geld, das die Ernte ihnen eingebracht hatte, ein M-16 und zwei Ziegen.«

»O je!« Sie warf einen mitfühlenden Blick auf Nouvak. »Ich möchte wirklich nicht, daß sie unseretwegen in Schwierigkeiten geraten.«

»Ich habe ihnen versichert, daß wir für etwas zu essen gut bezahlen werden. Sie haben doch Geld?«

»Eine Menge 25-Baht-Scheine«, antwortete sie und überlegte, wieviel sie umgerechnet wert waren. »Sehr gut. Fünf reichen für den Anfang. Sie sind nicht reich, wie Sie sehen können. Sie haben auch über unsere Lage gesprochen. Wenn sie weder *Farang*, noch Schan in der Nähe finden...«

Mrs. Pollifax sagte rasch: »Aber wenn sie nicht allzu weit entfernt sind, würden sie sie doch finden, oder?«

Bonchoo nickte. »Ja, aber wenn nicht, bieten sie uns für morgen früh Hilfe an. Wahrscheinlich«, fügte er lakonisch hinzu, »um uns loszuwerden, ehe sie wegen uns tatsächlich in Schwierigkeiten kommen.«

»Welche Art von Hilfe?«

»Eine Junge namens Anu soll uns führen. Die Akha kennen den Wald und sie kennen die Schmuggler. Etwa vierzig Kilometer von hier, an der birmanischen Grenze, gibt es ein gut getarntes Lager der Schan.« Aufgeregt fragte sie: »Und sie glauben, daß man Cyrus dorthin bringt?«

»Ja, aber sich in der Nähe blicken zu lassen ist gefährlich«, warnte er. »Es liegt bereits in Birma - und wenn die Schmuggler glauben, daß wir ihnen nachspionieren...« Seine Hände durchschnitten die Luft. »... töten sie uns. Und wer würde schon davon erfahren? Sie verscharren uns im Dschungel. Wir müssen sehr vorsichtig, aber auch wagemutig sein - und hoffen!«

Mrs. Pollifax blickte ihn ernst an. »Ich muß dorthin und nehme das Angebot, daß Anu uns führt, dankend an; aber Sie, Bonchoo? Haben Sie Angst?«

»Angst!« rief er. »Ich habe den ganzen Tag schon entsetzliche Angst. Ich werde *nie wieder* aus Habgier Briefe schreiben - falls Wen Sa und meine *Phi*-Geister mich am Leben lassen.«

»Und Sie glauben, daß sie das werden?« Bonchoo seufzte. »Ich hoffe es.«

Als sie sah, wie sein Gesicht sich verdüsterte, dachte sie:



*Auch er kämpft um seine Zukunft: Frau, Kinder, Arbeit, Zuhause; genau wie ich um meine kämpfe: Um einen stattlichen, sehr lieben Mann, der gern in der Badewanne liest, in jedes Essen Knoblauch gibt, in der Kälte kauert, um Vögel zu beobachten - und ich liebe ihn.*

Bonchoo deutete mit dem Kopf auf Nouvak und den *Dzoema*. »Sie tun das, weil Sie Ihren Mann vermissen und Ihre Suche nach ihm sie überrascht und beeindruckt.«

Nouvaks Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Unsere Frauen verlassen das Dorf nicht, das ist nicht *Zang*. Wir haben ein Sprichwort: Das Reich der Frau ist zwischen Haus und Reisspeicher, das des Mannes zwischen anderen Dörfern und dem eigenen.«

Mrs. Pollifax fragte sich, was *Zang* bedeutete.

Nouvak stand auf. »Das ist mein Haus, und Sie sind willkommen.« Er trat hinein und verschwand hinter einer geflochtenen Trennwand.

»Ich will sehen, ob ich ein Buschmesser kaufen kann«, sagte Bonchoo. »Ruhen Sie sich aus, es wird bald etwas zu essen geben.«

Aber Mrs. Pollifax war nicht nach Ausruhen zumute. Das Dorf interessierte sie, und die Salbe hatte den Schmerz von den Blasen gelindert. Bonchoo und der *Dzoema* gingen zum Ende der Einfriedung, wo sich ihnen ein junger Mann mit einem Buschmesser anschloß, das Bonchoo sogleich begutachtete. Als sie in ihre Schuhe schlüpfte, zuckte sie zusammen, dann versuchte sie ein paar Schritte zu gehen. Die Schatten auf dem Platz waren länger geworden, und im Wald hinter dem Dorf war es ganz still. Während sie vorsichtig weiterging, bellte ein Hund sie halbherzig an, dann trollte er sich. Drei Mädchen mit der für Frauen hier üblichen konischen Kopfbedeckung und Körben mit Brennholz auf dem Rücken kamen ihr auf dem Pfad aus dem Wald entgegen und blieben stehen, als sie sie bemerkten.

»Hallo, ihr«, rief sie.

Die drei blickten einander an, kicherten und eilten an ihr vorbei, warfen jedoch noch ein paarmal neugierige Blicke über die Schultern. Eine Henne spazierte gackernd hinter einem Haus hervor. Ein nacktes Kind rannte auf die Lichtung, hob einen Stock auf und verschwand zwischen den Bäumen. Sie hatte das Gefühl, in eine andere Zeit versetzt worden zu sein. Das war etwas verwirrend, aber gleichzeitig spürte sie einen tiefen Frieden, der wohl tat nach einem langen Tag voll Schrecken und Anspannung; er war so heilend für ihre angeschlagenen Nerven, wie die Salbe für ihre geschundenen Füße.

Am Ende der Straße schaute sie in den Reisspeicher, als Nouvak auf sie zukam. Fast schüchtern fragte er: »Sie schauen sich unser Dorf an?«

»Ja«, antwortete sie lächelnd. »Könnten Sie mir etwas darüber erzählen? Bonchoo sagt, Sie seien Akha. Ich hoffe, Sie sind nicht gekränkt, aber ich weiß gar nichts über die Akha.«

Er blickte sie nachdenklich an. »Kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas. Und während ich es Ihnen zeige - es stört Sie doch nicht? - übe ich Englisch. Können Sie gehen?« Sie nickte, und er ging mit ihr einen der vielen Pfade hoch, die ins Dorf führten. Sie überquerten eine Lichtung zu einem Pfad, der sich im dichten Wald verlor. Hier blieb er stehen und deutete. Mrs. Pollifax sah zwei hohe Baumstämme unweit vom Pfad, die sich kaum vom Wald abhoben, bemerkenswert waren sie nur, weil ein waagrechter Stamm sie miteinander verband - das einzig Waagrechte in dem senkrechten Gewirr.

»Unser Schutztor«, erklärte er. »Sehr wichtig für Akha, wir haben zwei.« Er hob einen Arm und deutete zum Wald. »Draußen ist Welt der Gefahr, innerhalb der Tore leben wir Akha glücklich. Die Tore schützen uns vor bösen Geistern, wilden Tieren, gewaltsamem Tod, Räubern und Krankheit.«

Sie wandte sich ihm zu, um ihm ins Gesicht zu sehen. »So

viele Gefahren lauern da draußen?«

»Wir haben sie kennengelernt«, sagte er ohne Pathos. »Die Welt da draußen behandelt uns Akha nicht gut. Wir werden vertrieben und müssen immer wieder umziehen.« Das klang philosophisch, ohne Groll.

»Beschützt die Regierung Sie denn nicht? Wie sieht es beispielsweise mit dem Schulwesen aus?«

Er lächelte flüchtig. »Zwei- oder dreimal im Monat kommt die Schule zu uns, doch der Lehrer spricht kein Akha, und die Kinder können nur ein bißchen Thai. Wir sind nicht - wie heißt das Wort? - Bürger dieses Landes. Wir müssen uns selbst beschützen. Wir möchten nicht hinunterziehen...« Er deutete bergab. »... Wir wollen frei bleiben und Akha bleiben, also gehen wir, wenn Leute unser Land wollen.«

»Und woher kommen Sie?« erkundigte sie sich.

Er verstand ihre Frage nicht richtig. »Wir kommen von unserem ersten Ahnen Apoemiyeh. Alle unseren Ahnen leben als Geister bei uns, sie sind auch jetzt bei uns.« Ein bißchen erschüttert schaute Mrs. Pollifax sich unwillkürlich um, um sich zu vergewissern, daß sie allein waren.

»Wir bitten sie um Rat«, fuhr er fort. »Wir laden sie zu Festen ein, zum Essen und Trinken. Wir leben mit vielen Geistern, den Reisgeistern, den Erntegeistern, den Baumgeistern. Wir haben zwar keine geschriebene Geschichte, aber wir kennen sie - jeder muß seine Ahnen sechzig Familien zurückkennen.«

»Sechzig Generationen!« staunte sie. »Sie sind also keine Buddhisten.«

»Nein - Waldleute!«

»Aber warum geben Sie ihr Land einfach auf, wenn jemand es will? Sie haben doch Gewehre, ich habe sie gesehen!«

»Weil der Akhazang nicht will, daß wir kämpfen.«

Sie spazierten inzwischen zum Dorf zurück, doch nun blieb

Mrs. Pollifax stehen. »Akhazang?«

»Ja, wir leben nach seinen Geboten. Der Akhazang sagt uns, wie und wann wir Reis pflanzen, wo wir unser Haus bauen, wie wir Wild jagen, wie wir leben und wie wir sterben sollen.«

»Und nichts davon ist niedergeschrieben?« fragte sie stirnrunzelnd.

»Nicht niedergeschrieben«, bestätigte er lächelnd, »aber wir wissen es trotzdem. Von unseren Ahnen. Wir hören es von unserer Mutter, von unserem Vater, von *Pima* und *Dzoema*. Wir hören es viele Male - wir *wissen* es.«

Sie bückte sich und hob einen Stein auf. »Hat der auch einen Geist?«

»O ja! Wußten Sie das nicht?«

Sie lächelte und steckte ihn in ihre Tasche zu den Bananen- und Eierschalen. »Ihr Englisch wird zusehends flüssiger«, lobte sie. »Wo haben Sie es gelernt, Nouvak?«

»In Missionsschule in Birma, aber als der Krieg begann...« Er schüttelte den Kopf. »Damals war ich ein kleiner Junge. Jetzt leben wir hier. Der Akhazang sagt: ›Auch wenn Mensch sich ändert, Akhazang ändert sich nicht. Selbst wenn ein Haus an zehn verschiedenen Orten aufgestellt wird, bleibt der Ahnenkorb unverändert‹.« Er zögerte, dann fragte er unvermittelt: »Sind Sie sicher, daß sie keine Schußwaffen hatten?«

Überrascht antwortete sie: »Ganz sicher.«

Er nickte. »Wir wünschen uns, unseren Reis anzupflanzen und zu jagen, Feste zu feiern und unsere Kinder zu erziehen, daß sie in *Zang* leben. Ich bin sehr froh, daß sie keine Schußwaffen gesehen haben.«

»Was würden Sie tun, wenn sie mit Gewehren ins Dorf kämen?«

»Wenn wir sie mit unserem Reiswein nicht freundlich stimmen könnten«, erwiderte er mit einem Lächeln, »würden

wir - *husch*.« Er deutete auf den dichten Wald hinter ihnen. »Wir leben immer ganz nahe am Wald, um uns darin verstecken zu können. Die Bäume sind unsere Freunde, genau wie der Himmel und die Sterne und die Sonne und die Steine.«

Sein Glaube rührte sie. Sie versuchte sich zu erinnern, daß auch für die Akha das zwanzigste Jahrhundert war, und so bemühte sie sich, ihm mit dem einzigen, das ihr einfiel, eine Freude zu machen und sagte bestimmt: »Sie hatten keine Schußwaffen.«

Sie erreichten nun die Einfriedung. Er sagte: »Um in meinem Haus zu schlafen, müssen Sie Großmutter werden und auf der Männerseite liegen - stört Sie das? Auch das ist Akhazang: Sie sind keine Akha und dürfen nicht auf der Frauenseite schlafen.«

Mrs. Pollifax lachte. »Das stört mich gar nicht. Ich werde in Ihrem Haus also Großmutter sein.« Am hinteren Ende der Einfriedung sah sie Bonchoo auf dem Vorbau von Nouvaks Haus etwas wie eine Zigarre rauchen, und seine Beine baumelten von der Plattform des offenen Vorbaus herab. Das war ein neuer Bonchoo: Entspannt, gutgelaunt und im Augenblick sichtlich zufrieden. *Während ich, eine Amerikanerin, sofort Ergebnisse sehen will*, dachte sie ein wenig zerknirscht. *Ich kann zwar dankbar sein für die Rast, das Essen und ein Fleckchen, wo ich schlafen darf, aber ich kann meine Sorgen nicht abschütteln: Ich habe einen Sahmee verloren*. Sie rief: »Hat man schon was von den Männern gehört, die Cyrus suchen?«

Bonchoo schüttelte den Kopf. »Noch nicht, noch nicht...«

Sie saßen auf dem Fußboden in Nouvaks Haus und aßen klebrigen Reis, den sie mit den Fingern zu Kugeln formten und in den Mund schoben. Dazu gab es kleine Fleischbrocken und gekochten Kürbis mit viel Flüssigkeit in einer Schüssel. Bei der Armut des Dorfes und der Knappheit von Vieh wollte Mrs. Pollifax lieber nicht fragen, was es für Fleisch war. Zu dem

feierlichen Anlaß wurde sogar Reiswein ausgeschenkt, obwohl die Akha sicher auch davon keinen Überfluß hatten. »Daw! Daw!« forderte Nouvak sie freundlich auf. Bonchoo erklärte ihr, daß es *trinken*, *trinken* bedeutete. Draußen war es bereits dunkel, doch das Herdfeuer gab genug Licht für das ganze Haus. Sie ließ den Blick schweifen. Das Haus war fast ganz aus Bambus, die Träger über ihnen wurden mit Bambusstreifen gehalten; Körbe hingen von der geflochtenen Bambusdecke, sie saßen auf Bambusmatten, und die Trennwände, die das Haus in Küche, Männerseite und Frauenseite teilten, waren ebenfalls aus Bambus: Alles mit der Hand geschnitten, geflochten, gebunden und gehärtet. Durch die Schlitz in der Wand konnte sie den Halbmond aufgehen sehen.. Unter dem Haus grunzte ein Schwein, es suchte nach Abfällen, die durch Spalten im Boden fielen. Mehrere Kinder spitzten von der Veranda herein. Sie flüsterten und kicherten, während sie die Gäste beobachteten: Bonchoo und sie waren eine Attraktion. Es war neunzehn Uhr, das Ende eines Tages, der so harmlos mit Cyrus in einem Luxushotel in Chiang Mai begonnen hatte - und nun würde sie in einem Akha-Dorf tief in den nördlichen Wäldern schlafen. Welch ein Gegensatz! Bonchoo redete - in ländlichem Thai, wie er ihr nebenbei erklärte -, und nachdem die Männer mehrmals schallend gelacht hatten, erkundigte sie sich, was er denn da erzählte.

»Unsere thailändischen Witze sind nichts für die Ohren einer Frau«, behauptete er grinsend. »Sehr - äh - rustikal. Ich bezahle damit für unser Abendessen.«

Mrs. Pollifax überlegte, wie sie sich für die Gastfreundschaft erkenntlich zeigen und ihren Teil zur Unterhaltung beitragen könnte. Eine Möglichkeit fiel ihr ein, und als das Feuer allmählich niederbrannte und die Kinder draußen zu gähnen begannen, sagte sie zu Bonchoo: »Ich kenne ein paar Zauberkunststücke.«

Er blickte sie zunächst überrascht, dann zusehends

erschrocken an. »Aber - die Leute hier leben eng mit Geistern zusammen, was haben Sie vor?«

Sie erklärte es ihm.

»Aha - *gohn lamet!*« übersetzte Bonchoo für Nouvak.

»*See dahn?*«

Bonchoo schüttelte den Kopf. »Nein, nein - *see kow*, Weiße Magie.«

»Was ist es?« fragte Nouvak Mrs. Pollifax ernst. »Zeigen Sie es uns?«

Sie nahm eine Münze aus der Tasche und hielt sie hoch, damit alle sie sehen konnten. Sie ließ sie verschwinden und wieder erscheinen und noch einmal: Sie holte sie aus der Luft und aus Nouvaks Ohr. Ein langes, erstauntes Schweigen setzte ein, dann fing ein Kind begeistert zu lachen an und ein anderes stimmte ein. Nouvak grinste breit. Das Lachen lockte die Frauen aus der Küche, und andere Kinder rannten auf den Vorbau, um zuschauen zu können, während sich Neugierige unterhalb sammelten. Mrs. Pollifax wurde sicherer. Sie zog einen 25-Baht-Schein heraus, rollte ihn zusammen, schloß die Hand um ihn und zog ihn aus dem Mund eines kleinen Mädchens. Lachen vermischte sich mit Kichern und begeisterten Rufen. Ihr Lehrer zu Hause würde bestimmt kopfschüttelnd tadeln: ›Wie ungeschickt, Emily!‹ Aber in dem Bergdorf der Akha bestaunte man ihre Tricks als Wunder, Die Kinder drängten sich immer näher, so daß Nouvak ihnen schließlich befehlen mußte, Platz zu machen, damit auch die Frauen etwas sehen konnten. Mrs. Pollifax bedauerte, daß ihr Repertoire so klein war, doch ihre Zuschauer waren nach der dritten und vierten Wiederholung ihrer Kunststücke noch genauso begeistert. Bonchoo beobachtete sie voll Stolz und Freude, und sie stellte fest, daß es keine Rolle spielte, was die Muttersprache von Kindern war, ihre Ohhs und Ahhs waren in jedem Land gleich. Ein dankbareres Publikum hätte sie nirgendwo sonst finden können.

Ein Rufen aus dem Wald unterbrach die Vorführung. Mrs. Pollifax zuckte zusammen und ließ die Münzen auf den Schoß fallen. Als sie sich umdrehte, sah sie zwei junge Akha rufend den Pfad herbeieilen. Bonchoo und Nouvak standen auf. Die Menge am Rand der Veranda machte ihnen Platz. Nun riefen offenbar alle durcheinander.

»Was ist los?« erkundigte sich Mrs. Pollifax. »Was ist passiert?«

Bonchoo drehte sich lächelnd zu ihr um. »Sie haben ihn gefunden!«

»Cyrus?« krächzte sie. Alle Ängste fielen von ihr ab, sie sprang hoch und bemühte sich, in die Dunkelheit außerhalb des jetzt schwachen Herdfeuers zu sehen. »Jetzt kommt er!« versicherte ihr Bonchoo. Hinter den Akha wurde ein bleicheres Gesicht sichtbar. Mrs. Pollifax machte aufgeregt ein paar Schritte darauf zu.

Abrupt hielt sie an. »Aber - das ist nicht Cyrus!« rief sie. Und dann noch mal verzweifelt: »Das ist nicht Cyrus! Ich weiß nicht, wer der Mann ist, aber Cyrus nicht! Cyrus nicht!«

Der Mann, den die beiden jungen Akha anbrachten, blieb stehen und funkelte sie an. Mit wütender und doch eisiger Stimme sagte er: »Es ist mir verdammt egal, wer ich sein soll, aber nicht bin! Ich verlange eine Erklärung für diese Unverschämtheit! Ich lag in meinem Schlafsack, als diese beiden - *Wilden* mich mit ihren Gewehren stupsten und zwangen, mit ihnen zu kommen. Mein Name ist Mornajay, Lance Mornajay, und wer, zum Teufel, sind Sie?«



»Emily Pollifax«, sagte sie heftig und empfand sofortige Antipathie, weil er Cyrus hätte sein sollen und sie es unverzeihlich fand, daß er es nicht war. Außerdem war er arrogant und anscheinend ein Amerikaner, und das machte seine Arroganz besonders aufreizend. Offenbar war er es gewöhnt, Befehle zu erteilen, jedenfalls erweckte er den Anschein. Er war ein kräftiger Mann, Ende Vierzig, mit grobgeschnittenem, bleichem Gesicht, energischem Kinn und einer wilden Mähne grauen, lockigen Haars. Seine Trekkingkleidung sah teuer aus und war vorteilhaft geschnitten: Khakihosen, festes Baumwollhemd, dazu Wildlederstiefel - und alles makellos sauber. Ein wertvoller Fotoapparat hing von seinem Hals; er hatte einen Schlafsack unter einen Arm geklemmt und trug einen Rucksack.

Und er war nicht Cyrus! Wütend sagte er: »Meine gute Frau...«

»Ich bin nicht Ihre gute Frau!« fauchte sie. Und als sich weitere Männer neben ihn stellten, fragte sie: »Ist einer von diesen Leuten Ihr Führer?«

»Ich brauche keinen Führer!« entgegnete er eisig. »Ich bin schon früher, mit und ohne Führer, in diesen Bergen herumgestreift.« Hastig fügte er hinzu: »Ich bin Bildberichterstatter. Verdanke ich es Ihnen, daß ich aus dem Schlaf gerissen und hierher verschleppt wurde? Was machen Sie überhaupt hier?«

Bonchoo, der neben ihr stand, flüsterte: »Und erlöse uns von Journalisten!«

Brüsk sagte Mrs. Pollifax: »Ich habe mich bereits bekannt gemacht. Das ist Bonchoo, neben ihm steht der Dorf oberste Nouvak, und die Männer, die Sie *Wilde* nannten, waren überaus zuvorkommend und gütig. Sie suchten nach meinem Mann.«

»Hat er sich verirrt? Dann haben Sie sich aber einen schlechten Führer ausgesucht!« Sein Blick durchbohrte Bonchoo. »Das wirft kein gutes Licht auf Sie, wenn Sie nicht auf die Leute aufpassen, die sich Ihnen anvertraut haben!« Er wandte sich wieder an Mrs. Pollifax. »Ich nehme an, Sie sind auf einer dieser Dschungeltouren, für die soviel Werbung gemacht wird. Aber Sie sollten wissen, daß es sehr unklug von Ihrem Führer war, so weit von den sicheren Wegen abzuweichen. Dieses Gebiet ist ziemlich gefährlich.«

Bonchoo und Mrs. Pollifax wechselten Blicke, schwiegen jedoch.

»Ist das ein Miao-Dorf?« fragte er und schaute sich um.

»Akha«, antwortete Mrs. Pollifax, »wie Nouvak Ihnen sagen kann.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß er Englisch spricht.«

Mrs. Pollifax genoß die Antwort. Honigsüß sagte sie: »Er spricht sogar sehr gut Englisch.«

So viel Anstand hatte Mornajay doch, daß er jetzt verlegen war. Er gab Nouvak die Hand und sagte: »Ich entschuldige mich. Aber Sie dürfen mir glauben, es war ein ziemlicher Schock, von Fremden mit Gewehren aus dem Schlaf gerissen zu werden. Und verdammt beunruhigend.«

Das konnte Mrs. Pollifax nachfühlen. Sie beschloß, ihm zu verzeihen, daß er sich wie ein Radscha aufgeführt und auch daß er die Akha Wilde genannt hatte. Trotzdem war er ihr nicht sympathischer, und sie hatte das Gefühl, daß ihm gar nichts leid tat und er sich nur entschuldigt hatte, weil er es als zweckmäßig empfand. »Wenn niemand was dagegen hat«, sagte er nun barsch, »werde ich meinen Schlafsack jetzt hier auf den Boden legen und zusehen, daß ich wieder schlafen kann, denn ich möchte möglichst früh weiter.«

»Wo wollen Sie hin?« erkundigte sich Bonchoo. Er erhielt keine Antwort. Nouvak hatte jemandem in der Dunkelheit

zugerufen, jetzt kam der drahtige kleine Mann herbei, der sie zum Dorf eskortiert hatte. Zu Mornajay sagte Novak: »Lipha macht Ihnen Platz, damit Sie in seinem Haus schlafen können.« Verkniffen hob Mornajay seinen Schlafsack wieder auf, nickte unfreundlich und folgte Lipha. Schweigen setzte ein, als er gegangen war. Das Holzkohlenfeuer war am Erlöschen und die Nachtluft wurde kühl. Einige Männer drehten sich um und gingen. Die Kinder lächelten Mrs. Pollifax mit glücklichen Gesichtern an. Eines kam sogar heran, berührte ihren Ärmel und lächelte schüchtern zu ihr hoch.

»Gute Nacht«, rief Mrs. Pollifax, als sie mit ihren Müttern weggingen.

Apha kam herbei, auch sie berührte kurz ihren Arm. Ihre Augen waren groß und scheu und warm. Mrs. Pollifax folgte ihr zur Frauenseite des Hauses, wo Apha auf eine Schüssel mit Wasser deutete. Mrs. Pollifax wusch sich das Gesicht, dann ging sie zur Männerseite. Novak zeigte ihr ihre Matte nahe der Tür. Vorsichtig legte Mrs. Pollifax sich darauf und entspannte die müden Muskeln. Der Boden war nicht so hart, wie sie erwartet hatte, der Bambus war nachgiebig. Sie verdrängte den Wunsch, sich die Zähne zu putzen und in einen Schlafanzug zu schlüpfen, und dachte über die langen Tage nach, über Cyrus, über Bonchoo, über die beiden Schan *Naklengs* und über Mornajay. Hauptsächlich aber dachte sie an Cyrus. Sie erinnerte sich, daß sie sich im ersten Monat, nachdem sie ihn geheiratet hatte, manchmal nach ihrem alten Leben gesehnt hatte: Nach dem kleinen Apartment mitten in der Stadt, nach ihren Bekannten vom Garten-Club, ja sogar nach Miß Hartshorne, deren bevormundendes Wesen ihr anfangs Angst eingejagt hatte. Und dann war ihr eines Tages klargeworden, daß bestimmt auch Cyrus hin und wieder seine alte Umgebung vermißte. Danach hatten sie miteinander darüber gesprochen, und von da ab hatte sie aufgehört zurückzublicken und war in der Gegenwart glücklich geworden. Nun lag sie auf der geflochtenen

Strohmatte und konnte sich ein Leben ohne ihn überhaupt nicht mehr vorstellen. Doch sie mußte die Möglichkeit ins Auge fassen, daß sie ihn nicht fand. Bonchoo hatte sein Stoßgebet über Journalisten folgendermaßen erklärt: In den vergangenen Jahren hatten dreißig Journalisten in diesen Bergen einen gewaltsamen Tod gefunden. Hier konnten Menschen spurlos verschwinden. Cyrus sprach kein Thai, er hatte keine Möglichkeit, seine Unschuld zu beteuern oder auch bloß zu erklären, wer er war. Und es gab hier nur sehr, sehr wenige, die Englisch sprachen.

Sie seufzte und versuchte lieber, an Mornajay zu denken. Sie schämte sich für ihn, daß er so selbstherrlich und unhöflich war. Wie ein Bandit hatte er dem Dorf mit seiner Bemerkung über Wilde die Würde geraubt... Wilde, also wirklich! Sie fragte sich, was er in diesen abgelegenen Bergen suchte. Sie fragte sich auch, was der nächste Tag bringen würde. Die Nacht war voll Geräusche: Ein Schwein grunzte, Hunde bellten, die Bambuswände knarrten und im Wald schrillten Zikaden. Sie hoffte, nicht zu übermüdet zu sein, um einzuschlafen. Behutsam drehte sie sich um und begann langsam rückwärts zu zählen. Bei zwanzig fing sie an und ehe sie acht erreichte, war sie bereits in einen unruhigen Schlaf gesunken.

Es war noch dunkel, als sie einmal abrupt erwachte. Die Männer waren stille schwarze Umriss ringsum, doch hinter der Trennwand rührten sich bereits die Frauen. Mrs. Pollifax schloß die Augen wieder und schlief weiter. Als sie erneut aufwachte, herrschte reges Leben im Dorf. Frauen riefen einander zu, Hunde bellten, der Rauch von vielen Holzfeuern hing in der Luft und aus der Küche war Gemurmel zu hören. Auf dieser Seite der Trennwand befand sich außer ihr nur noch Bonchoo, der sich jetzt aufsetzte und die Augen rieb. »Gut geschlafen, Bonchoo?«

»Yai! - wir sind wirklich noch hier«, sagte er enttäuscht. »Ich hatte gehofft, wenn ich die Augen reibe, würde alles verschwinden.« Er stand auf und spähte um die Trennwand. »Ah

- Frühstück!«

Wieder setzte sich Mrs. Pollifax im Schneidersitz auf den Boden, bediente sich aus der Reisschüssel und formte nun schon sehr geschickt Reiskugeln. Dazu gab es eingelegte Sprossen und erfrischenden Tee. Sie beendeten gerade ihr Frühstück, als Nouvak mit einem Jungen von dreizehn oder vierzehn hereinkam. Beide trugen lange schmale Gewehre.

Nouvak deutete auf den Jungen. »Das ist Anu. Er zeigt Ihnen den Weg. Ich leihe ihn Ihnen.« Anu lächelte vergnügt. Er hatte einen Jagdbeutel um die Schulter hängen, sehr keck, ein Buschmesser im Gürtel und die lange, fast bleistiftdünne Flinte über der Schulter. Schwarzes, gelocktes Haar umrahmte das runde, sehr dunkle Gesicht, aus dem die Augen verwegen blitzten. Als sie aus dem Haus traten, staunte Mrs. Pollifax über die Geschäftigkeit in der Einfriedung. Frauen stampften und siebten Reis, flochten Bambusstreifen, schleppten Eimer mit Wasser herbei - und alle trugen die gleiche Kopfbedeckung, die *u coe* hieß, wie Nouvak erklärte. Die Frauen blickten von ihrer Arbeit hoch und lächelten, offenbar in freudiger Erinnerung an den unterhaltsamen Abend.

Mrs. Pollifax hatte angenommen, daß Mornajay längst aufgebrochen war - es war immerhin schon sieben -, doch er kam gerade die Einfriedung hoch und sah auch jetzt wie aus dem Ei gepellt aus.

»Sie sind noch da?« sagte er überraschend freundlich. »Wohin wollen Sie heute?«

»Nach Westen«, antwortete Bonchoo.

»Westen!« Mornajay kniff die Augen zusammen. »Ziemlich gefährliches Gebiet! Haben Sie sich bei der Thai-Patrouille vergewissert, daß sich keine Aufständischen herumtreiben?«

Mrs. Pollifax sagte höflich: »Darf ich Sie daran erinnern, daß wir meinen Mann suchen? Haben Sie der Grenzpatrouille Ihr Vorhaben mitgeteilt?«

»Natürlich nicht! Sie hätten darauf bestanden, mir einen Führer mitzugeben, was ziemlich umständlich und - in meinem Fall - unnötig wäre.«

Sie schaute ihn forschend an. »Wir suchen meinen Mann. Was suchen Sie, Mr. Mornajay?«

Er zögerte kurz »Ein vergessenes Kloster.«

»Ein was?«

»Ein vergessenes Kloster«, wiederholte er fest. »Ich sagte Ihnen doch, daß ich Bildberichterstatte bin. Wenn ich keinen dringenden Auftrag habe, mache ich Aufnahmen für einen Bildband über thailändische Tempel, *Chedis* und Kloster, mit erläuterndem Text über den Einfluß von Khmer, Indern und so weiter. Es würde bestimmt Aufsehen erregen, wenn ich Bilder von einem jahrhundertealten Kloster einfügen könnte, das außer mir niemand gesehen hat.«

»Wie kommen Sie darauf, daß es hier eines gibt?«

»Mein guter Mann«, antwortete Mornajay Bonchoo von oben herab. »Wie erfährt man denn etwas? Durch eingehende Nachforschungen - durch einen Hinweis in einem alten Manuskript, durch ein Zufallsgespräch mit einem Burschen von der Grenzpatrouille, der behauptete, im Dschungel darüber gestolpert zu sein. Nach allem, was ich eruieren konnte, dürfte das Kloster Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gegründet worden sein, als Birma die Vorherrschaft hatte und buddhistische Mönche frei zwischen Ava in Birma und Chiang Mai in Thailand herumwanderten, das war ganz sicher noch vor der Mangrai-Herrschaft! Ich muß es finden und fotografieren!«

Mrs. Pollifax dachte, wie schade es war, daß er bei seinem Charakter alle vor den Kopf stieß, denn sie konnte seinen Enthusiasmus verstehen, ja, bewunderte ihn sogar ein bißchen. Als Bonchoo bemerkte, daß Novak Mornajay nicht verstanden hatte, erklärte er es ihm. Mrs. Pollifax fand, daß Bonchoo wieder mal belustigt wirkte, aber sie hatte nicht erwartet, daß

der Dorfoberste den Kopf zurückwerfen und lachen würde. Der Verdacht kam ihr, daß beide mehr über dieses Kloster wußten, doch jetzt war wohl nicht die Zeit, dem nachzugehen. »Wir sollten aufbrechen«, meinte sie. »Ist Anu bereit?«

»Anu?« fragte Mornajay. »Wer ist Anu?«

»Unser Führer.«

Mornajay blickte sie erstaunt an. »Ich dachte, *er* ist Ihr Führer.« Er deutete auf Bonchoo.

»Nein«, entgegnete Mrs. Pollifax sanft. »Bonchoo ist ein Freund, kein Führer. Wenn Sie uns jetzt entschuldigen würden...« Sie zog Bonchoo zur Seite. »Was schulden wir ihnen für ihre Gastfreundschaft und daß sie uns Anu mitgeben? Ich bin ihnen so dankbar, daß ich vermutlich zuviel geben würde.«

Er schlug einen Betrag vor, und sie drückte ihm das Geld in die Hand. Das Gefühl blieb jedoch, daß es nicht genug war. So suchte sie Apha, während Bonchoo Nouvak das Geld gab. Sie fand sie, von Ferkeln umgeben, bei einem Trog, in den sie Futter leerte.

»Apha«, sagte sie. Die Frau blickte mit ihrem wie üblich scheuen, mysteriösen Lächeln hoch. Mrs. Pollifax wünschte sich plötzlich inbrünstig, sie könnte sie fragen, was sie dachte und fühlte, was hinter ihrem empfindsamen, abgehärmten Gesicht verborgen lag, wie das Leben als Akha frau in diesem entlegenen Dorf für sie war. Sie wollte ihr eine kleine, persönliche Aufmerksamkeit schenken, darum kramte sie in ihrer Umhängetasche und brachte einen Taschenspiegel zum Vorschein, den Satz großer Sicherheitsnadeln, die sie für den Notfall immer bei sich trug, und einen Lippenstift.

Apha blickte die Sachen an, dann Mrs. Pollifax. Schließlich streckte sie die Hand danach aus, zog sie jedoch flüchtig wieder zurück und blickte aufs neue in Mrs. Pollifaxs Gesicht. Und dann, als ihre Finger sich um die Geschenke schlossen, begann sie übers ganze Gesicht zu strahlen; sie murmelte aufgeregt und

rannte ins Haus. Mrs. Pollifax rief ihr ein Lebewohl nach und kehrte zu Bonchoo zurück.

Mornajay war noch in ein Gespräch mit Bonchoo vertieft. Als er sie sah, wandte er sich an sie: »Da Sie westwärts wollen und einen Führer haben, würde ich mich Ihnen gern ein paar Kilometer anschließen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Es überraschte sie nicht, sie war sich nur nicht sicher gewesen, ob er höflich fragen oder einfach erklären würde, daß er mitkam. Freundlich antwortete sie: »Wenn es Bonchoo und Anu recht ist. Haben Sie Nouvak das Geld gegeben?« fragte sie Bonchoo.

»Schon erledigt.«

Als sie losmarschierten, rannte Apha aus dem Haus und drückte Mrs. Pollifax etwas in die Hand.

»Es ist ein Geschenk«, erklärte Bonchoo. »Sie hat es selbst gemacht und wäre glücklich, wenn Sie es annehmen.«

Nun war es Mrs. Pollifax, die scheu lächelte und Worte stammelte, die aus tiefstem Herzen kamen, denn noch nie hatte sie etwas wie dieses Geschenk gesehen: Es war eine Halskette aus schwarzen Körnern und weißen Hülsen und in gleichmäßigen Abständen dazwischen birnenförmige braune Minikürbisse und leuchtend rote Federn, alles kunstvoll auf eine dünne Schnur gereiht. Ohne Rücksicht auf mögliche Sitte oder Tabus umarmte Mrs. Pollifax Apha herzlich. »Sagen Sie ihr«, bat sie Bonchoo, »daß ich es in Ehren halten werde, es ist wunderschön! Und mögen die Geister des Waldes immer mit ihr sein!«

Bonchoo übersetzte es, dann sagte er: »Aber jetzt müssen wir gehen.«

Mrs. Pollifax blickte noch einmal auf die staubigen kleinen Häuser, die zum Teil noch vom Morgennebel verschleiert wurden. Rauch kräuselte träge aus den Küchen; Männer und Jungen verließen die Hütten, um auf Jagd zu gehen oder auf den



entlegenen Feldern zu arbeiten; bestimmt kochten die Frauen und webten und spannen und enthülsten Reis und schleppten Wasser und Brennholz, und abends würden sie die Männer mit einem Essen empfangen. Jeder hatte seinen Platz, dachte sie, seine Arbeit, und Regeln, nach denen sie lebten und eine Stammeskultur, die sie pflegten und teilten. Sie würde diese Akha nicht vergessen: Eines Tages, vielleicht während sie zu Hause gerade ihre Geranien goß, würde sie sich an Apha erinnern und an die einfache Harmonie, in der sie lebte. Doch als sie an zu Hause dachte, gab es ihr einen Stich, denn sie fragte sich, ob Cyrus bei ihr sein würde, wenn sie je wieder heimkam..

Sie schritten durchs Schutztor, überquerten ein Stoppelfeld, dann führte Anu sie zu einem schmalen Pfad im Wald, und wieder betraten sie diese so ganz andere Welt des Dschungels.

Nach etwa einem dreiviertel Kilometer erreichten sie den Kamm eines Berges. Bonchoo blieb stehen und deutete. Mrs. Pollifax hielt den Atem an bei dem Blick, der sich ihnen von dieser kleinen, hohen Lichtung bot: Die schräg abfallenden Berge sahen aus, als hätte man eine grüne Cordsamtdecke über sanft geschwungene Hügel und Kuppen geworfen, und diese Decke fiel in Wellen tief hinunter zu einem Tal, das wie der Boden einer Schale aussah. Kilometer unter ihnen zog sich, einem Faden gleich, eine Straße dahin, eine Gruppe winziger Dächer schimmerte in der Sonne - und ringsum endlose grüne Hänge. Als sie ein Klicken hinter sich hörte, drehte sie sich um und sah, daß Mornajay gerade eine Aufnahme gemacht hatte. Er senkte die Kamera, runzelte die Stirn, richtete offenbar etwas daran und schoß ein weiteres Bild. »Besonders schöne Exemplare von *Bambus vulgaris*«, murmelte er.

»Wo sind wir jetzt?« fragte Mrs. Pollifax Bonchoo.

»Sehr hoch oben«, antwortete er. »Nicht nur hoch im Gebirge, sondern auf Ihrer Karte auch ganz nah an der oberen Ecke von Thailand. Das da drüben ist die Tanenbergkette, und dort«, er deutete, »liegt Birma. Gar nicht weit.«

»Wissen Sie«, sie blickte ihm ins Gesicht, »Sie sprechen ein sehr gutes Englisch. Können alle - uh - Schmuggler es so gut?«

Er grinste. »Ich hatte ein Stipendium und studierte zwei Jahre auf der Thammasat-Universität. Das ist schon lange her: Fünf Kinder und eine Frau!«

Sie war überrascht und wollte etwas sagen, doch Anu wartete, und Mornajay hatte seinen Fotoapparat wieder weggesteckt und kam auf sie zu. Sie marschierten weiter, und Mrs. Pollifax dachte darüber nach, wie ein Student der Bangkokener Universität - eine Frau und fünf Kinder später - Teakholzschnuggler in Nordthailand hatte werden können. Diese Überlegungen beschäftigten sie, während sie dem vom Kamm bergab führenden Pfad wieder in den dichten Regenwald folgten, wo sich die Bäume um sie schlossen und die Luft sehr feucht war. Sie erschrak, als eine Palme raschelte und gleich darauf ein heiserer Schrei erklang. Flüchtig sah sie etwas Braungelbes zwischen den Bäumen.

»*Nohk koon fawn!*« rief Bonchoo lachend. »Ein sprechender Vogel.«

»Gattung *Acridotheres*, einer der Stare Ostasiens«, bemerkte Mornajay mit autoritärem Tonfall. »Sie würden ihn wahrscheinlich Mainas nennen.«

»Wahrscheinlich.« Mrs. Pollifax drehte den Kopf und blickte Mornajay neugierig an.

»Wir müßten auch einige *Luscinia Golzii* sehen, oder zumindest einen aus der Familie der *Pyconotidae* - einen Bülbül mit Kopphaube«, fügte er hinzu.

»Wie schön«, murmelte sie und wandte sich wieder dem Pfad zu. Die morgendliche Frische ließ allmählich nach, und schon protestierten die noch vom Vortag überanstrengten Muskeln. Sie mußten auf dem schmalen Pfad im Gänsemarsch gehen: Als erster Anu, dann Bonchoo, dann sie und als letzter Mornajay. Er sah absolut nicht müde aus, wie ihr ein schneller Blick über die

Schulter verriet, und sie fing an, sich zu ärgern, weil sie sich durch seinen unermüdlichen Schritt gedrängt fühlte. Bonchoo hatte wenigstens den Anstand gehabt, hin und wieder zu keuchen, wenn sie einen steilen Hang hochstiegen, während Mornajay, offenbar ohne sich im geringsten anstrengen zu müssen, dahinwanderte. Sie fragte sich, ob er überhaupt je keuchte oder schwitzte, sie bezweifelte beides. Gereizt dachte sie: Er ist so makellos wie die Bügelfalten seiner Khakihose! Wahrscheinlich stemmte er jeden Morgen Gewichte oder joggte, ein Gedanke, der ihr besonders zuwider war, da sie sich nach jedem steilen Aufstieg Sorgen machte, wie Cyrus es schaffte. Falls er vor ihnen war... *Falls...*

Der Pfad führte allmählich ebener weiter. Sie kamen an gewaltigen Teakbäumen vorbei, mit einem Umfang von mindestens einsfünzig bis einsneunzig, und weit vor ihnen ragte Bambus empor mit hübschen Wedeln wie ein Mop, daneben Gruppen von hohem Pampasgras, so flauschig und hell wie verblühter Löwenzahn. Und überall säuselten Palmen geheimnisvoll, wie im Gespräch miteinander. Interessiert nahm sie alles auf, sie begann die verschiedenen Arten zu unterscheiden und heute fand sie sie, im Gegensatz zu gestern, keineswegs mehr monoton.

Mornajay war hinter ihr stehengeblieben. Sie hörte das Klicken seines Fotoapparats, als ein leuchtend bunter Papagei davonflog. Befriedigt erklärte Mornajay: »Gattung *Acridotheres*, ein Klettervogel von der Familie der *Psittaciformes*.«

Diesmal verdroß Mrs. Pollifax die Belehrung sehr und sie hätte gern gereizt erwidert, wenn nicht Anu in diesem Augenblick die Hand gehoben und Bonchoo etwas zugeflüstert hätte.

»Grenzpatrouille kommt«, übersetzte er. Sie tauchten ins Unterholz, krochen unter Ranken hindurch und über sie hinweg. Es erfüllte Mrs. Pollifax mit tiefer Befriedigung, als sie sah, daß Mornajay in seiner untadeligen Kleidung auf Händen und Knien

kriechen mußte. Zwischen den Baumkronen kreischte ein Mainas und flog davon, und dann schien der Dschungel plötzlich den Atem anzuhalten. Nun hörte auch sie die Schritte von Stiefeln auf dem Pfad. Ein Trupp Männer kam in Sicht, sie schritten dicht hintereinander und trugen stumpfgrüne Tarnanzüge und weiche Mützen, Patronengürtel und die Gewehre um die Schultern geschlungen. So *jung*, dachte Mrs. Pollifax, als sie ihre Gesichter sah. Rasch wandte sie den Blick ab, damit sie ihn nicht etwa spürten und durch das Dickicht spähten. *Sie sind Polizisten oder Soldaten, und ich müßte eigentlich hinauslaufen, um sie aufzuhalten, und ihnen von Cyrus erzählen und sie auffordern, ihn zu suchen - ja, das sollte ich eigentlich... Warum kauere ich dann hier und sehe stumm zu, wie sie vorbeimarschieren?* Aber sie blieb, wo sie war.

Für jemanden, der Wen Sas Männer suchte, waren diese Dutzend Soldaten der Feind. Dieser Gedanke erschreckte sie. Sie befand sich nun unter dem Gesetz des Berglands, in einem Gebiet, wo Soldaten der Sicherheit halber in Trupps Streife zogen; wo das Klicken von Mornajays Kamera ebenso gut das Klicken des Sicherungsflügels eines verborgenen Gewehrs sein mochte; und wo Akhajungen und Teakschmuggler sich versteckten, wenn Uniformierte in die Nähe kamen, genau wie Wen Sas Männer sich verstecken - oder schießen würden. Bonchoo hatte in dieser Hinsicht recht: Nur wer sich außerhalb des Gesetzes bewegte, hatte eine Chance - und nicht einmal eine große -, Cyrus in diesen Quadratkilometern dicht bewaldeter Berge zu finden.

Als die Patrouille vorbei war, warteten sie noch eine Weile ab. Schließlich stand Anu auf, schob die Lianen zur Seite, und sie kehrten zum Pfad zurück. »Wir machen bald Rast«, sagte Bonchoo. »Wir sind bereits etwa zwei Stunden unterwegs.«

Mrs. Pollifax bemerkte, daß Mornajays Khakihose nun an beiden Knien Flecken hatte. Sie fand, daß es besser war, daran zu denken, als an das, was Cyrus vielleicht gerade zustieß.

Zwanzig Minuten später rasteten sie zwischen hohem Bambus, ein sicheres Stück vom Pfad entfernt. Ein mächtiger Baum war hier gefallen und hatte ein Loch in das dichte Laubdach des Waldes gerissen, so daß nun Licht auf ihre winzige Raststätte fiel. Ohne einen Gedanken an Schlangen oder sonstiges kriechendes Getier ließ sich Mrs. Pollifax auf den Boden fallen und genoß es, ihre Füße ausruhen zu können. Bonchoo hatte sich mit Anu unterhalten, der ein bißchen Thai sprach, jetzt setzte er sich mit gekreuzten Beinen neben sie, während Mornajay auf dem liegenden Baumstamm thronte. Mrs. Pollifax ließ den Blick über die stammartigen dicken Halme der Bambusse wandern, bis hoch zu dem Fleckchen blauen Himmels über ihnen.

Mornajay, der ihrem Blick folgte, sagte: »Herrliche Exemplare von *Dendrocalamus giganteus*. Sie sind in Birma zu Hause, aber wir befinden uns ja schon fast in Birma. Faszinierend!«

*Dieser Mann kann sich offenbar nicht wie ein normaler Sterblicher unterhalten*, dachte sie verärgert. In ihrer Müdigkeit machte sie keinen Hehl aus ihrem Ärger. »Wenn man bedenkt, daß neun Zehntel der Erdbevölkerung Ihren *Dendrocalamus giganteus* Bambus nennen, verstehe ich nicht, weshalb Sie so geschwollen daherreden müssen!«

»Ich bitte um Verzeihung!« sagte er heftig.

»Das wird auch gut sein«, brummte sie und schwieg gereizt.

Anu hockte sich an den Rand ihres Kreises. Hin und wieder raschelten Blätter hoch über ihnen, aber ansonsten war es still im Wald. Die Sonnenstrahlen fielen auf Moospolster, verrottetes Laub und dürre Zweige. Ein Schmetterling flatterte über den Lianen, die sich am Rand dieser winzigen Lichtung gebildet hatten. »Ich erinnere mich nicht, daß wir gestern so viele Schlingpflanzen gesehen hatten«, sagte Mrs. Pollifax. »Ich komme mir fast wie in einem Tarzanfilm vor.«

»Tarzan?« fragte Bonchoo.

Sie erklärte ihm, wieder bei besserer Laune, wer Tarzan war. »Ah!« rief Bonchoo. »Wie unsere *Pi Tong Luang*, die Geister der gelben Blätter!«

»Wie was?«

»Ja, ja«, er nickte. »Sie lebten hier, hier in diesen Wäldern, wie Schatten. Sie waren so gut wie unsichtbar, aber manchmal wurden sie doch von Waldleuten oder von Holzfällern gesehen, die Teak stahlen. Es gibt viele Geschichten über sie.« Mit einem Blick auf Mornajay sagte er trocken: »Wie über Ihr vergessenes Kloster, *mai*? Dann, kurz bevor ich geboren wurde, zur Zeit des großen Krieges, als die Japaner unser Land besetzten, wurden sie entdeckt.« Er zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht, ob Hunger sie herausgetrieben hat, oder ob die vielen Soldaten daran schuld waren, die durch den Dschungel streiften.«

»Geister der gelben Blätter?« murmelte Mrs. Pollifax. »Wie waren sie? Sind sie...« Sie schaute in den Wald. »... sind sie noch hier?«

Bonchoo zuckte die Schultern. »Wer weiß? Angeblich gab es nur noch etwa fünfhundert von ihnen, als sie entdeckt wurden. Sie waren sehr scheu und sehr verängstigt, auch sehr klein, aber sie hatten hübsche Gesichter. Wenn sie so lange in diesem Wald lebten - wie Ihr Tarzan - sind sie vielleicht noch hier, warum auch nicht? Man nannte sie Geister, weil man sie kaum je zu Gesicht bekam.«

Mit nicht ganz fester Stimme fragte Mrs. Pollifax: »Ob sie uns wohl jetzt beobachten?«

Mornajay fragte argwöhnisch. »Woher wissen Sie soviel über den Regenwald?«

»Oh, ich weiß nicht viel darüber, ich bin vom Fluß«, entgegnete Bonchoo. »Entlang der Flüsse ist der Dschungel wie eine Wand, sehr dunkel, sehr dicht, sehr angsteinflößend, aber er hat mich immer interessiert. Einmal unterhielt ich mich mit

einem Mann, der so etwas studierte, ich meine, so etwas wie die Geister der gelben Blätter und unsere Kultur. Er zeigte mir, daß hinter der Wand - und man braucht ein Buschmesser, um hindurchzukommen - all das ist...« Er breitete die Arme aus. »Und jetzt führen mich manchmal meine Geschäfte durch den Dschungel. Nun weiß ich, daß er recht hat. Nur einmal habe ich mich verirrt, aber - nicht so wichtig, das ist eine andere Geschichte.«

Mrs. Pollifax fragte sich, ob sie es wagen konnte, die Schuhe auszuziehen, aber dann befürchtete sie, daß sie vielleicht nicht mehr hineinkam. »Sie sagten, Sie seien Student der Bangkokker Universität gewesen, Bonchoo.«

»Stipendiat«, erwiderte er lächelnd. »Können Sie sich vorstellen, daß wir drei Jahre lang, ab 1973, echte Demokratie versucht haben in unserem Land? Sie begann mit der ›Oktoberrevolution«, wie die damaligen Unruhen jetzt genannt werden. Sie änderte viel, und dadurch konnte ich - ein armer Bauernjunge aus einem Dorf in der Nähe von Chiang Säen - die Thammasat-Universität in Bangkok besuchen, wo eigentlich nur reiche Leute studieren.«

Mornajay blickte ihn überrascht an.

»Wie wenig ich doch über Ihr Land weiß«, gestand Mrs. Pollifax. »Was war diese ›Oktoberrevolution?«

»Es war das erste Mal, daß es zur Rebellion kam«, erklärte Bonchoo. »Es war das erste Mal, daß es bei uns zu Studentenunruhen kam. Die Studenten forderten Demokratie und die Auflösung der Militärdiktatur - und diese Studenten waren sogar die Kinder von Regierungsbeamten! Sie hatten erkannt, wie arm der Rest des Landes war, also marschierten und protestierten sie. Die Regierung hörte sie und bekam *Angst*. General Kittikachorn, der Ministerpräsident, trat mit seiner Regierung zurück und wir bekamen eine Zivilregierung.«

»Und so kam es, daß Sie in Bangkok studieren durften?«

Er nickte. »Ja, 1975 kam ich nach Bangkok - es war ein Wunder und ein Wunderland für mich, das dürfen Sie mir glauben. Nur leider war es nicht von Dauer«, sagte er traurig. »Die Militärs wollten keine Demokratie, denn durch sie verloren sie die Führung, ihre Stellungen und ihre Macht, deshalb taten sie sich zusammen und schmiedeten Ränke, und 1976 kam es zum Putsch.« Er schluckte. »Drei Jahre organisierten sie den - wie nennen sie es? - den rechten Flügel? Sie stellten ›Dorfkundschafter‹ auf und eine Gruppe *Naklengs* - Rowdys -, die sie die Roten Gaur nannten. Es handelte sich bei ihnen hauptsächlich um Arbeitslose, die Studenten haßten. Schlimme Geschichten wurden für die Zeitungen erfunden, und man stellte die Studenten als Kommunisten hin. Jeder, der Kritik wagte, wurde Kommunist geschimpft.«

»Das Übliche«, warf Mrs. Pollifax trocken ein.

»Und dann«, fuhr Bonchoo ernst fort, »hatten wir ein Sit-in an der Thammasat. Nie werde ich das Datum vergessen - 16. Oktober 1976 -, jedes Jahr an diesem Tag denke ich daran. Es war ein friedliches Sit-in, wissen Sie? *Nein!*« Zu ihrer Überraschung sah sie Tränen in seinen Augen glänzen.

»Was ist passiert?« fragte sie leise.

»Die Polizei fiel über uns her.« Unwillkürlich fuhr seine Hand zu der langen Narbe auf seiner Wange. »Viele meiner Freunde wurden verletzt, und einige starben.« Er schüttelte bedrückt den Kopf. »Die Polizei umzingelte uns, sie warfen Granaten und schossen auf uns - mein Freund Charoon starb in meinen Armen, über und über voll Blut.«

Keine Elefanten und Tempelglocken und Tempeltänzerinnen, dachte Mrs. Pollifax, die die Qual in seiner Stimme hörte.

»Danach kehrte ich heim. Ich liebe mein Vaterland, aber ich glaube, es wird immer von Militärs regiert werden.« Er seufzte. »Ich denke viel darüber nach.«

»Und was denken Sie?« fragte sie weich.



»Daß wir viel Schuld haben«, antwortete er traurig. »Wir Thai sind ein sanftes Volk. Wir sind von unserer Vergangenheit geprägt. Wir hatten viele Fürsten und Könige und ein - ich weiß nicht, wie Sie es nennen - ein Herren-Sklaven-System? Wir verlassen uns auf Autorität, wir erwarten Schutz. Unser Gemeindevorsteher gibt uns Schutz, und wir sind bereit, ihm zu dienen, denn in der Gemeinde hat er das Geld und die Macht. Ich spreche aus Erfahrung, denn ich bin ein *Phu yai ban* in meiner Gemeinde...«

»Ein was?« unterbrach ihn Mrs. Pollifax.

Bonchoo lächelte. »Was Sie ›großer Mann‹ nennen würden. Ich versuche ehrlich zu sein, aber viele *Phu yai ban* sind es nicht. Jemand in Bangkok sagt, daß die Bauern eine Kooperative gründen sollen, und sie wird gegründet. Dem Gemeindevorsteher wird die Leitung übertragen, und häufig steckt er den ganzen Profit ein. Wer beschwert sich? Wir sind es nicht gewöhnt, uns zu beschweren. Der Vorsteher ist durch die Kooperative reich geworden? *Mai pen dai*, dann ist *er* der Mann, dem man jetzt dient - er hat das Geld, er hat die Macht.« Bonchoo seufzte tief. »Vielleicht eines Tages, wenn meine Kinder groß sind...«

Ein warnendes Zischen von Anu unterbrach ihn. Der Junge hob eine Hand, sein Gesicht wirkte angespannt, er lauschte und spähte in den Wald ringsum. »*Yai!*« brüllte er plötzlich und sprang auf. Sein Schrei war gellend und erschreckend.

Es war ein beängstigender Augenblick. Bonchoo, der beim Erzählen hin- und hergegangen war, setzte sich abrupt auf den Boden. Mornajay sprang von seinem Baumstamm auf die Füße. Und Mrs. Pollifax rollte sich im Sitzen instinktiv zu Bonchoo herum, als etwas aus dem Schlingpflanzendickicht flog und die Luft sirrend durchbohrte.

Es war ein Pfeil! Er traf den einzigen Stehenden - Mornajay - und drang in die leere Kameratasche um seinen Hals. Vibrierend

steckte er da, während Mornajay entsetzt darauf starrte.

»Runter!« brüllte Bonchoo. »Auf den Boden!«

»Ziehen Sie den Pfeil heraus!« schrie Mornajay. »Verdammt, ziehen Sie ihn raus!«

Wütend und brummend entriß Bonchoo Anu das Gewehr und stürzte in den Dschungel, ohne auf Mornajay zu achten, der wie angewurzelt stand und entsetzt auf den Pfeil starrte. Mrs. Pollifax stand auf und rannte, erschrocken über seine Blässe, zu ihm. Einen Augenblick hatte sie angenommen, daß er bleich vor Schreck war, bis sie sah, daß Blut unter dem Kameraetui hervorsickerte. Die Wucht des Aufschlags war so groß gewesen, daß der Pfeil sowohl durch die Vorder- wie Rückseite der Lederhülle gedrungen war und offenbar zumindest ein Teil der Spitze in Mornajays Zwerchfell steckte. Einen Augenblick wurde ihr fast Übel; es hätte sein Tod sein können! »Setzen Sie sich hin«, wies sie ihn an. »Nein, legen Sie sich hin. Sofort!«

Er gehorchte, ohne die Augen von dem herausragenden Pfeil zu nehmen. Er sah auch erschreckend aus. Die sichtbare Länge betrug bestimmt gut vierzig Zentimeter - und wieviel wohl in und unter der Kameratasche steckte? Doch trotz des Schreckens konnte sie nicht umhin, seine eigenartige Schönheit zu bewundern: Dünne Bambusstreifen, mit großer Kunstfertigkeit gefaltet, um Flugweite und Geschwindigkeit zu erhöhen, gingen wie Federn vom Schaftende aus.

»Anu?« rief Mrs. Pollifax, aber er wich verstört zurück.

Bonchoo stolperte durch das Rankengewirr. »Sie sind fort!«

»Wer waren sie?«

Er schwenkte einen Fetzen roter Baumwolle. »Das haben die *Naklengs* zurückgelassen.«

»Sie haben uns also gefunden. Mornajay blutet«, erklärte sie ihm. »Der Pfeil ist durch das Leder gedrungen.«

»Oh! Er war natürlich für mich bestimmt!« Bonchoo beugte sich über Mornajay und verzog das Gesicht. »*Mai dai!* - sieht nicht schön aus! Das schafft nur eine Armbrust!«

»Wie tief ist er eingedrungen? Können Sie das erkennen? Oder schätzen?«

Mornajay preßte zwischen zusammengebißenen Zähnen heraus: »Tief genug. Wer waren sie, verdammt?«

»Später.« Bonchoo holte sein Schan-Messer hervor. »Erst schneiden wir ein Stück des Pfeils ab, damit wir die Wunde sehen können.« Er wandte sich an Mrs. Pollifax. »Halten Sie bitte den Pfeil ganz fest.«

Sie knieten sich neben Mornajay, einander gegenüber, und Bonchoo kürzte den Schaft behutsam um etwa fünfundzwanzig Zentimeter. Während Mrs. Pollifax den Pfeil unmittelbar über der Wunde hielt, schnitt Bonchoo das Kameraetui auf und entfernte es. Er blickte Mrs. Pollifax eindringlich an, nahm ihre Finger vom Pfeil und zog ihn ohne Warnung mit einem schnellen Ruck aus Mornajays Zwerchfell. Mornajay schrie auf.

»Er mußte heraus«, erklärte ihm Bonchoo und wischte sich die Stirn mit dem Ärmel ab. »Mir gefällt diese Situation gar nicht, Mrs. Emily.«

»Verständlich«, antwortete sie trocken. »Wie fühlen Sie sich?« fragte sie Mornajay. »Je schneller wir von hier wegkommen...«

»Ich kann durchaus gehen!« versicherte er ihr heftig. Sie blickte ihn zweifelnd an. »Könnte Anu ihn ins Akhadorf zurückbringen?«

Bonchoo seufzte. »Anu ist hier, um uns zum Schan-Lager zu führen, das gut versteckt ist - natürlich ist es gut versteckt -, und ohne Anu...« Er schauderte. »Ich würde nicht gern eine Nacht im Dschungel zubringen.«

»Sie meinen, wir müssen uns entscheiden?« sagte sie

stockend. »Ihn mitnehmen oder zurückkehren?« Sie kauerte sich auf die Fersen und blickte Mornajay an. Sie wollte gütig sein - und doch.. »Bonchoo, wir *können* nicht umkehren! Wir sind schon so weit gekommen und haben so lange dazu gebraucht.« *Er braucht ein Antiseptikum für seine Wunde*, dachte sie. *Und sie müßte verbunden werden*. Sie hoffte, daß er nicht im Schock war und daß die Wunde sich nicht entzündete, denn sie sah nicht schön aus - die Haut ringsum war besorgniserregend rot. »Wir *können* nicht zurück!« wiederholte sie verzweifelt.

Bonchoo sprach mit Anu, der nickte und einen Bambus schnitt, den Mornajay als Krückstock benutzen konnte. Mornajay taumelte ein bißchen, als sie ihm auf die Füße halfen, aber er preßte entschlossen die Lippen zusammen.

Mrs. Pollifax fand, daß er den Mut eines Mannes hatte, der keinerlei Schwäche an sich duldete. »Ich bin okay«, versicherte er ihnen. »Es wird schon wieder. Wir müssen weiter!«

Sie lächelte ihm ermunternd zu, doch der Gedanke an Cyrus beschränkte ihr tieferes Mitgefühl. Sie konnten Anu nicht entbehren - damit hatte Bonchoo recht - und sie durften jetzt einfach nicht mehr umkehren! Es war eine verflixte Situation, und sie konnte sich nur an die Vernunft halten und sich sagen, daß sie Mornajay ja nicht aufgefordert hatten, sie zu begleiten, sondern daß er sich ihnen aufgedrängt hatte. Wenn er sich nur noch durch seinen Stolz auf den Beinen zu halten vermochte, würden sie das nutzen müssen. Das war kein erfreulicher Gedanke, aber auch die Gedanken, die sie sich um Cyrus machte, waren nicht erfreulich. Sie mußte einfach daran glauben, daß er noch lebte und sich irgendwo vor ihnen befand.

Es wurde ihr viel abverlangt, und sie fühlte sich plötzlich unbeschreiblich müde.

Sie bemerkte, daß Bonchoo sie beobachtete. »Sie dürfen sich jetzt nicht unterkriegen lassen!« mahnte er.

Er sah es ihr also an. *Was für ein guter und anständiger*

*Mensch er doch ist!* dachte sie und schenkte ihm ein dankbares Lächeln. »Ich weiß.« Sie schaute auf die Uhr. Es war kurz nach zwölf, und sie waren um acht Uhr aufgebrochen. »Ist es noch weit?«

Bonchoo fragte Anu. »Er sagt - ich glaube, er sagt, nur noch zwei Stunden von hier, aber mit Entfernungen kennt er sich wohl nicht so recht aus. Nach der Sonne«, er deutete, »werden wir wahrscheinlich Mitte des Nachmittags da sein.«

»Gut«, sie nickte. »Ich bin froh, daß ich das weiß, es hilft.«

»Stützen Sie sich auf Anu«, riet Bonchoo Mornajay. Sie setzten sich wieder in Bewegung, kamen jedoch nur langsam voran, da sie sich nach Anu und Mornajay richten mußten.

Sie hatten etwa einen dreiviertel Kilometer zurückgelegt, als Mornajay stolperte. Nach dem dritten Mal drehte Anu sich mit hilflosem Blick zu Bonchoo um. »Was ist los?« erkundigte sich Bonchoo und eilte an Mrs. Pollifax vorbei zu ihm.

Mornajay wankte auf den Beinen, sein Gesicht war tief gerötet und seine Augen glänzten fiebrig. Gekränkt sagte er: »Ich kann das nicht als Kritik anerkennen; erstens vor allem, weil es nicht stimmt, und zweitens...« Er blieb stehen. »Zweitens...«, begann er erneut und blickte Mrs. Pollifax verwirrt an. »Sie sind nicht Chin-Ling! Wo ist Chin-Ling?«

Mrs. Pollifax streckte die Hand aus und berührte seine Stirn. »Er glüht vor Fieber!« rief sie erschrocken. Bonchoo stellte Anu eine Frage, die der Junge ausführlich und gestikulierend beantwortete. Als Bonchoo sich wieder ihr zuwandte, wirkte er zutiefst besorgt. »Er sagt...« Bonchoo zögerte, dann platzte er heraus. »Er sagt, daß der Pfeil vielleicht in Gift getaucht wurde, in *Ya pit*...«

»Gift! Großer Gott!« keuchte sie. »Mr. Mornajay...« Aber Mornajay war in die Knie geknickt. Einen Augenblick blieb er so, dann sank er langsam rückwärts auf den Waldboden. Mrs. Pollifax beugte sich über ihn und rief: »Bonchoo, er ist *sehr*

krank! Er braucht Hilfe!« Im gleichen Augenblick wurde ihr bewußt, wie lächerlich ihre Worte waren, denn wo in aller Welt sollten sie in einem Dschungel, fern aller Zivilisation, ärztliche Hilfe finden? Außer... »Was ist mit den Grenzsoldaten, die an uns vorbeigekommen sind?«

Bonchoo schüttelte den Kopf. »Das ist schon eine Stunde und viele Kilometer her, Mrs. Emily.«

Anu sagte etwas mit überzeugtem Ton. Mrs. Pollifax brauchte keine Übersetzung seiner Worte, seine Miene und der Klang seiner Stimme verrieten ihr, was er gerade erklärt hatte: Daß Mornajay sterben würde. »Aber wir - wir können ihn doch nicht einfach sterben lassen!« protestierte sie. Sie blickte auf Mornajay hinunter. Er zuckte jetzt und murmelte mit verzerrtem Gesicht, und ihr war klar, daß sie nichts tun konnte. Er war ihr nicht sonderlich sympathisch gewesen, aber sie durfte nicht zulassen, daß er auf so traurige Weise starb.

Bonchoo sagte bedächtig: »Es ist möglich...« Sie blickte hoch und sah sein nachdenkliches Gesicht.

»Ja?« Sie richtete sich auf.

»Ich weiß nicht recht«, sagte er stirnrunzelnd, »aber vielleicht ist es möglich...« Er drehte sich zu Anu um und sagte etwas zu ihm. Der Junge hörte ernst zu, dann redeten sie mehrere Minuten lang, schließlich nickte Anu und lächelte.

»Wo will er hin?« erkundigte sich Mrs. Pollifax erschrocken, als Anu sich einen Weg durch das Dickicht bahnte.

»Er wird auf einen der höheren Bambusse klettern und herausfinden, wo wir sind«, erklärte Bonchoo. »Wir dürften der birmanischen Grenze sehr nahe sein. *Zu* nahe, vielleicht.«

»Das Schan-Lager? Meint er, daß wir in der Nähe des Schan-Lagers sind?«

Bonchoo schüttelte den Kopf. »Das ist südlich von hier, und noch eine Stunde Marsch«, sagte er.

Sie stand neben Mornajay und wartete. Sie versuchte, nicht an die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage zu denken. Durch die Bäume konnte sie Anu sehen, der geschickt einen kräftigen Bambus hochkletterte. Er war sehr flink. Zuerst war sein Kopf nicht mehr zu sehen, dann sein Rumpf und schließlich die Beine. Der Wald war still, doch nicht Mornajay, der sich bemühte, sich aufzusetzen. »Nein, Mr. Mornajay!« Sie hielt ihn fest, und Bonchoo kniete sich neben ihn, um ihr zu helfen. »Halten Sie sich ruhig«, mahnte sie, als er sie blicklos anstarrte. Seine Pupillen waren riesig. »Bonchoo, wonach hält Anu Ausschau? Was meinten Sie, daß vielleicht möglich sei?« Als Mornajay ächzend zurücksank, sagte sie verzweifelt: »Er brauchte etwas, damit er sich übergeben kann. Wenn es wirklich Gift ist...«

»Wenn es das ist, was Anu ›Wahnsinnsgift‹ nennt, wirkt es wahrscheinlich langsam«, sagte Bonchoo. »Man muß hoffen...« Er hielt inne, als eine ferne Stimme zu hören war.

Mrs. Pollifax sprang auf. »Was war das?«

»Es ist Anu.« Bonchoo rief ihm etwas zu. Anus bloße Füße kamen in Sicht, dann der Rest seines Körpers, als er den Bambus wieder herunterkletterte. Trotz ihrer inneren Unruhe bewunderte Mrs. Pollifax seine Behendigkeit. Den letzten Meter sprang er hinunter und kam lächelnd auf sie zu.

»Was hat er gesehen?« erkundigte sie sich aufgeregt. Bonchoo antwortete nicht, er war zu beschäftigt, Anu Fragen zu stellen. Sie wünschte sich, sie spreche Thai, sie wünschte sich, sie könne sich in der Sprache der Akha verständigen, sie wünschte sich... »Was *gibt* es, Bonchoo?« Ihre Unruhe wuchs, denn Anus Lächeln war fort, und er schüttelte den Kopf.

Bonchoo wandte sich endlich ihr zu. »Da ist etwas, worauf ich hoffte, etwa einen Dreiviertelkilometer von hier, also nicht weit. Aber Anu weigert sich zu gehen und nachzusehen, also muß ich selbst. Ich werde bald zurück sein.«

»Gehen?« fragte sie heftig. »Bonchoo, wollen Sie mir nicht



endlich sagen, was Anu gesehen hat? Wohin Sie gehen wollen?«

»Nein, denn zuerst - bitte, ich muß zuvor herausfinden, ob es wirklich das ist, was ich durch Zufall entdeckt habe, als ich mich damals verirrte. Vielleicht sind Leute dort - bitte, vertrauen Sie mir!« Er hob sein Buschmesser aus dem Gürtel, schob die Lianen zur Seite und stapfte zwischen den hohen Bambussen hindurch, aber im Gegensatz zu Anu hielt er nicht an, sondern ging weiter, bis er außer Sicht verschwand.

Lange noch blickte sie auf die Stelle, wo er verschwunden war. Sie fühlte sich einsam und verlassen. Sie konnte ihm doch vertrauen, oder? Er würde doch bestimmt zurückkommen, oder? Sie blickte Anu an, der sie beobachtete, lächelte ihm schwach zu und kehrte zu Mornajay zurück.

Als sie sich wieder nach Anu umsah, war er verschwunden.

»Anu?« rief sie. »Anu?«

Nur Schweigen antwortete. Auch Anu war weg, lautlos wie ein Geist war er verschwunden. Sie spähte in den Wald; dann ließ sie Mornajay kurz allein und ging ein Stück des Pfads zurück. Ihre Schritte erschienen ihr erschreckend laut und sie stolperte mehrmals unbeholfen über abgebrochene Zweige. Auf dem Pfad war nichts zu sehen, also kehrte sie zu Mornajay zurück, der nun nicht mehr murmelte, dafür aber wie besessen den Kopf von einer zur anderen Seite drehte, als wolle er ihn von einer unerträglichen Last befreien.

Sie setzte sich neben ihn. Sie war verstört, weil Anu davongelaufen war und weil sie befürchtete, daß er nicht wiederkommen würde. Sie dachte: *Wenn er nicht zurückkehrt, wie können wir da Cyrus je finden? Wie kommen wir zum Schan-Lager?* »Anu!« rief sie erneut.

Sie fragte sich, ob der Junge vielleicht glaubte, böse Geister hätten von Mornajay Besitz ergriffen. Oder - optimistischer - ob der Junge sich etwa doch noch entschlossen hatte, mit Bonchoo zu gehen und ihm nachgelaufen war.

Möglicherweise befürchtete Anu aber, daß die *Naklengs*, die versucht hatten, Bonchoo zu töten, es nochmals versuchen würden. Bei diesem Gedanken wurde ihr ganz übel und sie beschloß, nicht mehr laut nach Anu zu rufen, sondern ganz still zu sitzen.

Sie fand die Stille zermürbend; es war, als schliefen alle Tiere des Waldes, während sie auf die Nacht warteten - wie die Schlagen, von denen Bonchoo gesprochen hatte. Aber sie wollte auf keinen Fall an die Nacht denken. Tatsache war, und damit mußte sie sich abfinden, daß Anu sich davongeschlichen hatte, und Bonchoo ohne zufriedenstellende Erklärung gegangen war, offenbar voll Hoffnung, die sie nicht teilen konnte. Denn welche Hilfe könnte er hier schon finden, falls er nicht zurückkehrte? Hatte er einen Pfad mit dem Buschmesser geschlagen, dem sie möglicherweise folgen konnte?

Um sich abzulenken, betrachtete sie eingehend ihre unmittelbare Umgebung und zählte auf, was sie sah. »Das«, sagte sie mit leiser Stimme, »ist eine Bambusgruppe; und dort ist ein Schmetterling - wie hübsch! Von so zarter Cremefarbe und die Flügelspitzen wie in Schokolade getaucht! Und bei dem Baumstumpf ziehen Ameisen emsig hin und her; vielleicht wohnen sie in dem Stumpf.. Die Erde ist rot an den kahlen Stellen; dort überzieht etwas wie eine Decke sie; und irgendwo da oben muß der Himmel sein.«

Plötzlich schrie Mornajay gellend und deutete mit zitternder Hand auf etwas, das sie nicht sehen konnte. Sie hatte das Gefühl, als rege der Dschungel sich jetzt ein wenig, als habe Mornajays Fieberwahn seine verborgenen Bewohner ebenso erschreckt wie sie. Oder hatte er wirklich etwas gesehen? Sie erinnerte sich an die Geister der gelben Blätter und schauderte. Wurden sie etwa von diesen Waldmenschen beobachtet, die so gut verstanden, sich unsichtbar zu machen? Mornajays Schrei machte auf sie aufmerksam, das mochte sich als gefährlich erweisen. Sie flüsterte: »Ich werde jetzt von zehn bis eins

rückwärtszählen.. Mr. Mornajay, ich werde rückwärtszählen! Versuchen Sie, mich zu hören und bitte, schreien Sie nicht wieder... Zehn - neun - acht.«

Im Laubdach über ihnen raschelte es. Sie schaute hoch, dann ringsum, und konzentrierte sich schließlich wieder auf das Zählen. Diesmal fing sie bei hundert an. Immer wieder blickte sie auf die Uhr, sie zählte auch die Minuten und jede dauerte eine Ewigkeit. Es wurde zwei Uhr. Sie fühlte, welche Hitze Mornajay ausstrahlte, und fragte sich, wie lange ein Mensch eine so hohe Körpertemperatur aushalten konnte. Sie fragte sich auch, in welche private Welt sein Fieberwahn ihn geführt hatte. *Aspirin*, dachte sie, *wenn wir doch wenigstens Aspirin dabei hätten!* Wie so vieles andere hatte sie ihr Aspirin im Hotel gelassen. Aber immerhin war es möglich, daß Mornajay welches eingesteckt hatte. Also trat sie zu seinem Rucksack. Sie drehte ihn um, um ihn zu öffnen, und stellte fest, daß er erstaunlich schwer war. Sie schaute hinein und blinzelte verblüfft. Ein Funkgerät! Das erklärte das Gewicht. Außerdem enthielt er noch einen kleineren, in Seide gewickelten Gegenstand, der Form nach ein Revolver. Sie packte ihn aus. Tatsächlich, ein 41er Magnum. Lange starrte sie in den Rucksack: Kein Schlafanzug, kein Aspirin, aber ein Funkgerät und ein Selbstlader! Und das, um ein vergessenes Kloster zu finden? Sie setzte sich auf die Fersen und fragte sich, wozu jemand, der ein Kloster suchte, ein Funkgerät brauchte. Den Revolver verstand sie, denn er war ohne Führer, und weil er diese Berge kannte, wie er behauptete, wußte er auch, wie gefährlich es hier sein konnte. Ein Funkgerät jedoch war bestimmt keine Orientierungshilfe, allein seines Gewichts wegen nicht, da wären Kompaß und Karte vernünftiger, aber sie fand weder das eine, noch das andere im Rucksack. Das Funkgerät deutete auf ein Treffen, auf Mitteilungen, auf andere Leute hin, und weckte das Gefühl in ihr, daß Mornajay sie belogen hatte, was den Zweck seines Hierseins betraf.

Gewiß, es gab Rätsel auf, aber ihr war klar, daß ihre Gedanken rein spekulativ waren, und was immer Mornajay tatsächlich in diese Berge geführt hatte, es war zweifelhaft, ob er sie wieder verlassen würde. Deshalb tat er ihr leid. Seufzend packte sie Funkgerät und Revolver wieder in den Rucksack und kehrte zu Mornajay zurück. Dann fing sie erneut an, von hundert rückwärts bis eins zu zählen.

»Das ist entsetzlich langweilig«, beschwerte sie sich, als sie es geschafft hatte. Trotzdem fing sie noch einmal von vorne an. Sie war bei zwanzig angelangt, als sie in der Ferne Geräusche hörte: Jemand, der sich mit einem Buschmesser seinen Weg bahnte. Und dann hörte sie die Stimme: Bonchoo, der sie rief.

»Bonchoo!« schrie sie und sprang auf. »O Bonchoo - Bonchoo!«

Er kam zurück... Mit Tränen in den Augen sah sie die breitschultrige, stämmige Gestalt zwischen den Bäumen und Schlingpflanzen auftauchen. »Ich habe Hilfe mitgebracht!« rief er ihr zu.

»Hilfe?« wiederholte sie verständnislos. Doch da entdeckte sie zu ihrer Verblüffung etwas Oranges im Wald hinter Bonchoo, und in einigem Abstand einen ähnlichen Farbklecks. Die beiden orangen Flecken erwiesen sich nach kurzer Weile als die Gewänder von zwei jungen Männern. Und sie waren gar nicht wirklich orange, sondern safrangelb. »*Mönche?*« krächzte sie. Sie wollte weinen und lachen zugleich, doch sie ging Bonchoo mit äußerlicher Ruhe entgegen, und als er aus dem Dickicht trat, faßte sie seine Hand. »Ich bin so froh, daß Sie wieder da sind«, sagte sie und brach prompt in Tränen aus.

Verlegen tätschelte Bonchoo ihre Schulter. »Wie geht es Mornajay?«

»Schlimmer«, schluchzte sie. Hastig zog sie ein Taschentuch hervor und schneuzte sich.

Die beiden jungen Männer traten mit einer Bambusbahre auf

die kleine Lichtung. Sie waren bestimmt noch keine zwanzig, hatten kahlgeschorene Köpfe und jetzt, wo sie lächelten, blitzten die Zähne weiß in den dunklen Gesichtern. »Wo in aller Welt haben Sie sie gefunden?« erkundigte sie sich.

»Später«, tröstete er sie. »Wir müssen uns beeilen, solange noch Hoffnung besteht.«

Die Mönche setzten die Bahre neben Mornajay ab, drückten die Fingerspitzen zum *Wai* zusammen und verbeugten sich vor ihr, ehe sie Mornajay behutsam auf die Bahre hoben.

»Wo ist Anu?« Bonchoo schaute sich suchend um.

»Fort. Ist er denn nicht Ihnen nach? Er ging einfach *weg*.« Sie hob Mornajays Fotoapparat auf und seinen Schlafsack und sah zu, wie Bonchoo abwesend den Rucksack nahm.

»Gar nicht gut!« Er seufzte. »Er hat wahrscheinlich Angst gehabt, daß die *Naklengs* zurückkommen und uns alle töten würden. Vor allem hat er Angst um sich gehabt, denn wenn ein Akha außerhalb seines Dorfes stirbt...« Er schüttelte den Kopf. »Das fürchten sie am meisten.«

Bedrückt entgegnete sie: »Und ich fürchte am meisten, daß wir das Schan-Lager nicht finden werden. Bonchoo, wohin bringen sie Mornajay? Und woher, in aller Welt, kommen diese Mönche?«

»Das werden Sie bald sehen!« Bonchoo wirkte erleichtert. »Ich hatte es kaum zu hoffen gewagt, daß ich den Tempel tatsächlich finden würde, aber die Geister des Waldes sind doch *go rooh nak*. Es ist ein Wunder! Vor sechs Jahren schmuggelte ich Radios nach Birma, dabei verirrte ich mich und stieß auf die Ruinen dieses *Wats*... wir sind jetzt ganz nah an der Grenze!«

»Tempelruinen - *bewohnt*?« staunte sie.

»Nur vom Acharya, einem sehr heiligen Mann, und den paar Schülern, die zu ihm kommen, um von ihm zu lernen, wie diese beiden.« Er nickte, als sie mit Mornajay an ihnen vorbeigingen.

»Vielleicht würde *er* es das vergessene Kloster nennen, das er sucht, wer weiß? So, aber nun gehe ich voraus, um einen Weg mit dem Buschmesser zu bahnen.«

Er machte sich sofort an die Arbeit und verbreiterte den Pfad für die Bahre. Mrs. Pollifax folgte den zwei Mönchen. Eine schreckliche Last war von ihr genommen und sie fühlte sich unendlich erleichtert, daß doch noch etwas für Mornajay getan werden konnte. Und wenn er trotzdem starb, dann wenigstens mit ein bißchen Fürsorge und von einem heiligen Mann gesegnet. Sie kamen schnell voran. Bonchoo hatte bereits auf dem Hinweg einen brauchbaren Pfad gehauen, und so mußte er nun lediglich hin und wieder anhalten, um ihn zu verbreitern. Im Dschungel wurde es allerdings bereits dunkler, und Mrs. Pollifax schauderte bei dem Gedanken, daß die Nacht sie überraschen könnte, ehe sie Unterschlupf gefunden hatten. Über ihnen spielte eine sanfte Brise mit den Blättern, und Vögel flatterten aufgeschreckt davon. Mrs. Pollifax dachte, daß es in diesem Dämmerlicht war, als bewege man sich durch ein Aquarium, auf das kein Licht von oben fiel.

Sie war völlig überrascht, als sie schon nach kurzer Zeit aus der Düsternis des Dschungels in den goldenen Sonnenschein des Spätnachmittags kamen. Überrascht blieb sie stehen. Gar nicht weit vor ihr erhoben sich drei Statuen des sitzenden Buddhas, und Pflanzen wucherten um ihre Sockel. Sie standen hintereinander und waren gut sechs Meter hoch, und sie lächelten gütig. Erstaunt blickte sie zu ihnen empor und sah, daß ihre Farben zu stumpfen Ocker- und Rosttönen verblaßt und ihre Gesichter verwittert, aber doch noch klar gezeichnet waren. Sie fragte sich, wie viele Jahrhunderte sie schon in verträumter Meditation hier saßen, wie viele Sonnenauf- und untergänge sie erlebt und wie viele Reiche sie hatten aufsteigen und fallen sehen. »Wie erstaunlich!« flüsterte sie. »Wie beeindruckend!«

Die beiden Mönche verschwanden gerade hinter den Buddha-Statuen, aber Bonchoo war stehengeblieben, hatte seinen Hut

abgenommen und sich niedergekniet. Mit andächtiger, ja ehrfürchtiger Miene verneigte er sich dreimal vor den Buddhas. Das war eine neue, ihr bisher noch nicht bekannte Seite Bonchoos. Sie wartete, um ihn nicht zu stören. Als er aufstand, verneigte er sich ein letztes Mal und ging weiter. Mrs. Pollifax folgte ihm, vorbei an den riesigen Abbildern. Sie kam sich ganz klein vor, und sie staunte immer noch über ihre Anwesenheit hier. Der Pfad führte in einen ausgelaugt wirkenden Garten, und als sie dahinter den Tempel sah, blieb sie erneut stehen und staunte.

Er mußte einst eine Grünfläche von mehreren Hektar eingenommen haben, doch nun stand lediglich noch ein Drittel des Komplexes, und davon war ein großer Teil Ruinen. Die äußere Schicht hatte der Zahn der Zeit abgenagt, so daß dicke Lateritplatten offenlagen, die in der Sonne ziegelrot schimmerten. Viele der Steine lagen herum, als hätte ein Riese sie auf den Boden geschmettert. Da soviel des *Wats* in Staub und Trümmer zerfallen war, gab es von dem ursprünglichen Dach so gut wie nichts mehr. Doch die noch erhaltenen Wände hatte man mit Bambus und Stroh gedeckt, was auf den ersten Blick an gewaltige, unordentliche Vogelnester denken ließ, die vom Himmel gefallen waren. Doch nach den noch stehenden Wänden konnte man schließen, wie prächtig das Ganze einst gewesen war. Zwei steinerne Greife bewachten immer noch eine Treppe, die zu einem breiten Außengang führten, und dahinter erhob sich die Spitze eines *Chedi*. Das war es wohl, was Anu aus der luftigen Höhe des Bambusses gesehen hatte. Weit links davon, über den Bäumen, verschwand die Sonne in leuchtendem Orange allmählich im Dschungel.

Drei träumende Buddhas in einer Reihe... Die Ruinen eines alten Tempels... Eine orangefarbene Sonne... Mrs. Pollifax fühlte sich wie verzaubert. Ihr war, als befände sie sich an einem Ort, wo es die Zeit nicht gab. Es war alles so unerwartet und von malerischer Schönheit. Und während Mrs. Pollifax den Hauch

vergängerer Jahrhunderte spürte, gab sie sich dem dankbaren Staunen hin, daß das Leben sie zu diesem heiligen Ort geführt hatte, zu diesem Tempel, der eine inzwischen fast vergessene Vergangenheit bewachte. Eine Bewegung auf dem Außengang lenkte ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie schaute hoch und sah einen Mann, der sie beobachtete. Sie fand, daß er das eine Detail war, das diesem Bild gefehlt hatte und es nun vervollständigte: Es war ein Mann in safrangelbem Gewand mit kahlgeschorenem Kopf. *Vielleicht ist das der heilige Mann*, dachte sie. Sie war nicht nahe genug, mehr zu sehen, und kaum hatte sie ihn bemerkt, zog er sich auch schon zurück. Das riß sie aus ihrer Verzauberung, und sie erinnerte sich, weshalb sie hier war. Bonchoo war inzwischen außer Sicht; auch die beiden Mönche, die Mornajay trugen, waren nicht mehr zu sehen. Sie wählte einen Eingang unter der Treppe und betrat einen langen, dunklen Korridor. Der Klang von Stimmen führte sie eine Treppe hoch zu einem strohgedeckten Zimmer, das eine offene Tür zum Außengang hatte. Die letzten Sonnenstrahlen drangen in dünnen goldenen Streifen durch Ritzen im Bambus. Von Bonchoo und den zwei jungen Mönchen umgeben, lag Mornajay unruhig auf einer Matte. Der Mann, den sie auf dem Außengang gesehen hatte, beugte sich gerade, mit dem Rücken zu ihr, über Mornajay. Zwar konnte sie sein Gesicht nicht sehen, wohl aber, daß er eine Hand Mornajays hielt und behutsam auf die Fingernägel drückte. Er nickte und sagte etwas zu den zwei Mönchen, die ihm daraufhin eine Schüssel und eine Tasse reichten.

Bonchoo bemerkte Mrs. Pollifax. Er erhob sich und nahm ihren Arm. »Kommen Sie. Es ist besser, wenn Sie nicht zuschauen. Während ich zurückliefe, um Sie zu holen, bereitete der Acharya Gegenmittel vor. Haben Sie Vertrauen zu ihm, er ist ein sehr heiliger Mann.«

»Aber was kann er Mornajay *hier* schon geben?«

Bonchoo lachte. »Im Augenblick *Nguang chum*, *Hua euang*



und *Krachaosida* in Wasser gekocht. Hilft ihnen das weiter?«

»Nein«, antwortete sie mit schwachem Lächeln.

»Mir auch nicht, aber so hat man es mir gesagt. Ich habe keine Ahnung, was *Nguang chum* ist - vielleicht irgendein Heilkraut, das nur hier bekannt ist - aber *Hua euang* und *Krachao sida* sind Orchideenarten.«

»Glaubt er, daß Mornajay durchkommen wird? Er hat das Gift immerhin bereits zwei Stunden in sich!«

Bonchoo antwortete ernst: »Das wird sein Karma entscheiden. Aber eben, weil schon zwei Stunden vergangen sind und er noch lebt, meint der Acharya, daß das Gift nicht sehr stark sein kann.«

»Puh! Dann möchte ich lieber nicht wissen, wie eine starke Dosis wirkt! Spricht der heilige Mann Englisch?«

»Ein bißchen, glaube ich.«

»Nur ein bißchen - o je!«

Sie traten hinaus auf den Außengang in die abkühlende Luft. Hier waren sie in Augenhöhe mit den Baumspitzen rings um die Lichtung. Die orangefarbene Sonnenscheibe war inzwischen im Wald versunken, doch der Himmel noch mit Rot durchzogen. Eine Krähschar flog herab und um einen hohen Baum am Waldrand herum, ehe sie sich kräczend zwischen seinen Blättern niederließ. Ein Papagei protestierte kreischend gegen diese Invasion und ein kurzes leuchtendes Grün und Rot verriet, daß er davonflog. Während sie zuschauten, färbte sich das Rot des Horizonts zum leuchtenden Malventon. Vom Tschilpen einiger Vögel und dem Scharren der Hühner im Garten abgesehen, hatte die Stille der Dämmerung eingesetzt. Erst nach einer Weile wagte Mrs. Pollifax die Frage zu stellen, die sie bewegte: »Anu ist nicht mehr bei uns, Bonchoo. Glauben Sie, daß das Schan-Lager in der Nähe ist und, daß die Mönche wissen, wo? Ob uns wohl einer morgen früh dorthin bringen könnte?«

Bonchoo zögerte, dann sagte er bedächtig: »Sie bieten uns ein Nachtlager und etwas zu essen, aber wir sind Störenfriede für sie.« Er blickte ihr ins Gesicht. »Wir haben die Welt hierhergeschleppt, *Koon* Emily. Bestimmt weiß der Acharya, wo das Schan-Lager ist, aber ob er sich mit solch weltlichen Dingen abgibt? Er ist ein sehr heiliger Mann. Ich glaube, wir sollten bis zum Morgen warten, ehe wir mit diesem Problem an ihn herantreten, Mrs. Emily.« Eine zweite Nacht und morgen der dritte Tag.. Blicklos starrte sie in den Dschungel und dachte, daß jede Stunde die Suche nach Cyrus schwieriger machte. Trotzdem mußte sie zugeben, daß Bonchoo recht hatte. Jetzt, da bereits die Nacht anbrach, gab es nichts, was sie tun konnten, gar nichts. Doch ob heiliger Mann oder nicht, der Acharya *mußte* überredet werden, ihnen morgen früh zu helfen!

Irgendwann in der Nacht wurde Mrs. Pollifax unruhig und wachte auf. Auch der Wald war aufgewacht, wie sie feststellte. Das mißtönende Schrillen von Zikaden bildete die Begleitung für die verschiedensten anderen Geräusche: Das durchdringende Kreischen eines Vogels; ein plötzlicher, fast menschlicher Schrei, dem ein vielstimmiges Heulen folgte. Dann waren eine Weile wieder nur Zikaden zu hören, bis erneut größere Tiere ihren Unmut äußerten. Mrs. Pollifaxs Blick schweifte über die Wände; der Mondschein, der durch Ritzen im Bambusdach fiel, malte Streifen auf sie. Automatisch dachte sie: *Das Dach werden sie vor der Regenzeit noch abdichten müssen.* Mornajay war schon vor Stunden ruhiger geworden. Sie drehte den Kopf und sah ihn schattenhaft ganz in der Nähe liegen. Bonchoo hatte sich auf seiner Matte bei der Tür zusammengekuschelt. Ohne sich im geringsten zu schämen, hatte er ihr gestanden, daß er sich allein in einer Kammer gar nicht wohl fühlen würde, weil er nicht des Nachts aufwachen und feststellen wollte, daß ein Geist die Matte mit ihm teilte.

Sie war sehr müde gewesen, als sie sich schlafen gelegt hatte, und jetzt war sie nicht sicher, ob es die nächtlichen Geräusche des Dschungels gewesen waren, die sie geweckt hatten, oder der dumpfe Schmerz in ihren Beinen von dem langen Marsch, oder ob es an dem kargen Abendessen lag, das aus einer Brühe mit ein paar Nudeln und wenigen Stückchen Hühnerfleisch und einer Schale Reis bestanden hatte. Den Acharya hatte sie nicht mehr wiedergesehen. Es gab hier offenbar fünf Novizen, von denen zwei das Essen zubereitet und ihnen gebracht und sich sogleich zurückgezogen hatten.

Sie dachte: *Es hat doch keinen Sinn, herumzuliegen und mir den Kopf zu zerbrechen, weshalb ich wach bin - ich bin wach!* Sie kroch zu Mornajay und legte eine Hand auf seine Stirn. Sie

hoffte, daß seine Temperatur wenigstens ein oder zwei Grad gefallen war. Einen schrecklichen Augenblick lang hielt sie ihn für tot, denn die Stirn war kühl. Hastig fühlte sie seinen Puls - er war gleichmäßig! Sie kauerte sich auf die Fersen und blickte erstaunt auf Mornajay hinunter. Er war fieberfrei! Es gab also noch Wunder. Die Kräuter des Acharyas hatten sich als mächtige Medizin erwiesen; oder vielleicht hatte Bonchoo recht und es war nicht Mornajays Karma, schon zu sterben. Als er plötzlich laut zu schnarchen anfang, verging ihr fast ehrfürchtiges Staunen. Lächelnd überließ sie ihn seinem Schlaf, schlüpfte in ihre Schuhe und schlich auf Zehenspitzen an Bonchoo vorbei auf den dunklen Korridor. Sie trat hinaus auf den Außengang und war beeindruckt von der Schönheit des Vollmonds. Wie eine Kugellampe leuchtete er auf die Berge und den Dschungel herab, daß die Umrisse sich wie feine Scherenschnitte vom Nachthimmel abhoben. Sein Schein bildete einen silbrigen Pfad auf dem Außengang, der durch die dunklen Klosterwände um so heller wirkte; er tauchte die gebrochene Spitze des *Chedi* in fahles Silber und verwandelte den pockennarbigen Garten in eine freundliche Mondlandschaft. Ein Vogel rief aus dem Wald; die Luft war sanft und kühl auf ihrem Gesicht. Im Westen standen die glitzernden Sterne so tief, daß sie glaubte, sie brauch bloß die Hand danach auszustrecken. So stand sie lange im Schwarz und Silber der Nacht und schaute zum Himmel. Nach einem Blick auf die Uhr - es war eins - spazierte sie nach links und bog um eine Ecke. Abrupt blieb sie stehen, als sie sah, daß sie nicht allein war. Der Acharya saß im Lotossitz, die Hände auf dem Schoß gefaltet, an einer Stelle des Außenganges, wo die niedrige Brüstung abgebröckelt war, und blickte auf Dschungel, Mond und Himmel. Er war reglos wie die Buddha-Statuen vor dem Garten. Schatten verliehen seinem orangefarbenen Gewand einen tieferen Farbton, während sein Profil im Mondschein klar zu sehen war. Es war scharf geschnitten, kraftvoll, asketisch und erinnerte an jene auf alten

römischen Münzen.

Ohne zu wissen, weshalb, ohne daß sie ihr Benehmen hätte erklären können, ging Mrs. Pollifax leise weiter und setzte sich, ebenfalls im Lotossitz, etwa zehn Schritte hinter ihn und etwas seitlich. Sie schloß die Augen, und fast sogleich wurde sie sich bewußt, daß sie sich wahrhaftig in der Anwesenheit eines heiligen Mannes befand, denn nie zuvor hatte sie je einen solchen Frieden empfunden oder gespürt, daß Liebe und heitere Ruhe in ihr floß - wie jetzt durch ihn. Wieder stand die Zeit still und sie wanderte durch Tiefen, die ihr bisher fremd geblieben waren.

Doch es endete, als ihr linker Fuß sich über das Gewicht des rechten Beins beschwerte, denn sie hatte mit dem Lotossitz noch Schwierigkeiten. Jedenfalls brachte der Schmerz sie in die Gegenwart zurück. Als sie die Augen öffnete, blickte sie wieder auf das Profil des Acharyas, das sich von den Bäumen jenseits des Außengangs abhob. Er saß unbewegt wie zuvor. Ein Blick auf ihre Uhr verriet ihr, daß eine Stunde vergangen war: So lange hatte sie ebenfalls reglos hier gesessen. Leise stand sie auf und kehrte zu ihrer Matte zurück. Und nun war ihr Schlaf tief und erholsam; sie erwachte erst wieder, als die Sonne ihr ins Gesicht schien. Sie sah, daß Bonchoo sich gerade über Mornajay beugte.

»Koon Emily - Mrs. Emily!« flüsterte Bonchoo. »Er schläft, er hat kein Fieber mehr!«

»Ich weiß«, murmelte sie schläfrig und rieb sich die Augen. »Können Sie jetzt mit dem heiligen Mann wegen des Schan-Lagers sprechen, Bonchoo? Wir könnten bald aufbrechen. Es ist vermutlich nicht mehr weit.«

Bonchoo nickte. »Ja, das werde ich, ich habe jetzt etwas mehr Hoffnung. Er hatte das *Namjai*, uns Essen und Unterkunft zu geben, vielleicht hat er auch das *Namjai*, uns zu helfen.«

»Was heißt *Namjai*?«

Er grinste. »Wörtlich wohl ›Wasser des Herzens‹.« Er rollte seine Matte zusammen, legte sie in eine Ecke und ging den Korridor hinunter.

*Was gäbe ich jetzt für eine Zahnbürste!*, dachte Mrs. Pollifax. Sie holte ihren Kamm aus der Tasche und wollte sich an ihre morgendliche Waschung machen, als sie bemerkte, daß Mornajay die Augen offen hatte. »Guten Morgen«, sagte sie und ging zu ihm.

Mornajay starrte sie an, fuhr mit der Zunge über die Lippen und versuchte zu sprechen. Mehr als ein Flüstern brachte er nicht hervor: »Danke.«

Sie nickte. »Sie haben sehr viel Glück gehabt, Mr. Mornajay, aber nicht mir müssen Sie danken.«

Sein Blick wanderte zum Strohdach und er runzelte die Stirn. »Wo bin ich? Was ist geschehen?«

»Nun, ich glaube, Sie haben Ihr vergessenes Kloster gefunden«, meinte sie lächelnd.

»Mein was?«

»Ihr vergessenes Kloster. Sie sagten, Sie wären auf der Suche nach einem vergessenen Kloster.«

»Tatsächlich?« Er wirkte verwirrt. »Wie bin ich hierhergekommen?«

»Schlafen Sie jetzt.« Sie tätschelte seinen Arm. »Schlafen Sie und werden Sie gesund. Später ist noch Zeit genug...«

»Zeit!« Er riß die Augen weit auf und bemühte sich, sich aufzusetzen. »Welcher Tag ist heute? Welches Datum? Bitte - es ist wichtig!«

»Lassen Sie mich überlegen. Ja, es muß Samstag morgen sein und demnach der 19. Januar.«

»O gut! Ja - schlafen. Wieder zu Kräften kommen.« Er lächelte leicht. »War noch nie so schwach. Dysenterie? Malaria? Typhus?«

Mrs. Pollifax lachte. »Ich fürchte, Sie würden mir nicht glauben, wenn ich es Ihnen jetzt sagte, Mr. Mornajay. Schlafen Sie lieber und seien Sie froh.«

»Froh«, murmelte er und schloß die Augen. »Ja, froh«, wiederholte er und schlief ein.

In diesem Augenblick mochte sie ihn. Er ist kein Mensch, den man leicht gern haben kann, dachte sie. Er war steif, kalt und abweisend und verbarg gewöhnlich jede Spur von Verwundbarkeit, die er jetzt offenbarte. Sie fand, daß er ein glücklicherer und besserer Mensch sein würde, wenn er seine Menschlichkeit zugäbe, statt sie zu verbergen. Andererseits, dachte sie, weiß man ja nie, welche Traumata solche Menschen geformt haben. Jeder hatte sein eigenes Bündel zu tragen, hatte seine eigenen Schutzmaßnahmen, seinen inneren Zwiespalt, seine geheimen Ängste; und wenn es schon so aussah, als wäre Mornajays Bündel besonders schwer, und nun mußte sie unwillkürlich lächeln, konnte er sich doch zumindest sehr schick kleiden - und sehr teuer obendrein. Sie ließ Mornajay allein, um zu sehen, ob es irgend etwas zu essen gab. Sie hatten sehr lange geschlafen, es war fast neun, und sie nahm an, daß das in einem Tempel oder einem Kloster sehr spät war. Zweifellos war der Acharya schon seit dem Morgengrauen auf, vielleicht hatte er auch überhaupt nicht geschlafen. Sie fand die Küche, oder zumindest den Raum, den sie dafür hielt, denn er hatte eine Feuerstelle aus kreisrund angeordneten Ziegeln, in der noch Glut schwelte; in einer großen Lackschüssel war Reis eingeweicht; zwei saubere Kessel hingen an Haken von der Wand; und auf einem Wandbrett standen acht Holzschüsseln und acht leere Einmachttöpfe. In einer Ecke sah sie einen Haufen Holzspäne und kleine Scheite zum Feuermachen, und darüber hing ein Bündel Bananen. Sie brach eine ab und aß sie hungrig im Stehen.

Da sie niemanden finden konnte, nicht einmal Bonchoo, kehrte sie auf den Außengang zurück und stieg die von Greifen

bewachte Treppe zum Garten hinunter und folgte einem Pfad, der zu einer Baumgruppe führte. In ihrem Schatten stand ein Brunnen aus Beton, mit einer primitiven Pumpe und einem komplexen Netz aus Bambusrohren, durch die Wasser ins Kloster geleitet wurden. Unbenutzte Bambusrohre lagen herum wie Stroh puppen, und ein Blick auf die Gräben, die durch den kahlen Garten führten, sagten ihr, daß diese Rohre in der Pflanzzeit zur Bewässerung an den Brunnen angeschlossen wurden.

Als sie näher kam, sah Mrs. Pollifax Bonchoo auf einer Stufe vor dem Brunnen sitzen. Seine Miene war düster. »Bonchoo!« rief sie. Er rückte ein bißchen, um ihr Platz zu machen, und sie setzte sich neben ihn. »Haben Sie den Acharya gefunden?«

Er deutete auf drei safrangelbe Gewänder, die zum Trocknen von einem Ast hingen. »Ja, er hat seine Wäsche gewaschen. Jetzt unterrichtet er die Jungen.«

»Und?« Er wandte sich ihr mit melancholischem Seufzen zu. »Er wird darüber meditieren. Er sagt, er kann Ärger über die Schans nicht unterstützen. Er glaubt nicht - ohne darüber meditiert zu haben, wissen Sie? -, daß er uns zeigen kann, wo sie sind.«

»Und wann wird er darüber meditieren?« fragte sie heftig. »Sagten Sie nicht, er ging zum *Unterricht*?«

Bonchoo nickte.

»Das ist ein Schock für mich«, sagte sie bedrückt. »Ich verstehe es nicht, immerhin war er so gütig und hat Mornajay geholfen.«

Bonchoo nahm den Hut ab, rieb sich den Kopf, seufzte und zog den Hut etwas tiefer in die Stirn. »Er sagt, er lebt in Frieden und Einklang mit den Bergstämmen. Er lehrt die jungen Männer, die hierherkommen, lesen; er dient den Thai, die ihren Weg zu ihm finden; er gibt den Banditen zu essen; den Rebellen Unterschlupf; und den Schmugglern sowie den Soldaten, die



vorüberkommen, seinen Segen. Er verurteilt niemanden, denn jeder ist ein Geschöpf Buddhas.«

»Das ist ja schön und gut«, sagte sie hitzig, »aber haben Sie ihm erklärt, daß seine Nachbarn, diese Geschöpfe Buddhas, meinen Mann entführt haben und es leicht möglich ist, daß sie ihn töten werden, und daß zwei von ihnen versucht haben, Sie zu töten?«

Er blickte sie ernst an. »Es ist eine sehr schwierige Situation. Wir bringen ihm einen Mann, den ein Pfeil vergiftet hat, und bitten um seine Hilfe. Er weiß nichts von uns, außer daß Gewalt unser Begleiter ist. Wir müssen warten. Er ist ein heiliger Mann, *Koon* Emily! Er wird darüber meditieren. Wenn es sein Karma ist, uns zu helfen, wird er helfen.«

»Wie will er es wissen?«

»Er wird es wissen«, versicherte ihr Bonchoo ernst. »Selbst ich sehe es ein: Wenn er uns zu einem geheimen Lager bringt, ändert sich hier etwas. Er muß ein Mann sein, der viele Geheimnisse bewahrt. Ich bin auch traurig, aber verzweifeln Sie nicht, Mrs. Emily. Wenn der Acharya uns nicht hilft, suchen wir zwei allein weiter. Anu sagte, das Lager ist südlich...«

»Könnten wir einen der jungen Mönche überreden, daß er uns führt?«

»Nur, wenn er es gestattet«, erwiderte Bonchoo bedrückt.

»Und wird es gefährlich sein allein, nur wir zwei?«

Trocken sagte er: »Nur, wenn wir den Pfad nicht finden oder den Rückweg, falls wir uns verirren.« Mrs. Pollifax nickte und stand auf. »Ich werde selbst mit dem heiligen Mann sprechen. Sie sagten, er kann Englisch?«

»Ja, sogar sehr gut.«

»Oh? Wo finde ich ihn?«

Bonchoo deutete. »Er ging hinein.« Sie fand das Klassenzimmer ohne Mühe. Es war ein langer, fast kahler Raum

und dämmrig; nur ein paar Sonnenstrahlen erhellten ihn, die durch zwei kleine Fenster mit offenen Läden fielen, und die fünf leuchtend orangefarbenen Gewänder der Novizen. Vier dieser Jungen lagen auf dem Boden und blättern in einem Manuskript; der fünfte saß im Lotossitz daneben und sagte etwas mit Singsangstimme auf. Er blickte hoch, als Mrs. Pollifax hereinschaute und lächelte. Sie erwiderte sein Lächeln, ging jedoch gleich weiter, da sie sah, daß der Acharya nicht unter ihnen war.

Er war in der Küche und schöpfte den eingeweichten Reis, den sie bei ihrem ersten Besuch gesehen hatte, in ein Sieb aus geflochtenem Bambus zum Dämpfen. Als er sie hörte, drehte er sich um, und sie sah zum erstmal sein Gesicht. Sie dachte, wie man doch daran gewöhnt war, Haare auf dem Kopf zu sehen, dabei betonte ein geschorener Kopf das Gesicht - und welch ein eindrucksvolles Gesicht er hatte! Er sah gar nicht asiatisch aus, eher wie ein Franzose, oder - da sie keine Burmesen kannte - möglicherweise wie ein Birmane. Falls er ein Thai war, mußte sein Blut viele Generationen mit dem von Kaukasiern gemischt worden sein. Es war ein sehr starkes Gesicht - stark, *stark*, wiederholte sie für sich -, mit brauner Haut, doch ob von Geburt oder der Sonne war schwer zu sagen. Auch die Augen waren braun, sanft und doch scharf. Sie fragte sich, ob er sich ihrer Anwesenheit bewußt gewesen war, als sie nachts im Mondschein hinter ihm gesessen hatte.

»Sprechen Sie Englisch?« fragte sie.

»Nicht in letzter Zeit«, antwortete er mit angenehmer Stimme und ohne Akzent. »Aber ich kann Englisch.«

*Und spricht es sehr gut*, dachte sie überrascht. Langsam, jedes Wort betonend, sagte sie: »Ich bin Emily Pollifax und mache Urlaub in Ihrem Land. Ich kam mit meinem Mann, doch er wurde entführt.«

Er nickte aufmerksam.

»Man schleppte ihn in einen Wagen - in Chiang Mai.« Sie beobachtete sein Gesicht, um sich zu vergewissern, daß er sie auch verstand. »Bonchoo und ich verfolgten diesen Wagen.« Er nickte.

»Zweimal«, und nun konnte sie nicht verhindern, daß Grimm in ihrer Stimme mitschwang, »hat man versucht, uns zu töten: Einmal auf der Straße und einmal hier im Dschungel. Es waren Freunde von diesen Killern, die meinen Mann verschleppten. Man hat mir gesagt, daß die Schan ihn möglicherweise in ein Lager bringen, das hier in der Nähe sein soll. Wir bitten Sie um Ihre Hilfe - um das Lager zu finden und meinen Mann.«

Er entgegnete sanft: »Essen und Unterschlupf und Heilung, wenn ich kann, gebe ich jedem, der hierherkommt und das eine oder andere oder alles braucht. Doch Ihnen den Weg zum Schan-Lager zu zeigen, wäre Verrat an den Menschen, unter denen ich lebe. Ich würde ihr Vertrauen mißbrauchen, vor allem, wenn Sie ihnen etwas antun wollen.«

»Ich habe nicht vor, ihnen etwas anzutun«, versicherte sie ihm verzweifelt. »Was könnten Bonchoo und ich ihnen schon antun? Ich will nur meinen Mann zurück!«

Er wirkte ein wenig verwirrt. »Was wollen sie überhaupt von Mr. Pollifax?«

»*Nicht* Pollifax«, korrigierte sie ungeduldig. »Sein Name ist Reed - Cyrus Reed -, und was sie von ihm wollen..« Sie hielt mitten im Satz inne, denn sie bemerkte, daß sie ihn erschreckt hatte.

»Cyrus Reed?« echote er. »Sie sagen, Sie sind Amerikanerin?«

»Ja, aus Connecticut. Und ich möchte wiederholen, daß ich nicht beabsichtige, den Schan etwas anzutun, ich möchte nur Cyrus *zurück*!«

Sie hätte noch mehr gesagt, aber er hob die Hand, drehte sich um und griff wieder nach dem hölzernen Schöpflöffel.

Ungeduldig sah sie ihm zu, wie er den nassen Reis ins Sieb gab. Ihre Ungeduld wurde allmählich zu Ärger, als er weiteres Kleinholz zu Scheiten unter dem Wok fügte, das Feuer wieder anzündete und eine Prise Salz an den Reis gab. Als er sich erneut ihr zuwandte, war sein Gesicht unbewegt. Mit plötzlich veränderter Stimme sagte er fast im Singsang: »Ich werde Ihnen Prasert mitgeben, damit er Ihnen zeigt, wo das Lager ist, aber erst, wenn die Sonne höher steht, nachdem wir Reis gegessen haben.«

Sie konnte es kaum glauben. Ihr wurde bewußt, daß sie den Atem angehalten hatte, und nun stieß sie ihn in einem langen Seufzer der Erleichterung aus. Sie hätte ihn am liebsten umarmt oder ihm wenigstens die Hand geschüttelt, aber er war plötzlich sehr förmlich, sehr steif und verschlossen. So sagte sie nur aus tiefstem Herzen: »Danke, danke, *vielen* Dank!« Er nickte und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Freudestrahlend erklärte sie Bonchoo: »Wir brechen auf, sobald wir Reis gegessen haben.«

Das Kloster erschien ihr nun wie ein anderer Ort - sie mußte Cyrus davon erzählen (sie gestattete sich nicht, daran zu denken, daß sie ihn heute vielleicht nicht fanden) - und sie schaute sich glücklich um. Sie ging von Zimmer zu Zimmer, spazierte durch die Ruinen, begutachtete das Bewässerungssystem im Garten, und trat danach wieder ins Innere, diesmal durch einen Türbogen, der ihr zuvor nicht aufgefallen war, und sie gelangte in ein Zimmer, das sie auch noch nicht gesehen hatte. Es war nicht mehr als eine Kammer, sehr einfach eingerichtet: Eine Matte zum Schlafen, ein niedriger Tisch mit einer Kerze, ein Wandbrett, und das Dach war aus geflochtenem Bambus, durch den die Sonne ein goldenes Muster auf den Boden malte. Ein Strahl fiel auf ein zweites Wandbrett, auf dem ein paar Bücher standen. Mrs. Pollifax nahm an, daß dies das Zimmer des Acharyas war. Neugierig, was ein heiliger Mann in diesem abgeschiedenen Winkel der Welt las, ging sie auf die Bücher zu. Es waren sechs: Drei sehr alt, mit den Seiten zwischen

Holzdeckeln gebunden, und nach den exotischen Schnörkeln der Schrift schloß Mrs. Pollifax, daß es sich um Manuskripte in Thai oder Pali, der Sprache des Buddhismus handelte. Der vierte Buchtitel war französisch - französisch! staunte sie - und dann, als sie sich den zwei letzten Büchern zuwandte, stellte sie erfreut fest, daß sie in englischer Sprache waren: Ein abgegriffenes Paperback von Shakespeares Tragödien, und ein leinengebundenes Buch mit Eselsohren, Rudyard Kiplings *Kim*. Sie streckte die Hand nach den beiden letzten aus, zog sie jedoch zurück. *Ich sollte nicht hier sein*, dachte sie. *Ich hätte nicht einfach in dieses Zimmer treten und die Privatsphäre des Acharyas verletzen dürfen!*

*Andererseits habe ich es bereits getan und bin hier.* Und weil auch sie *Kim* gern mochte und weil gerade dieses Buch aussah, als würde es am meisten gelesen und wäre das Lieblingsbuch des heiligen Mannes, nahm sie es doch vom Wandbrett.

Es war eine Ausgabe für Kinder, illustriert von einem Künstler, der ihr aus ihrer eigenen Kindheit vertraut war. Und da sie noch nie eine Ausgabe von *Kim* mit Illustrationen gesehen hatte, blätterte sie lächelnd darin, bis sie zu der dem Titelblatt gegenüberliegenden Seite kam. Hier stand in Kindeshand mit Blockschrift: MEIN BUCH VON MAMA ZU MEINEM GEBURTSTAG JOHN LLOYD MATTHEWS

Sie floh auf den dunklen Korridor, kehrte den Weg zurück, den sie gekommen war und fing zu laufen an, als sie den Türbogen vor sich sah. Sie suchte Zuflucht im Schatten am Brunnen und atmete heftig. Sie versuchte sich vorzumachen, daß die Eintragung in dem Buch bedeutungslos war. Immerhin hatte John Lloyd Matthews vor seinem Verschwinden Jahre - Jahrzehnte! - in Thailand gelebt, und es war nur natürlich, daß ein Teil seines Eigentums, nachdem er für tot erklärt worden war, im Land geblieben und auf dem Markt an irgendwelche Fremde verkauft worden war.

Ein Mann wie der Acharya würde ein antiquarisches Buch wie *Kim* zu schätzen wissen, wenn er in einer Buchhandlung oder im Basar darauf stieß. Weit war das Buch gar nicht gekommen, denn John Lloyd Matthews war in Chiang Mai verschwunden.

Sie erinnerte sich, daß er Cyrus' Freund gewesen war, und man hatte ihn ebenfalls entführt - zumindest wurde das angenommen. Nun wußte sie, wie leicht das hier war. Sie dachte: *Vielleicht las Matthews das Buch, als er entführt wurde, und seine Mörder nahmen es in die Berge mit und irgend jemand brachte es dem Acharya. Oder vielleicht...* Durch die Eintragung immer noch aufgewühlt, mahnte sie sich: *Halt! Hör endlich auf und sieh die Dinge mit dem Verstand!*

Aber die erstaunten Gedanken, die sie überschwemmten, ließen sich nicht so einfach ordnen. Der Acharya sah weder wie ein Thai, noch wie ein Chinese aus, ja überhaupt nicht asiatisch, und er sprach ein tadelloses Englisch. Er hatte zu Bonchoo gesagt, daß er ihnen nicht helfen konnte, weil er in Frieden mit seinen Nachbarn lebte. Als sie sich an ihn wandte, hatte er auch ihr ausdruckslos erklärt, daß er ihnen nicht helfen könne. Und dann - hatte sie gesagt: »Nicht *Pollifax*. Sein Name ist Cyrus

Reed.« Abrupt hatte er sein Verhalten geändert. Er hatte sie erschrocken angeblickt und sich umgedreht. Und als er sich ihr wieder zuwandte, hatte er gesagt, daß einer der Mönchen ihnen den Weg zum Schan-Lager weisen würde. Sie erinnerte sich an Cyrus' Worte: »Ich kannte ihn gut aus unserer High-School-Zeit in Connecticut.« Und: »Damals war er für uns Joker Matthews.«

»Cyrus Reed?« hatte der Acharya wiederholt, und »Sie sagen, Sie sind Amerikanerin?«

Und Bishop hatte gesagt, daß es nie die geringste Spur gab. »Ich glaube, man nahm schließlich an, daß er Lösegelds wegen von Rebellen oder Drogenhändlern entführt wurde... er sich aber so gewehrt hat, daß er den Tod fand und man ihn im Regenwald verscharrt hat.«

Mein Buch. Von Mama zu meinem Geburtstag. John Lloyd Matthews. *Unmöglich!* sagte sie sich.

Bonchoo riß sie aus ihren verworrenen Gedanken. Er rief auf dem Außengang ihren Namen. »Ja?« rief sie zurück.

»Ich habe *Nai* Mornajay Reiswasser eingeflößt. Es ist ihm offenbar bekommen. Jetzt kriegen wir zu essen.«

»Gut!« Sie stand auf und verdrängte resolut die turbulenten Gedanken; damit konnte sie sich auch noch später beschäftigen. Wichtiger als ihre tönernen Überlegungen, was den Acharya betraf, war, daß sie sich, nachdem sie Reis gegessen hatten, auf den Weg zum Schan-Lager machen würden. Ihr Herz klopfte heftig. Nun gab es nur noch die schreckliche Frage, ob sie Cyrus dort auch finden würden.

Der heilige Mann aß nicht mit ihnen. »Wie sind Sie zu dem Acharya gekommen?« fragte Mrs. Pollifax Prasert, als sie sich zum Essen auf den Boden setzten. Ohne sonderlichen Begeisterung blickte sie auf die Schüsseln vor ihr: Da war der übliche klebrige Reis sowie Tee - doch auch eine Schüssel mit gebackenen Garnelen. Das war schon etwas anderes! Allerdings schmälerte es ihre Freude, als ihr bewußt wurde, daß sie diese

bescheidene Portion mit fünf Mönchen und Bonchoo teilen mußte. »Und was hat Sie bewogen, Mönch zu werden?«

»Wir sind Novizen, keine Mönche«, erklärte Prasert ihr und übersetzte es für seine Freunde. »Ich komme aus einem sehr kleinen, sehr armen Dorf in den Bergen - ein Fußmarsch von zwei Stunden von hier. Ich möchte gern englischsprechender Fremdenführer werden, das ist ein sehr wichtiger, schöner Job. Der Abt unseres Dorfes hat mich hierher geschickt, weil der Acharya mich gutes Englisch lehren kann und die Fünf Gebote ebenfalls.« Mrs. Pollifax nahm sich ihre zweite und letzte Garnele aus der Schüssel und rollte sich eine Reiskugel. »Aber wie hat Ihr Abt den Acharya entdeckt?«

»Ah!« Prasert strahlte sie an. »Er hat einmal drei Tage hier zugebracht, um von ihm zu lernen und mit ihm zu sprechen.«

»Wie lange ist das her?« erkundigte sie sich rasch. Prasert zuckte die Schultern. »Das weiß ich nicht. Vielleicht weiß niemand, wann der Acharya hierherkam. Er ist - wie sagt man? - sehr geheimnisvoll.«

Bonchoo sagte trocken: »Und um ihn zu finden, muß man sich wohl erst im Wald verirren.«

»Ja, ja.« Prasert nickte lachend. »Genauso hat mein Abt ihn gefunden, diesen Heiligen, der nicht mehr an das Rad gebunden ist.«

Mrs. Pollifax nickte. »Frei«, murmelte sie. Sie setzte ihre Reisschale ab und schob sie von sich. »Aber ich hänge noch *sehr* am Leben und will meinen Mann wiederfinden. Ich möchte jetzt aufbrechen«, sagte sie zu Bonchoo. »Essen Sie ruhig zu Ende, ich verabschiede mich inzwischen von Mornajay.«

Mornajay lag nicht mehr auf seiner Matte, sondern versuchte ein paar vorsichtige Schritte. Er blickte auf, als sie eintrat. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß und er lächelte ihr schwach zu. Sie konnte sich vorstellen, welche Anstrengung es ihn kostete.

»Ich muß wieder zu Kräften kommen«, erklärte er. Er ließ



sich auf die Matte fallen und fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirn. Er war jetzt nicht mehr wie aus dem Ei gepellt, seine Kleidung war nun nicht weniger staubig und zerknittert als ihre und Bonchoos.

»Ich hoffe, Sie bedenken, daß Sie sehr krank waren«, mahnte sie. »Wir glaubten schon nicht mehr, daß Sie es schaffen würden. Sie müssen sich noch ausruhen!«

Er nickte und schaute zur Tür. Plötzlich wirkte er unsagbar traurig, so daß sie sich fragte, was er sah. Doch was immer es war, es mußte sich vor seinem inneren Auge befinden, denn der Korridor war leer. Als er sich ihrer offenbar wieder bewußt wurde, sagte er brüsk: »Ich habe keine Zeit zum Ausruhen!«

»Ich wollte mich bloß verabschieden, wir brechen jetzt auf.«

»Sie suchen weiter nach Ihrem Mann, nehme ich an.« Es interessierte ihn sichtlich nicht weiter, doch er fügte höflich hinzu: »Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe.«

»Nichts zu danken«, antwortete sie ebenso höflich und ging. Bonchoo und Prasert warteten am Fuß der Treppe zum Garten auf sie. Sie unterhielten sich angeregt auf Thai. Unwillkürlich mußte sie bei ihrem Anblick lächeln: Prasert in seinem orangegelben Gewand und mit geschorenem Kopf, und Bonchoo mit seinem lächerlichen Hut, der in diesem abgeschiedenen Dschungelkloster noch anachronistischer wirkte.

Prasert blickte ihr mit blitzendem Lächeln entgegen. »Gehen wir?«

»Ja.« Sie drehte sich um und schaute zu der Stelle auf dem Außengang hoch, wo sie den Acharya zum erstenmal gesehen hatte. »Möchte der heilige Mann nicht, daß wir ihm danken?«

»Er meditiert, bitte.« Prasert führte sie durch den Garten. Plötzlich blieb er stehen und breitete die Arme weit aus. »Aber er geht mit uns, verstehen Sie? Ich glaube, sein Geist zieht überall hin, wie ein *Nokh*!« Mit herzhaftem Lachen drehte er

sich um und ging ihnen voraus, um den Brunnen und einen Vorratsspeicher herum, zum Wald.

»Wie ein Vogel«, übersetzte Bonchoo für Mrs. Pollifax. Sie spürte die Gegenwart des Acharyas nicht, weder als heiliger Mann, noch als Vogel, und irgendwie ärgerte sie sich über Praserts Überzeugung. Immer noch hatte sie die Eintragung im Buch im Hinterkopf, doch seit der Acharya erklärt hatte, daß er ihnen doch den Weg zum Schan-Lager zeigen lassen würde, erfüllte sie freudige Erwartung und schlimmste Besorgnis zugleich. Dieses gemischte Gefühl war stärker als alles andere - und es war so unangenehm wie ein kratziges Wollhemd. Offenbar litt sie gerade unter einem Anfall von Pessimismus. Wie war sie je darauf gekommen, daß man Cyrus zu gerade diesem Schan-Lager bringen würde? Sie erinnerte sich nun. Es lag wohl daran, daß Nouvak im Akhadorf von diesem Schan-Lager wußte. Aber genausogut konnte es andere Lager anderswo geben. Oder man hatte Cyrus über die Berge nach Birma verschleppt - und sie würden zu spät kommen. Noch nie hatte sie die Worte *zu spät* gemocht, und heute empfand sie sie als besonders erschreckend. Ihre Stimmung wurde auch nicht besser, als Bonchoo Prasert fragte, wie weit es bis zu dem Lager war, und Prasert antwortete: »Nur vierzig Minuten von hier.« So nahe waren sie die ganze Zeit schon gewesen! Offenbar war es jedoch nicht leicht, an das Lager heranzukommen beziehungsweise es zu finden. Prasert schob da einen Zweig oder einen Busch zur Seite, um zu einem kaum erkennbaren Pfad zu gelangen, bog dort abrupt ab und führte sie einen anderen Pfad hoch und wieder einen anderen hinunter. Ein einziges Mal kamen sie zu einem richtigen Pfad, wie der, den sie zum und vom Akhadorf gefolgt waren: Ein Pfad, der breit genug für Maultiere oder Esel war. Als sie ihn überquerten, murmelte Bonchoo hinter ihr etwas. Sie drehte sich um. »Ja?«

Er lächelte etwas schief. »Ich glaube, Prasert hat die Anweisung, uns im Kreis herumzuführen.«

»Das denke ich auch!«

»Es wird schwierig sein, den Rückweg zu finden, *Koon Emily*.«

»Sehr.« Ein gewisser Verdacht verstärkte sich. Sie überlegte, ob es nicht eine Möglichkeit gab, den Weg zu markieren, wie Hansel und Gretel es getan hatten, doch sie gab den Gedanken auf, denn im Gegensatz zu Cyrus hatte sie nicht den kleinsten Papierfetzen, nicht einmal einen mit einem Sardinenauge. Ihren Lippenstift hatte sie Akha geschenkt, ihr Tuch aus Thaiseide war um ihren heilenden Fuß gewickelt, blieben also nur die Münzen in ihrer Tasche und der kaschierte Goldbarren. Steine gab es keine am Weg, die Pfade waren mit verrottendem Holz bedeckt und fast elastisch unter den Füßen. Sie stapften nun auch noch hangauf, und sie konnte nur hoffen, daß sie nicht einen steilen Berg hoch mußten, denn der Reis, der inzwischen den Hauptteil ihrer Verpflegung ausmachte, war nicht gerade kräftigend. Fast sehnsüchtig dachte sie an Kartoffeln, in Alufolie gebacken, mit heißer Butter und mit Salz und Pfeffer gewürzt. Dazu stellte sie sich Scheiben dampfenden Rostbratens im eigenen Saft vor, frischen Spargel und dazu eine Nachspeise - Erdbeerkuchen vielleicht. Abrupt dämpfte sie ihre Phantasie und tadelte sich, daß sie eine verwöhnte Amerikanerin sei. Sie bewunderte Prasert beispielsweise, dessen Figur kein Gramm überflüssigen Fettes aufwies und in dem bestimmt beachtliche Energie steckte. Auch Bonchoo bewunderte sie, der stämmig und muskulös war. Widerstrebend sagte sie sich, daß die Kraft der beiden eben von dem Reis herrührte, den sie unbefriedigend fand, und deshalb...

Prasert war so abrupt stehengeblieben, daß sie gegen ihn prallte. Sie hörte auf zu träumen und sich auszuscheren, und sah, daß sie auf einer Bergkuppe standen. Ihr Blick folgte Praserts deutendem Arm. Unter ihnen lag ein langer Streifen gerodeten Landes im Sonnenschein, mit staubigen Hütten und Schuppen aus Palmen und Bambus.

»Schan-Lager«, erklärte Prasert.

»Ja.« Sie blinzelte.

In diesem Moment trat ein Mann in Khakiuniform aus einer Hütte und überquerte den freien Platz in der Mitte des Lagers. Angst durchzuckte sie, sie hatte vergessen, daß es sich um ein Militärlager handelte. Sie beobachtete, wie der Uniformierte in einer Hütte auf der rechten Seite verschwand, und bemerkte nun auch, daß ein Mann mit Gewehr auf einer Bank im Schatten saß, und ein weiterer Soldat neben der Tür des hintersten Schuppens - im Schatten des überhängenden Daches kaum zu sehen. Mrs. Pollifax drehte sich zu Prasert um. »Wie kommen wir zum Kloster zurück?«

»Sie werden nicht zurückkommen«, entgegnete er fest.

Gereizt echote sie: »Nicht zurück? Wohin sollen wir dann von hier aus? Und warum nicht zurück ins Kloster?« Er führte sie ein paar Schritte zurück und deutete auf einen Baum, der von Wind und Wetter so gebleicht und geglättet war, daß er weiß schimmerte, und dessen abgestorbene Zweige wie beschwörend erhoben waren - ein toter Baum, der schon längst hätte fallen müssen, den jedoch das dichte Unterholz ringsum aufrecht hielt. »Sehen Sie dort den Pfad? Er führt südwärts zum Fluß und dort finden Sie ein Boot«

»Fluß?« echote sie.

Überrascht fragte Bonchoo: »Sie meinen den Mae Kok? So nah sind wir bei Tha Ton?« Zu Mrs. Pollifax sagte er: »Ich war schon mal dort.«

»Was ist Tha Ton?«

»Ein kleinerer Ort am Mae Kok, an der thaibirmanischen Grenze. Und es stimmt, dort kann man Boote mieten. Wie weit ist es?« fragte er Prasert.

Mrs. Pollifax hätte gern noch einmal gefragt, warum sie nicht zum Kloster zurückkehren sollten, aber inzwischen war ihr klar

geworden, daß der Acharya sie nicht mehr sehen wollte; oder vielleicht war es eher, daß er nicht von *Cyrus* gesehen werden wollte, falls sie das Glück hatte, mit ihm zurückzukehren. *Von Mama zu meinem Geburtstag...* Sie schüttelte den Gedanken ab und konzentrierte sich auf Praserts Worte.

»Ein Fußmarsch von zwei Stunden. Und das Boot wird Sie...«, Prasert gestikulierte eindrucksvoll mit einer Hand und lächelte, »... nach Chiang Rai bringen!« Er drehte sich zu dem gerodeten Streifen um und fügte hinzu: »Sie dürfen nicht weiter als zur letzten Hütte da unten gehen, sonst sind sie nicht mehr in Thailand. Verstehen Sie? Man hat hier was gegen Spione, so wünsche ich Ihnen *chokh dee* - viel Glück.«

Nach diesen etwas beunruhigenden Worten drückte er die Fingerspitzen zusammen, machte ein *Wai* und ging den Pfad hinunter.

Mrs. Pollifax und Bonchoo schauten ihm nach, bis er verschwunden war, dann blickten sie einander an.

»Nun, Bonchoo«, murmelte Mrs. Pollifax.

»Ja, *Koon Emily*.« Er seufzte.

Vorsichtig gingen sie zum oberen Rand des Hangs und duckten sich hinter hohes Gras, um unbemerkt hinunterspähnen zu können. Das Lager bestand aus fünf Baracken: Einer langen auf der ihnen gegenüberliegenden Lagerseite, offene Schuppen rechts unten, mit einer kleinen Hütte daneben, und zwei Hütten unmittelbar unter ihnen. Das Ganze war hufeisenförmig angelegt, mit dem offenen Teil dem Süden zugewandt, wo eine kreisrunder kahler Flecken auf einen Landeplatz schließen ließ. Mrs. Pollifax deutete. »Für Hubschrauber?« Bonchoo nickte. »Ich glaube schon. Vielleicht für wichtige Leute aus Chiang Mai.«

Sie nickte und setzte ihre Beobachtung fort. Seufzend dachte sie, daß nun die Zeit gekommen war, ihre beachtliche Dankesschuld gegenüber Bonchoo abzutragen. Wäre sie allein,

würde sie erst einmal kundschaften und sich dann ins Lager schleichen, von der anderen Seite aus vielleicht, wo sie sich hinter der längsten Baracke verstecken könnte, um zu lauschen und nach Spuren Ausschau zu halten, die auf einen Gefangenen hinweisen mochten. Wenn Cyrus im Lager war, würde sie eine Möglichkeit finden, ihn zu befreien und mit ihm in den Wald zu fliehen, ehe er vermißt und sie gesehen wurde. So jedenfalls überlegte sie. Sie kannte die Gefahren, wußte jedoch auch, wie oft sie die besten Einfälle hatte, wenn sie unter Druck war. Leider kam ein solches Vorgehen hier wegen Bonchoo nicht in Frage, denn er wollte sich vor den Schan rechtfertigen, damit er wieder eine Zukunft hatte. Er mußte ihnen erklären, daß alles, was Jacoby über ihn behauptet hatte, gelogen war. Und weil sie Bonchoo das schuldig war, konzentrierte sie sich nun darauf, was sie statt dessen tun mußten: Offen den Hang hinuntersteigen und hoffen, daß sie nicht von einer Wache erschossen wurden, ehe sie das Lager erreichten.

»Ich habe bisher sechs Mann gezählt«, sagte sie zu Bonchoo.

»Aber keinen mit rotem Hemd?« erkundigte er sich besorgt.

»Nein, auch keinen mit gelbem Hemd, glücklicherweise«, antwortete sie. Doch leider hatte sie auch keinen Hinweis auf Cyrus entdeckt.

Fünf der Männer überquerten den Platz und betraten die kleine Hütte rechts von ihnen; ein Posten hielt vor der Tür Wache. Ohne große Begeisterung sagte sie: »Ich glaube, wir sollten jetzt gehen, meinen Sie nicht? Ehe die andern wieder herauskommen?«

Bonchoo antwortete düster: »Sie werden auf jeden Fall herauskommen.«

»Stimmt... Streicht Ihnen eine kalte Hand über den Rücken, Bonchoo?«

»Eine eisige. Ich habe große Angst - und Sie?«

»Entsetzliche«, gestand sie und dachte, daß sie noch nie das

Gefühl gehabt hatte, so weit von zu Hause entfernt zu sein, überhaupt so weit von allem fern zu sein, was ihr vertraut war.

Bonchoo sagte: »Wir haben ein Sprichwort: ›An der Mähne erkennt man den Löwen.‹ Wir müssen jetzt sehr *dtoh* - sehr groß sein.« Er stand auf und streckte ihr die Hand entgegen. »Kommen Sie. Wir müssen richtige Löwen sein.«

In Langley in Virginia hatte Bishop endlich das Gefühl, daß Fortschritte gemacht wurden: Eine Frau, die der Beschreibung nach Mrs. Pollifax gewesen sein konnte, war am Donnerstagvormittag in der Raststätte Hot Springs gesehen worden, mit dem Auto etwa eine Stunde nördlich von Chiang Mai. Sie hatte sich in Begleitung eines Mannes befunden, der Thai oder Chinese war und einen recht merkwürdigen Hut trug. Sie hatten offenbar hitzige Worte gewechselt und miteinander hartgekochte Eier gegessen - wie seltsam! - und waren dann in einem Lastwagen weitergefahren.

Bishop fand, daß sowohl die hartgekochten Eier als auch der merkwürdige Hut sich als aufschlußreich erweisen mochten, aber er hatte nicht gewagt, den Anruf zu unterbrechen, der ihnen den ersten Hinweis auf Mrs. Pollifax bracht. Und was fast ebenso überraschend war: McAndrews hatte die Informationen geliefert und ganz allein eruiert. Carstairs hatte zufrieden gesagt: »Er macht sich.«

Was dann folgte, war allerdings weniger erfreulich. McAndrews war, genau wie der Laster, nordwärts weitergefahren und etwa eine Autostunde südlich von Chiang Rai auf einen blauen Lieferwagen aufmerksam geworden, der am Straßenrand stand, und er hatte ihn sich näher angesehen. Es war natürlich unmöglich zu sagen, ob es sich um den Wagen handelte, in dem man Cyrus entführt hatte, aber jedenfalls war er leer. Und die Polizisten an der Straßensperre vor Chiang Rai hatten weder einen Lastwagen gesehen noch einen Mann mit merkwürdigem Hut, noch Mrs. Pollifax - und auch keinen blauen Lieferwagen.

Offenbar hatte McAndrews' Leistung Carstairs jedoch so weit beeindruckt, daß er ihm einen neuen Auftrag erteilte. »Da Sie bereits in Chiang Rai sind«, hatte er gesagt, »möchte ich, daß



Sie gleich weiter nach Chiang Säen fahren - das ist nicht weit - und einen Mann namens Jacoby aufsuchen. Bisher haben Sie mit der Thai-Polizei zusammengearbeitet, doch dieser Auftrag ist streng geheim, Sie verstehen doch, McAndrews? Chiang Säen ist nicht sehr groß und Sie dürften keine Schwierigkeiten haben, Jacoby zu finden.«

»Jacoby«, wiederholte McAndrews feierlich. »Jawohl, Sir.«

»Sie erinnern sich an den Toten, den Sie gestern in der Hütte gefunden haben?«

McAndrews platzte heraus, daß es der erste Tote war, den er je gesehen hatte, und daß er das sicher nicht vergessen würde.

»Nun, der Tote hieß Ruamsak«, erklärte ihm Carstairs, »und er stand in Verbindung mit Jacoby. R-U-A-M-S-A-K«, buchstabierte er. »Vielleicht finden Sie da einen Hinweis, wohin Mr. Reed gebracht wurde, oder wohin seine Frau unterwegs war. Fragen Sie Jacoby, wer Ruamsaks Feinde waren, und finden Sie heraus, was er darüber weiß oder vermutet. Jacoby hat für uns gearbeitet, also dürfen Sie das Department erwähnen und ihm, aufgrund seiner Lage, Geld für seine Information anbieten.« Carstairs erläuterte nicht, was er mit »seiner Lage« meinte. »Fünzig U.S.-Dollars dürften genügen. Haben Sie alles verstanden?«

»Jawohl, Sir«, versicherte ihm McAndrews eifrig.

»Und berichten Sie so bald wie möglich!« Nun warteten sie auf seinen Anruf, doch da es in Thailand dreiundzwanzig Uhr gewesen war, als McAndrews das erste Mal anrief, würde es nun wohl ein paar ärgerliche Schwierigkeiten geben: Jacoby mitten in der Nacht in einem schlafenden Städtchen zu finden, und dort an ein Telefon heranzukommen, wenn und falls er Jacoby aufgespürt hatte.

Doch inzwischen strengte Carstairs unerschütterlich neue Erkundungen an. Er hatte bereits Holloway in Bangkok wieder angerufen, in der Hoffnung, er könne herausfinden, mit wem

Mornajay am Mittwoch im Indiana 500 seinen Margarita getrunken hatte. Holloway versprach, sich umzuhorchen, er selbst hatte ja nur den Rücken von Mornajays Begleiter gesehen, und er erinnerte Carstairs, daß achtundvierzig Stunden vergangen waren und es ziemlich unwahrscheinlich war, daß eine seiner Bedienungen sich nach zwei Tagen noch an zwei Männer erinnern könnten, die nur zu einem schnellen Drink in der Bar gesessen hatten.

»Erkundigen Sie sich trotzdem, ja?« hatte Carstairs gebeten.  
»Es könnte uns vielleicht weiterhelfen.«

»Aber sicher«, hatte Holloway versprochen.

Bishop, der zwei Nachrichten aus dem Sudan von Bashir Ilariyo entgegengenommen hatte, kehrte in Carstairs Büro zurück. Sein Chef studierte nachdenklich die große Karte von Thailand an der Wand. »Es muß doch mehr geben, was wir tun können, verdammt«, sagte er. »Auch eine Möglichkeit, Mornajay aufzuhalten, falls er unterzutauchen versucht. Wenn Thomson recht hat, daß er in die nördlichen Berge will, müßte er inzwischen hier in diesem Gebiet sein...« Seine Hand strich über die nördliche Ecke Thailands. Kopfschüttelnd kehrte er an seinen Schreibtisch zurück und griff, immer noch stirnrunzelnd, nach seiner Kaffeetasse. »Wir brauchen dringend Inspirationen, Bishop!«

»Nun, zumindest gibt es Neuigkeiten über den Putschversuch. Es scheint zum Patt gekommen zu sein. Offenbar hofft oder erwartet dieser General Lueng, daß sich der Rest der Streitkräfte auf seine Seite schlägt, doch bis jetzt sieht es noch nicht so aus.«

Carstairs nickte abwesend. Abrupt sagte er: »Versuchen Sie, Thomson beim DEA zu erreichen. Ich habe eine Idee und möchte darüber lieber mit jemandem sprechen, den ich kenne, als mich direkt mit dem DEA in Chiang Mai in Verbindung zu setzen.«

Bishop ging zum Telefon, wartete, bis Thomson gefunden

war, dann reichte er Carstairs den Hörer und hörte interessiert zu. Nachdem sie einige höfliche Worte gewechselt hatten, sagte Carstairs: »Ich weiß, daß Sie Ihre Dienststelle in Chiang Mai benachrichtigt haben, Thomson, aber ich frage mich, ob man nicht mehr tun könnte. Wie sehen ihre Nachforschungen aus?« Er lauschte und nickte. »Nach Ihrer Vermutung will Mornajay über die Berge nach Birma - wie wär's, wenn man die Grenze von einigen Männern mit Hubschraubern patrouillieren ließe? Ich weiß ja, daß die Hoffnung gering ist, aber... Was?« Wieder lauschte er und verzog das Gesicht. »Weiß denn niemand, wann er zurückkommt? Und wenn sie einen Hubschrauber ausleihen?« Er seufzte. »Frustrierend. Ja, ich weiß, Sie haben zu wenig Leute - zu viele Budgetkürzungen... Halten Sie mich auf dem laufenden, ja?« Er legte auf. »Verdammt«, knirschte er. »Haben Sie es gehört, Bishop? Thomson hatte auch schon an einen Hubschraubereinsatz gedacht, aber ihr Pilot und bester Mann, Callahan, flog gestern zu einer Inspektionstour in den Norden, und sie können ihn nicht über Funk erreichen.«

»Aber er wird doch bestimmt irgendwann einschalten«, meinte Bishop.

Carstairs bedachte ihn mit einem tadelnden Blick. »Nicht, wenn er auf dem Boden und überhaupt nicht im Hubschrauber ist!«

»Oh«, murmelte Bishop verlegen.

Carstairs seufzte und schaute auf die Uhr. »Hoffentlich hören wir bald von...« In diesem Moment leuchtete das rote Lämpchen am Telefon auf und er griff nach dem Hörer. Seine Miene erhellte sich. »Es ist McAndrews«, sagte er rasch zu Bishop. »Lassen Sie den Recorder mitlaufen!« Bishop drückte auf die Taste und ging zur Nebenstelle, um mitzuhören. Er zuckte zusammen, denn McAndrews Stimme war erstaunlich laut und dann wieder sehr aufgeregt.

»Nicht so schnell«, mahnte Carstairs ihn scharf. »So kann ich

Sie nicht verstehen. Haben Sie Jacoby gefunden?»

McAndrews schluckte. »Ja, Sir - das heißt, nein, Sir.«

»Also ja oder nein?« fragte Carstairs ungehalten.

»Beides«, würgte McAndrews heraus, dann überschlug seine Stimme sich wieder: »Er ist tot, Mr. Carstairs! Ich habe ihn tot aufgefunden! Jemand hat ihn erschossen! Er muß bestimmt schon zwei Tage tot sein. Es war grauenvoll, Sir, es stank entsetzlich...«

»Ruhig! Ruhig!« mahnte Carstairs jetzt sanft. »Schlimm für Sie, zwei Leichen in zwei Tagen.. Holen Sie tief Luft und erzählen Sie dann weiter.«

»Jawohl, Sir.« McAndrews atmete hörbar ein und aus, dann fuhr er etwas ruhiger fort: »Es war besonders schrecklich, weil er bestimmt nicht viel mehr als vierzig Kilo wog und seine Haut einen fahlgrünen Ton hatte. Haben Sie gewußt, daß er opiumsüchtig war? Es war alles da, was er brauchte...«

»Schon seit fünfzehn Jahren«, antwortete Carstairs. »Ja, wir wußten es.«

»Ich verstehe... Nun, Sir...« Stolz schwang in McAndrews Stimme mit. »*Diesmal*, Sir - diesmal habe ich sofort Erkundigungen eingezogen. Ich hörte mich um und bekam die Beschreibung des letzten Mannes, den man in sein Gästehaus hat gehen sehen. *Gesehen*, Sir! Vor zwei Tagen, im hellen Sonnenschein!«

»Gute Arbeit, McAndrews. Und wie sah der Mann aus?«

»Zunächst einmal: Er war Amerikaner, Sir!«

»Ein *Amerikaner*!«.

»Ja, ein gut gebauter Mann, etwa einsfünfundachtzig, breite Schultern, grobgeschnittenes bleiches Gesicht, langes Kinn und graues, gelocktes Haar.«

Über den Schreibtisch hinweg wechselten Carstairs und Bishop einen Blick. »Gute Beschreibung«, sagte Carstairs

unbewegt. »Sie haben Ihre Arbeit ordentlich gemacht, McAndrews. Nun möchte ich, daß Sie alles vergessen, was Sie mir berichtet haben, und daß Sie zu Ihren Computern in Bangkok zurückkehren. Wir übernehmen jetzt.«

Als Carstairs aufgelegt hatte, sagte Bishop grimmig: »Mornajay macht sich nicht einmal die Mühe, seine Spuren zu verwischen.«

Carstairs achtete kaum auf ihn. »Rufen Sie Thomson nochmals an und sagen Sie ihm, daß sein Mann vor zwei Tagen im Norden gesehen wurde. Wir bekamen seine Beschreibung aus Chiang Säen.«

Bishop nickte. Als er zur Tür seines Büros ging, blieb er vor der Karte von Thailand stehen. Wenn Mrs. Pollifax und ihr Begleiter nicht an der Polizeisperre vorbeigekommen waren, mußten sie irgendwo zwischen Chiang Mai und Chiang Rai von der Straße verschwunden sein, die von Regenwald umgeben war und durch die Berge führte. Und da er keine Nebenstraßen sah, die von der durchgehenden Straße abführten, hatte er das ungute Gefühl, daß sie irgendwo in den Dschungel eingedrungen waren, ja, man sie vielleicht, aus ihm unbekannten Gründen, dazu gezwungen hatte. Er legte die Fingerspitze auf die ungefähre Gegend, wo sie verschwunden war, dann bewegte er den Finger zu dem Städtchen Chiang Säen und zog eine Linie zwischen ihm und der Route, die Mornajay wahrscheinlich nahm, um in Wen Sas Gebiet zu kommen - und seine Besorgnis wuchs. Mit einer Inbrunst, die ihn selbst überraschte, hoffte er, daß Mrs. Pollifax, falls sie sich im Dschungel befand, nicht dem Mann begegnete, dessen verzweifelter Fluchtversuch bereits ein erstes Opfer gekostet hatte.

Der Pfad hinunter zum Schan-Lager führte durch Gras und Gestrüpp, und nur vereinzelt boten Bäume ihnen Sichtschutz. Es war kein angenehmes Gefühl, so offen dahinstapfen zu müssen, aber sie schwor sich, wie eine Löwin zu sein. So ging sie voraus und behielt den Mann im Auge, der vor der Tür Wache hielt. Er bemerkte sie nicht, sondern klopfte mit den Füßen wie im Takt zu einer kosmischen Musik, aber als sie näher kamen, sah sie das Kabel zu seinem Ohr. Also hatten selbst hier schon Walkmen ihren Einzug gehalten. Bonchoo und sie hatten Glück: Sie waren bereits am Fuß des Hangs angelangt, als der Posten auf sie aufmerksam wurde. Er stieß einen Ruf aus und sprang auf. Seine Kameraden riefen zurück und schon schwang die Tür auf. Bis Mrs. Pollifax und Bonchoo die Lagermitte erreichten, waren sie umzingelt und die Gewehre auf sie gerichtet.

Die Soldaten waren eher Knaben als Männer, aber sie nahmen ihre Pflichten offenbar sehr ernst. Mit lauter, fester Stimme erklärte Mrs. Pollifax: »Ich bin gekommen, um mich zu erkundigen, ob mein Mann hier ist.« Erfreut stellt sie fest, daß ihre Stimme kein bißchen zitterte. Die Soldaten starrten sie nur an, und mehrere Gewehrläufe drückten sich fester in ihren Rücken.

»Ich glaube nicht, daß sie Englisch verstehen«, flüsterte Bonchoo. »Lassen Sie es mich versuchen, *Koon Emily*.«

Sie schüttelte den Kopf. Offensichtlich gab es nur eine Lösung. Mit einem Hüsteln befreite sie ihre Kehle vom Staub, dann schrie Mrs. Pollifax: »Cyrus! Cyrus?« Die Gewehrläufe drückten jetzt schmerzhaft in ihren Rücken, und ein verärgertes, beunruhigtes Gemurmeln wurde laut. Doch eine durch die Entfernung gedämpfte, aber unverkennbar vertraute Stimme antwortete: »Emily...? Mein Gott, *Emily*?«

»Cyrus!« keuchte sie. Tollkühn schob sie Gewehre und

Männer zur Seite, brach durch die Umzingelung und rannte zu der langen Baracke mit der geschlossenen Tür. Schreie folgten ihr, eine Kugel pfiff über ihren Kopf, und eine andere wirbelte links von ihr eine Staubfontäne auf. Sie riß die Tür auf, doch ihre noch an grelle Sonne gewöhnten Augen konnten in der Düsternis zunächst nichts wahrnehmen. »Cyrus?« rief sie. Eine vertraute Gestalt machte ein paar Schritte auf sie zu, stolperte jedoch über einen Strick, der sie an einen Pfosten band. »Emily!«

Cyrus streckte ihr die Arme entgegen und sie rannte zu ihm. Vor Erleichterung schluchzend, schmiegte sie sich an ihn. »O Cyrus, ich dachte... ich hatte solche Angst... ich dachte, sie würden dich jeden Moment...«

»Noch nicht.« Er küßte sie aufs Haar. »Sie warteten noch auf jemanden, der Englisch spricht. Sie wollen herausfinden, wer ich bin.«

»Dem Himmel sei Dank, daß sie warteten!« krächzte sie. »Gott sei Dank haben sie dich nicht gleich erschossen!«

»Dann hätten sie ja nicht erfahren, wer ich bin«, gab er zu bedenken.

Sie lachte unter Tränen. Dann legte sie den Kopf zurück, um ihm ins Gesicht schauen zu können. »Aber sie haben dir doch nichts getan, Cyrus, oder?«

»Verdammt langer Marsch«, antwortete er rau. »Ein bißchen müde - und verdammt hungrig, das darfst du mir glauben.« Er blickte zärtlich zu ihr hinunter. »Hab' mir schreckliche Sorgen um dich gemacht, Emily. Hatte Angst, du würdest mir folgen, Angst, du würdest es nicht... Je weiter wir kamen, desto größere Sorgen machte ich mir - ist nichts für dich, so allein in diesen Bergen.«

»Ich war nicht allein«, sagte sie. »Ich wußte nicht, daß sie auf jemanden warteten, der Englisch spricht, und du hast nicht gewußt, daß mich Bonchoo begleitet. Bonchoo ist draußen,

Cyrus. Er hat sich als so guter Freund erwiesen - er ist natürlich in Wirklichkeit Ruamsak.«

»Ist er?«

»War«, verbesserte sie, »denn Ruamsak ist tot.«

Cyrus lachte. »Bin nicht sicher, daß ich dir da folgen kann. Mein Gott, Emily, ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen, außer...«

»Ja?« Da ihre Augen sich inzwischen angepaßt hatten, sah sie, daß sein Gesicht jetzt ernst war. »Ja, Cyrus?«

Er schüttelte den Kopf. »Muß dir sagen, meine Liebe, habe überlegt und immer wieder überlegt - hatte dazu ja hier genügend Zeit -, aber ich sehe keinen Ausweg. Und jetzt bist auch du noch hier - und dieser Ruamsak...«

»Nein, Bonchoo«, erinnerte sie ihn. »Also sind wir jetzt drei, und keine Botschaft, an die wir uns wenden könnten, keine Polizei, und niemand weiß, wo wir sind...«

Die Tür schwang auf. Vier Soldaten stiefelten herein und richteten die Gewehre auf sie. Das Wort *Hinaus* kannten sie zwar nicht, doch ihre Waffen sprachen für sie. Sie banden Cyrus los, trennten sie voneinander, drückten ihnen die Läufe in den Rücken und dirigierte sie derart zur Tür. Und nun war die helle Sonne schuld, daß Mrs. Pollifax blinzeln mußte, als sie aus der dämmrigen Baracke traten. Sie schirmte die Augen und hielt Ausschau nach Bonchoo. Er saß verzagt auf der Bank, auf der zuvor der Posten Wache gehalten hatte. Düster starrte er auf die zwei Gewehre, die die beiden übrigen Soldaten auf ihn richteten, doch als er Mrs. Pollifax sah, leuchtete sein Gesicht kurz auf.

»Ich versuchte ihnen zu erklären, weshalb wir hier sind, aber sie sprechen auch nicht viel Thai.« Sein Blick schweifte zu Cyrus. »Oh - groß, sehr groß!« Da es diese Bank war, zu der man sie führte, rückte Bonchoo, um ihnen Platz zu machen. »Viel größer als beim letzten Mal!«



»Sie haben mich schon einmal gesehen?« fragte Cyrus erstaunt.

»O ja - als man Sie in Chiang Mai in den blauen Lieferwagen verfrachtete, Sir.«

»So lange sind Sie also schon beisammen!«

Bonchoo wollte antworten, doch da erklang eine Stimme vom Hang auf der birmanischen Seite des Lagers. »Hü!«

»Hü«, antwortete ein Soldat, und alle standen stramm, als zwei Männer ins Lager ritten - einer auf einem Pferd, der andere auf einem Esel; einer in Uniform, der andere...

»*Rothemd!*« hauchte Mrs. Pollifax.

»O je!« stöhnte Bonchoo.

»Hoffen wir, daß einer von ihnen Englisch kann«, sagte Cyrus inbrünstig.

»Der andere ist ein sehr hoher Offizier«, meinte Bonchoo.  
»Sehen Sie, er reitet auf einem *Pferd!*«

»Vielleicht Wen Sa?« fragte Mrs. Pollifax.

»*Jemand* von ganz oben - sehen Sie, er trägt Lederstiefel! Echtes Leder, zweifellos. Keine Sandalen für ihn! *Pu Yai ban.*«

»Wer ist Wen Sa?« erkundigte sich Cyrus.

»Pst!« mahnte Mrs. Pollifax. Ernst zitierte sie Bonchoo: »Das ist kein Name, den man hier laut ausspricht!«

»Wer ist dann *Rothemd?*« fragte Cyrus geduldig. Der Offizier saß ab. Der aufgewirbelte Staub setzte sich wieder. Seine Männer umringten ihn und einer der Soldaten band sein Pferd an einen Pfosten. Mrs. Pollifax stellte fest, daß die Aufmerksamkeit der Soldaten immer noch den zwei Neuankömmlingen galt. Sie erklärte: »Der junge Mann im roten Hemd hat zweimal versucht, Bonchoo zu töten, einmal auf der Straße nach Chiang Rai, und einmal im Dschungel, nur daß der Giftpfeil, der eigentlich für ihn gedacht war, Mr. Mornajay traf - er schloß sich uns im Akhadorf an -, dadurch verbrachten wir die zweite Nacht in

einem vergessenem Kloster bei einem heiligen Mann.«

Cyrus blickte sie bewundernd an. »Emily, du hast verdammt viel erlebt. Falls wir davonkommen...« Rothemd hatte plötzlich erkannt, wer da auf der Bank saß. Selbst aus dieser Entfernung entging Mrs. Pollifax nicht, wie er vor Wut die Augen zusammenkniff. Er sprach zu dem Offizier, der ihn fragend anschaute, dann deutete Rothemd. Nun starrte auch der Offizier auf sie. Er war klein und drahtig. Kopfbedeckung trug er keine, doch ansonsten war seine Khakiuniform komplett und peinlich sauber. Sein Ledergürtel glänzte wie die Lederstiefel und die Lederhalter, in denen eine Pistole steckte. Er hatte einen schmalen Oberlippenbart und eine dunkle Sonnenbrille. Letzteres störte Mrs. Pollifax, denn sie verließ sich darauf, was sie aus den Augen eines Menschen las, sie verrieten ihr die jeweilige Reaktion, aber auch den Charakter. Sie fühlte, wie Bonchoo neben ihr erstarrte. »Wie ein Löwe«, erinnerte sie ihn.

Nachdem er Cyrus, Mrs. Pollifax und Bonchoo von fern gemustert hatte, schritt der Offizier auf sie zu und blieb vor Bonchoo stehen. »Sie leben also immer noch«, sagte er in tadellosem Englisch. »Es wurde befohlen, Sie...«

»Dem Himmel sei Dank! Sie sprechen Englisch«, unterbrach ihn Mrs. Pollifax.

»... hinzurichten«, fuhr er barsch fort, »da Sie Informationen über uns weitergeleitet haben.«

»Ich bin kein Informant!« rief Bonchoo. »Glauben Sie, ich wäre so weit durch den Dschungel marschiert, um hierherzukommen, wenn ich schuldig wäre? Ich wurde nicht entführt und hierher verschleppt wie *Koon* Emilys *Sahmee*...« Er deutete auf Cyrus. »Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich *kein* Informant bin!«

Brauen hoben sich skeptisch über der dunklen Brille. Der Offizier wandte sich an Cyrus. »Und wer sind Sie?«

»Amerikanischer Staatsbürger, in Chiang Mai entführt! Und

wer, zum Teufel, sind Sie?«

»Bitte - keine aggressiven Bemerkungen, ich bin in dieser Beziehung sehr empfindlich.« Er verbeugte sich knapp. »Ich bin Oberst Lu von der Schan-Befreiungsarmee.« Dann wandte er sich wieder an Bonchoo. »Was sagen Sie?«

»Daß Jacoby Ihnen Lügen über mich erzählt hat - es muß Jacoby gewesen sein, der Ihnen solche Lügen erzählt.«

»Sie leugnen, daß Sie Informationen über unsere Lage und unseren Nachschub verkauften?«

»Ich habe nichts dergleichen getan«, versicherte ihm Bonchoo. »Und ich habe den weiten Weg durch die Berge auf mich genommen, um das klarzustellen. Ich leugne nicht, daß ich Informationen habe, aber sie sind rein *politisch*. Es geht um einen Putsch - in unserem Land soll ein Staatsstreich stattfinden, darum ging es, *nur* darum!«

Der Oberst hatte die Brauen gehoben. »Was sagen Sie da?«

»Ein Staatsstreich - die Regierung in Bangkok soll gestürzt werden, und wenn Jacoby Ihnen etwas anderes gesagt hat, hat er gelogen. Oberst, ich habe eine Frau und fünf Kinder, wie kann ich in Frieden leben, wenn Ihre Leute weiter versuchen, mich zu töten? Ich frage Sie...«

Der Oberst tat seine letzten Worte mit einer ungeduldigen Handbewegung ab. »Sie können das beweisen?«

Bonchoo deutete auf Cyrus. »Ich glaube, *er* hat die Informationen, die ich an die Amerikaner verkaufen möchte.«

Cyrus blinzelte zuerst verwirrt, dann verunsichert. »Ich glaube wirklich nicht - tut mir leid, das sagen zu müssen, aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, wovon er spricht.«

»Nun?« fragte der Oberst.

Verzweifelt sagte Bonchoo. »Ich würde ihn ersuchen, seine Taschen zu leeren, bitte!«

»Also gut, leeren Sie Ihre Taschen!« forderte der Oberst

Cyrus auf.

Cyrus tat wie geheißen. Aus einer Tasche brachte er Münzen und eine Rolle mit Baht-Scheinen zum Vorschein, aus der anderen einen belichteten Film, einen Bleistift, einen Kugelschreiber und einen breiten Lackarmreif.

»Da!« rief Bonchoo. »Der *Phyot-Armreif*, sehen Sie? Das ist es! Das ist es!«

»Das?« Der Oberst hob skeptisch die Brauen.

»Gestatten Sie, daß ich es Ihnen zeige!« Bonchoo griff nach dem Armreif, die andere Hand tastete nach seiner Tasche. Abrupt zog er sie zurück. »Dürfte ich bitte ein Messer haben?«

Mrs. Pollifax atmete erleichtert auf. Fast hätte er sein Schan-Messer gezogen, was zumindest unklug gewesen wäre. Der Oberst sagte etwas zu seinen Männern. Gewehre wurden gehoben, ein Messer angeboten und die Gewehre, mit den Läufen auf die drei, wieder gesenkt. Bonchoo schnitt Lack und Garnumwicklung auf, brachte das zusammengerollte Papier zum Vorschein und öffnete es. Cyrus starrte verblüfft darauf. »Großer Gott! *Dahinter* waren sie her? Ich hielt es für ein Mitbringsel, das Emily gekauft hat!«

Bonchoo hielt den Brief hoch. »Es ist in Vietnamesisch, Oberst, ein Thai-General namens Lueng hat ihn geschrieben, und wie ich schon sagte, es geht um einen Staatsstreich.«

»Geben Sie her! Ich kann ein wenig Vietnamesisch«, sagte der Oberst kalt. Er nahm die dunkle Brille ab, steckte sie in eine Tasche seines Uniformhemds und holte eine Lesebrille heraus. Er überflog den Brief. »Aber - es geht um einen Putsch!«

»Ja, ja!« rief Bonchoo eifrig.

Der Oberst las das Schreiben bedächtiger und lächelte. »Mit welchem Takt - und ja, so charmant ätzend - der Offizier in Laos ablehnt, Lueng bei diesem Staatsstreich zu helfen. Oh, sehr gut! Er endet mit: ›Es wird von selbst zur Revolution kommen, wenn

Arbeiter und Bauern Gehör fordern.« Er blickte von dem Brief auf und sagte: »Der Putschversuch begann gestern morgen in Bangkok.«

»Schon?«

»Ja. Das war explosive Information, doch jetzt kommt sie zu spät.« Er gab Bonchoo den Brief zurück. »Amüsant zu lesen, aber von keinerlei Interesse für uns. Wir sind Schan und kämpfen für unsere Befreiung von Birma.« Er zuckte die Schultern. »Vielleicht ist es jedoch immer noch von Interesse für die Amerikaner - nehmen Sie es wieder mit.«

»Was ich noch viel lieber wieder mitnehmen würde, ist mein Ruf als ehrlicher Teakschmuggler.«

»Auch er soll Ihnen nicht vorenthalten werden.« Der Oberst sprach mit Rothemd. Mit einem Kopfnicken wandte er sich wieder an Bonchoo. »Ich habe Phibul hier gesagt, daß alle Befehle, Sie zu töten, hiermit zurückgezogen sind, und daß Jacoby einen sehr ernsten Fehler begangen hat.«

Bonchoo machte ein *Wai*. »Ich bin Ihnen zutiefst dankbar.«

»Dürfen wir jetzt gehen, bitte?« fragte Mrs. Pollifax.

Der Oberst blickte sie nachdenklich an. »Sie sind wahrhaftig einen weiten Weg gekommen. Ich kann nicht umhin, mich zu fragen, wie Sie uns gefunden haben.«

Mrs. Pollifax schwieg.

»Und wir sind keineswegs erfreut über Ihre Anwesenheit.«

Cyrus sagte ruhig: »Nichts ist uns lieber, als Sie davon zu befreien. Und da sich Mr. Bonchoos Unschuld bereits erwiesen hat und Sie ihm versicherten...« Der Oberst unterbrach ihn. »Ich fürchte, Sie verstehen nicht *ganz*. Ich persönlich würde Sie gern gehen lassen, da wir heute nachmittag dieses Lager abbrechen und nicht mehr in der Gegend sein werden, falls Sie zu jemandem darüber sprechen sollten. Doch es ist unmöglich.«

»Wieso?« fragte Mrs. Pollifax.

»Weil wir jeden Augenblick einen Hubschrauber mit einer sehr hochgestellten Persönlichkeit erwarten, die solch einen Akt der Menschenliebe möglicherweise nicht gutheißen würde. Ich kenne diesen Mann, er ist kein Buddhist, und ich möchte hinzufügen, daß er rein nach dem Gesetz der Zweckmäßigkeit handelt. Die Entscheidung liegt bei ihm.«

»Welche Entscheidung?« erkundigte sich Cyrus.

Der Oberst zuckte die Schultern. »Ob Sie gehen dürfen. Mein Interesse gilt dem Befreiungskrieg, doch seine Interessen sind anderer Art, völlig anderer.«

Cyrus blickte ihn an. »Und was ist, wenn er nein sagt?«

Erstaunt über diese Frage antwortete der Oberst: »Dann würden Sie natürlich getötet und hier begraben werden.«

»Getötet!« rief Mrs. Pollifax. »Was haben wir denn getan?«

»Es geht nicht darum, was Sie getan, sondern was Sie gesehen haben«, entgegnete er steif und ging.

»Aber was haben wir denn schon gesehen?« rief sie ihm bitter nach.

Nicht weniger bitter sagte Bonchoo: »Er gibt mit einer Hand und nimmt mit der anderen weg! Was nutzt mir ein wiederhergestellter Ruf, wenn mich statt der *Naklengs* andere töten?«

»Was haben wir denn schon gesehen?« wiederholte Mrs. Pollifax. »Wie kann er einfach so vom Töten reden?«

»Beruhige dich, mein Liebes.« Cyrus griff nach ihrer Hand und nahm sie in seine. »Es geht wahrscheinlich um das, was ich gesehen habe, das dir jedoch in der kurzen Zeit gar nicht aufgefallen ist.«

Sie drehte den Kopf und sah, daß unter dem Strohdach des Schuppens Reihe um Reihe von Säcken standen, hundert etwa, alle prall wie Mehlsäcke. »Oh«, hauchte sie. »Opium?«

»Schauen Sie nicht hin!« flehte Bonchoo, nachdem auch er

die Säcke gesehen hatte.

»Ist es Opium?« fragte sie ihn.

Er seufzte. »Morphin, *Koon* Emily. Sie dürften ihre Raffinerie ganz in der Nähe haben, vielleicht hinter dem Berg dort. In der Raffinerie wird aus dem Opium das Morphin gewonnen und in der Sonne getrocknet. Das Volumen ist dann geringer und es läßt sich leichter transportieren. Die Säcke sollen wahrscheinlich mit Lasttieren aus den Bergen geschafft werden.«

Aufgebracht sagte sie: »Ihr Morphin wäre bestimmt längst weg, bis wir Chiang Mai erreichen könnten!« Sie funkelte den jungen Soldaten, der sie bewachte, wütend an. »Wenn wir *deshalb* umgebracht werden sollen...«

»Könnte noch andere Gründe geben«, meinte Cyrus. »Ich weiß, was du denkst, meine Liebe, aber ich habe nicht ein einziges Streichholz bei mir, du?« Als sie lediglich den Kopf schüttelte, sagte er ruhig: »Was wir jetzt dringend brauchen, ist dein Optimismus.«

»Optimismus!« echote sie und fragte sich, was aus ihm geworden war. Sicher, sie war müde, aber daran lag es nicht. Seit Oberst Lus Erklärung hatte jeglicher Optimismus sie verlassen, und sie hatte große Angst. Sie war Cyrus mit beachtlichem Optimismus gefolgt, das stimmte, aber über die Freude des Wiedersehens hinaus hatte sie nicht gedacht. Cyrus hatte ihre Lage viel besser erkannt als sie: Er hatte gesehen, wie wenig ein Menschenleben bedeutete in dieser Welt der Schmuggler, Kriegsherren und Drogenhändler, wo sogar die Tatsache, daß sie Amerikaner waren, gegen sie sprach. Sie hatte wahrscheinlich zu viel als gegeben vorausgesetzt - und dann hatte sie erfahren müssen, daß es gar nicht so einfach war: daß ein Fremder, der in einem Hubschrauber kam, über ihr Schicksal entscheiden würde. Das hatte ihre Erwartungen über den Haufen geworfen und ihr einen Schock versetzt.

Sie schwieg jedoch, sie alle schwiegen und beschäftigten sich

mit der mehr als unerfreulichen Neuigkeit, daß sie möglicherweise diesen Tag nicht überleben würden. Ihr Bewacher beobachtete sie aus nur wenigen Schritten Entfernung mit sichtlicher Neugier. Mrs. Pollifax entging nicht, daß er selbst die kleinste Bewegung, die nichtssagendste Geste registrierte - offenbar waren sie die ersten Amerikaner, mit denen er in Berührung kam -, aber aus seinen Augen sprach keine Feindseligkeit. Unter anderen Umständen würde er ihnen sicher viele Fragen stellen: Was die Amerikaner über die Schan wußten; ob alle Amerikaner wie Cyrus Schuhe aus Leder trugen - sein Blick wanderte immer wieder zu ihnen -, und was sie hierhergeführt hatte. Sein Gewehr blieb jedoch unbewegt auf sie gerichtet und sein Blick verlor nichts von seiner Wachsamkeit. Er war jung und pflichtbewußt, und Mrs. Pollifax zweifelte nicht im geringsten, daß er auf sie schießen würde, wenn sie eine verdächtige Bewegung machten. Hinter ihnen hatten drei Soldaten angefangen, die Baracke abzubauen, in der sie Cyrus gefunden hatte. Fertigbauteile hatten also sogar ihren Weg in den Dschungel gefunden, dachte sie und schaute ihnen zu, wie sie jede Wand aus geflochtenem Bambus aus den Halterungen lösten und wie einen Teppich zusammenrollten. Der Oberst hatte ein Funkgerät unter einem Baum aufgestellt. Er sprach hinein und warf immer wieder erwartungsvolle Blicke zum Himmel. Rechts von ihm kauerte ein Soldat auf dem Boden; er öffnete eine Betelschachtel, breitete ein Blatt auf den Handteller und mischte darauf Pulver aus der Schachtel. Dann schob er das Blatt in den Mund und begann langsam, methodisch und genießerisch zu kauen; dann und wann spuckte er roten Saft auf den Boden.

Schließlich sagte Mrs. Pollifax: »Wer, glaubt ihr, ist diese hochgestellte Persönlichkeit, die erwartet wird? Dieser Mann, der entscheiden wird, ob wir am Leben bleiben dürfen oder - oder...«

»Oder sterben müssen«, sagte Cyrus sanft. »Sag es, meine



Liebe, sprich das Wort aus.«

»Na gut - sterben müssen.«

Er drückte ihre Hand und behielt sie in seiner. »Wir hatten ein schönes Leben, Emily.«

Sie nickte. »Aber daß ich dich wiedergefunden habe, Cyrus, hat mich mit großer Hoffnung auf noch ein paar schöne, gemeinsame Jahre erfüllt... Zwei Tage lang fragte ich mich, wie ich das Leben ohne dich je wirklich genießen konnte.«

Er lächelte. »Dann ist es nicht so schlimm, wenn wir miteinander sterben, nicht wahr?«

Sie erwiderte sein Lächeln. »Dafür danke ich dir. Das ist eine tröstliche Einstellung.«

»Hast du Angst vor dem Tod?«

Sie schüttelte den Kopf. »Er hat schon mehrere Male über mir geschwebt, weißt du? Nein, Angst ist es nicht direkt, aber ich muß zugeben, es erfordert eine innere Umstellung, denn ich hatte nicht damit gerechnet, daß es schon heute soweit sein würde - so abrupt -, vielleicht in dieser oder der nächsten Stunde. Ich hatte gehofft, unser Haus wiederzusehen, unseren Garten, den Frühling und... oh, ich *muß* müde sein! Tut mir leid, Cyrus.«

»Kann mir nicht vorstellen, wieso du müde sein könntest«, entgegnete er lächelnd. Er nahm sie fest in die Arme und tröstete das enttäuschte Kind in ihr, bis sie sich an Bonchoo erinnerte und ein bißchen zur Seite rückte. Dankbar lächelte sie Cyrus an, dann wandte sie sich an Bonchoo.

Taktvoll hatte er in eine andere Richtung geblickt. »Bonchoo?«

»Nein, ich habe auch keine Angst, *Koon* Emily«, sagte er mit innerer Würde. »Ein Buddhist nimmt sein Schicksal hin, so werde ich heute sterben oder nicht sterben, und wenn, ist es mein Karma. Ich bereue nur, daß ich den Schan getötet und

Reiswein mit den Apha getrunken habe, denn einem guten Buddhisten ist der Genuß von Wein verboten. Das wird in meinem nächsten Leben sehr gegen mich zählen.«

»Unsinn!« widersprach Cyrus. »Ich werde mich für Sie einsetzen und klarmachen, daß Sie jeglichen verlorenen Gutpunkt inzwischen durch andere mehr als wettgemacht haben.«

»Glauben Sie wirklich?« Bonchoo dachte darüber nach. »Aber ich habe das Gefühl, daß ich mich zu weit von dem *Phi*-Geist entfernt habe, der mich zu Hause beschützt - daß ich außerhalb seiner Reichweite bin.« Traurig schüttelte er den Kopf. »Ich wünschte, ich hätte heute morgen den heiligen Mann gebeten, ein Amulett für mich zu segnen.«

»Emily hat schon einen heiligen Mann erwähnt«, sagte Cyrus. »Ich habe nie einen kennengelernt, wie ist er denn?«

Mrs. Pollifax schwieg und hörte ebenfalls zu, wie Bonchoo ihn als einen Mann beschrieb, der sich des Buddhawesens in sich bewußt geworden war und der ohne Selbstsucht in einem vergessenen Tempel im Dschungel lebte und Weisheit durch Meditation sammelte.

»Und wie hast du ihn gesehen? Auch als heiligen Mann?« fragte Cyrus sie.

Mrs. Pollifax zögerte. Sie war etwas unsicher, sie wollte zwar von der Bucheintragung erzählen, die ihr nicht aus dem Kopf ging, aber sie sagte sich, daß sie keinerlei Beweise für ihre Vermutung hatte, und daß es dem Acharya gegenüber nicht anständig wäre, vor Bonchoo darüber zu sprechen. Bedächtig sagte sie: »Er weigerte sich zunächst, uns zu helfen; ich war wütend, aber ich glaube, jetzt verstehe ich seine Gründe. Ja, an ihm war etwas - etwas ganz Besonderes.«

Bonchoo nickte. »Ein Amulett von ihm hätte uns geschützt.« Mit einem Blick auf ihre Armbanduhr sagte er wehmütig: »Es ist vier, nicht wahr? Um diese Zeit kommen meine Kinder von

der Schule nach Hause, meine Schwiegermutter wacht von ihrem Nachmittagsschläfchen auf, und meine Frau kommt vom Markt heim.« Er seufzte, und als er fortfuhr, klang seine Stimme leichter. »Meine Frau ist sehr klug und geschickt, bestimmt hat sie die Eier gut verkauft. Und in ein paar Stunden, gegen sieben, gibt es daheim ein gutes Abendessen. Sie haben bestimmt noch kein richtiges thailändisches Abendessen bekommen«, wandte er sich überzeugt an Mrs. Pollifax. »Bei uns bekämen Sie *Tomyum* - gute heiße Suppe - und *Gaeng ped*, das ist Curry mit Kokosmilch, und *Khai palo* oder *Hornmuk*, gedünsteter Fisch - und ganz süße und saftige Melonen.«

»Mir läuft das Wasser im Mund zusammen«, sagte Cyrus zu ihm. »Wie heißen Ihre Kinder?«

»Möchten Sie das wirklich wissen?« sagte Bonchoo sichtlich erfreut. »Ich habe fünf. Die beiden Mädchen heißen Amporn und Panngham, die drei Jungen Praphas, Charoon und Pote.«

»Und Ihre Frau?« erkundigte sich Mrs. Pollifax.

»Mimi.«

Cyrus erstarrte plötzlich. »Horcht - hört ihr es ebenfalls?«

»Der Hubschrauber?« fragte Mrs. Pollifax, und wieder einmal wurde ihr bewußt, daß die Beendigung des Wartens so traumatisch sein konnte wie das Warten selbst. Auch die Soldaten hörten das noch entfernte Dröhnen und sammelten sich nun neben dem Oberst unter dem Baum, ihr Bewacher ebenfalls.

Mrs. Pollifax sagte: »Meint ihr, daß wir jetzt versuchen sollten wegzulaufen?«

Bonchoo lächelte schwach. »Sie können ebenfalls laufen, *Koon Emily*, und sie haben Gewehre.«

»Eine vernünftige Antwort«, lobte Cyrus. »Ah - da ist er!«

Der Hubschrauber sah wie ein Spielzeug am weiten, blauen Himmel aus: Ein Adler kurz vor dem Zuschlagen. Er schwebte eine Weile über dem Lager, dann ging er senkrecht hinunter.

Die Wipfel beugten sich unter dem heftigen Wind der Rotoren. Beim Aufsetzen wirbelten Staubwolken hoch. Die Tür wurde geöffnet, jemand warf zwei Seesäcken ähnliche Beutel hinaus und folgte ihnen vorsichtig. Er hob die Säcke auf, lief geduckt zur Seite, und gleich darauf stieg der Hubschrauber wieder auf und flog ostwärts.

Mrs. Pollifax keuchte: »Cyrus - er sieht aus wie ein Amerikaner!«

»Thai oder Chinese ist er ganz sicher nicht«, meinte Bonchoo. »Ein Engländer?«

»Ich frage mich, ob das gut oder schlecht ist«, murmelte Cyrus.

»Aber ein Amerikaner - *hier?*« staunte Mrs. Pollifax. Oberst Lu ging dem Mann nicht entgegen, sondern wartete unter dem Baum auf ihn. Der Mann schritt selbstsicher auf ihn zu. In seinem weißen Hemd, der Krawatte, der gutgeschnittenen Jacke und Khakihose sah er aus, als hätte man ihn von einer Straße Bangkoks geradewegs hierhergebracht. Beim Näherkommen konnte Mrs. Pollifax sein Gesicht studieren. Es war kein willensstarkes, aber ein sehr attraktives Gesicht, jungenhaft, obwohl das gelockte schwarze Haar mit Grau durchzogen war. Und er sah wirklich wie ein Amerikaner aus. Bei genauerem Hinsehen entgingen ihr die Spuren eines ausschweifenden Lebens nicht, aber seine tiefe Sonnenbräune hob die blaßblauen Augen hervor, die vom Schwäche verratenden Mund und Kinn ablenkten. Bestimmt konnte er sehr charmant sein und wahrscheinlich probierte er seinen Charme häufig an Frauen aus - weil er Bestätigung brauchte.

Und dieser Mann würde über ihr Schicksal entscheiden! Ihre Hoffnung war nicht sehr groß, nicht bei diesem Mund und Kinn!

Oberst Lu verneigte sich und machte ein förmliches *Wai*. »Mr. Chollée, nicht wahr?« sagte er. »Willkommen. Wir haben uns seit vielen Jahren nicht mehr gesehen.«

Der Mann blieb stehen und kniff die Augen zusammen, als er die drei auf der Bank bemerkte. »Wer sind diese Leute?« fragte er heftig. »Wo kommen sie her, und was, zum Teufel, haben sie hier zu suchen?«

»Es handelte sich um eine private Angelegenheit«, antwortete der Oberst höflich.

»Nichts ist hier privat! Wer sind sie? Das letzte, was ich hier brauche, sind ein Touristenpaar und ein Thai, verdammt! Was machen sie hier? Wie haben sie das Lager gefunden?« Seine Stimme klang fast nörglerisch und schrill.

Verärgert rief Cyrus ihm zu: »Hab' das Lager nicht *gefunden*, wurde entführt und hierher verschleppt - hatte absolut keine Wahl -, das ist meine Frau, und das ist ein Freund. Und wer, zum Teufel, sind Sie?«

»Sehen Sie?« sagte Mr. Chollee zum Oberst. »Typische Amerikaner, neugierig und unverschämt! *Und sie haben mich gesehen!*«

»Ja, sie haben Sie gesehen.«

»Wenn wir sie laufen lassen, werden sie reden, und das paßt mir gar nicht.«

Oberst Lu zuckte die Schultern. »Es ist selbstverständlich völlig Ihnen überlassen.«

»Dann töten Sie sie«, sagte der Mann gleichmütig. »Töten Sie sie gleich.«

»Oh!« keuchte Mrs. Pollifax.

»Hören Sie...«, begann Cyrus.

»Maul halten!« sagte Chollee zu ihm, und dann wieder zu dem Oberst: »Töten Sie sie, Lu!«

Der Oberst schüttelte den Kopf. »Das werde ich nicht tun, Mr. Chollee. Ich führe einen Krieg, und im Krieg zu töten ist *eine* Sache. Wir Schan zögerten nicht, die Japaner im Zweiten Weltkrieg zu töten, als sie in unser Land einfielen. Aber ohne

Grund zu töten, hieße viele Gutpunkte verlieren. Sie sind überhaupt nur durch ein Versehen meiner Männer hier. Nein, damit will ich nichts zu tun haben!«

»Ihr Buddhisten!« brummte Chollee gereizt. »Na gut, ich töte sie selbst. Ich hoffe, Sie sind nicht auch noch zu zimperlich, mir von Ihren Männern Gräber schaufeln zu lassen.«

»Sie werden drei Gräber schaufeln«, antwortete der Oberst steif, »aber nicht für Sie töten. Wenn Amerikaner andere Amerikaner töten wollen, geht es mich nichts an.« Er ging. Seine Männer folgten ihm und warfen neugierige Blicke über die Schultern.

»Oh, wie können Sie es wagen!« flüsterte Mrs. Pollifax.

Chollee lachte. »Gehört nicht viel dazu! Stehen Sie jetzt auf! Stellen Sie sich nebeneinander!«

*So geschieht es also wirklich - wie eine Hinrichtung*, dachte Mrs. Pollifax, *eine überstürzte noch dazu*. Sie griff nach Cyrus' Hand. Eine seltsame Ruhe und Würde ergriff Besitz von ihr, als sie ihren Platz zwischen Bonchoo und Cyrus einnahm. Der Oberst hatte sich zurückgezogen, aber sie hörte das Schaufeln und den Aufschlag von weicher Erde, als die Gräber ausgehoben wurden. Die Sonne schien auf Palmen und Bambus, und eine leichte Brise ließ Staubkörnchen tanzen. Sie hielt Cyrus' Hand und zitterte nur ganz leicht.

Im Wald schrie schrill ein Vogel. Sie hörte das Klicken des Sicherungshebels. Er hob den Revolver und zielte.

*In einer Sekunde*, dachte sie, *in nur einer Sekunde...* Sie schloß die Augen.

»Fallenlassen, Charlie!« schrie eine Stimme von den Bäumen hinter ihnen. »Laß den Revolver fallen, ich habe auf dich angelegt!«

Mrs. Pollifax öffnete die Augen. Ihr erster Blick fiel auf Charlie. Er sah aus, als traue er seinen Augen nicht, und dann

wich die Verblüffung dem Schock. Mit Cyrus und Bonchoo drehte sie sich jetzt zu dem Mann um, der in das Lager hinkte.

Es war Mornajay. Er war totenblaß, aber ungebeugt, und sein Revolver war auf ihren Henker gerichtet.

»Du!« rief Charlie. Sein Gesicht war nun eine Maske des Hasses und der Wut. »Woher wußtest du.. Wie hast du hierhergefunden, verdammt, wie... Von Jacoby?«

Verächtlich entgegnete Mornajay: »Dein Freund, den du opiumsüchtig gemacht hast? Nein, es war nicht Jacoby.«

»Wer dann?«

»Chin-Ling«, antwortete er.

Charlies Augen funkelten. »Du lügst! Ich glaube dir nicht! Sie würde nie...«

»Du hast deine Versprechen zu oft gebrochen«, sagte Mornajay ruhig. »Sie sagte mir, daß du auf der Flucht bist, sie nannte mir die genauen Koordinaten und das Datum, Charlie. Ich bin gekommen, um dich zurückzubringen.«

»Zurückbringen!« Charlie lachte. »Wieder mal einer deiner verfluchten Rettungsversuche? Zur Hölle mit dir!«

»Ja, dorthin hast du mich oft genug gewünscht«, sagte Mornajay. »Laß den Revolver fallen, oder ich schieße ihn dir aus der Hand!«

»Das würdest du nicht wagen«, höhnte Charlie. »Ich brauche dich ja nur anzusehen! Wenn ich bloß mit einem Stein nach dir werfe, würdest du schon umkippen!«

»Reiz mich nicht, Charlie.«

»Gott sei Dank wirst du mich dort, wohin ich jetzt verschwinde, nicht mehr finden!«

»Du wirst nirgendwohin verschwinden, Charlie!«

»Vorsicht!« schrie Cyrus, als Charlies Hand zuckte. Zwei Revolver feuerten gleichzeitig. Die Schüsse hallten von den Bergen wider. Staub stieg auf, als ein Getroffener zu Boden stürzte. Im Wald kreischte ein Mainas aufgebracht und



verstummt schließlich. Es war, als seufzten die Bäume. Die Stille nach dem doppelten Knall war fast wohltuend.

Mornajay stand wie betäubt und starrte auf den Toten. »O mein Gott«, wisperte er und wankte auf den Füßen.

»An Ihrem Ärmel ist Blut!« rief Mrs. Pollifax. Sie ging zu ihm.

»Nur ein Streifschuß«, erklärte er ungeduldig und schien sie erst jetzt zu bemerken. »Mrs. Pollifax, Sie wieder? Ich brauche ein bißchen Hilfe.« Er lächelte verzerrt. »Hinter dem Baum da drüben ist mein Rucksack - dort, wo die Bahre ist.« Er deutete. »Könnte ihn mir jemand holen?«

»Sie haben die Mönche überredet, Sie hierher zu bringen?«

»Keine andere Möglichkeit - außer zu kriechen«, antwortete er mit dem gleichen verzerrten Lächeln. Sein Blick wanderte wieder zu dem Mann auf dem Boden, und Mrs. Pollifax sah Tränen in seinen Augen. »Bitte, helfen Sie mir zu ihm hinüber.«

Bonchoo sagte rasch: »Ich hole den Rucksack.«

Mornajay stützte sich auf Mrs. Pollifax, trotzdem waren seine Schritte unsicher. Traurig blickte er auf den Toten. »Er hat nie gut schießen können«, sagte er und sank auf die Knie neben ihm.

»Sie kennen ihn!« Mrs. Pollifax sprach das Offensichtliche aus.

Mornajay streckte eine zitternde Hand aus und schloß sanft die weit aufgerissenen Augen des Toten. Bitter sagte er: »Er haßte mich immer noch und wollte mich immer noch vernichten! Er ist ohne Versöhnung gestorben.« Seine Stimme brach. Nach einer Weile sagte er: »Er hatte recht, ich hätte schon lange aufhören sollen, ihn retten zu wollen. Die gefälschten Schecks, die Gelddiebstähle, die gebrochenen Versprechen, die Menschen, denen er weh getan hat! Aber zu erfahren...« Er seufzte tief und zitterte. »... zu erfahren - herauszufinden - es

gesagt zu bekommen, daß es so *weit* mit ihm gekommen ist!«

»Wer ist er?« fragte Mrs. Pollifax.

Mornajays Stimme bebte. »Mein Bruder. Alles, was ich an Familie hatte.«

Sie wandte den Blick ab, erschüttert von dem wehmütigen Verlangen, das in dem Wort *Familie* mitschwang. Es war der Schrei eines einsamen Mannes, der sich nach Liebe sehnte. Sie versuchte, in ihm wieder den arroganten Mann zu sehen, den sie im Akha-Dorf kennengelernt hatte, und stellte fest, daß sie ihn zurückwünschte. Aber sie konnte nichts anderes tun, als stumm und so unauffällig wie möglich zu warten, bis er sich wieder beruhigte. Sie zweifelte, daß er sich im Augenblick ihrer Anwesenheit überhaupt bewußt war.

Schließlich drehte er sich um und sagte: »Ich nehme ihn mit zurück. Ich kann ihn doch nicht hierlassen - in einem Grab, so fern von allem, was ihm lieb ist - war...« Er schüttelte den Kopf. »Nun kann ich ihn nicht mehr retten, nur den Namen Mornajay...«

»Ich nehme an, das ist wichtig«, sagte Mrs. Pollifax und half ihm auf die Füße.

Er bedachte sie mit einem so scharfen Blick, daß sie unter der Trauer den anderen Mornajay wiederfand: Den Mann, der Autorität und Erfolg ausstrahlte und sich nicht in die Karten schauen ließ. Sie war erleichtert, daß er wieder an die Oberfläche kam.

»In bestimmten Kreisen«, sagte er trocken, »ist es ein Name, der für seine Integrität bekannt ist.«

»Bonchoo hat Ihren Rucksack gebracht«, wechselte sie das Thema.

Er nickte. »Sind die Schan weg?«

Bonchoo schüttelte den Kopf. »Sie sind oben auf dem Berg und beobachten uns.«

»Helfen Sie mir auf den Stein!« befahl Mornajay. »Wir haben nicht viel Zeit, wir müssen schnell handeln! Im Rucksack ist ein Funkgerät... Sie«, wandte er sich an Cyrus, »müssen der gesuchte Mann dieser Dame sein. Sie scheinen intelligent zu sein...«

»Es geht.« Cyrus schmunzelte.

»Stellen Sie das Funkgerät für mich auf, ja? Ich bin noch ziemlich schwach, verdammt. Und Sie - Bonchoo, nicht wahr? Im Rucksack finden Sie einen kleinen Behälter mit Feuerzeugbenzin, außerdem Streichhölzer und eine alte Zeitung.«

*Die habe ich gar nicht gesehen*, dachte Mrs. Pollifax. »Zerknüllen Sie die Zeitungsseiten, tränken Sie sie mit dem Benzin und stecken Sie sie zum Anzünden in die Morphinsäcke.«

»Großartig!« rief Mrs. Pollifax. »Ich helfe mit.« Dann fragte sie, amüsiert über seine Rückkehr zum alten Ich: »Werden Sie uns bald Gelegenheit geben, Ihnen für unsere Lebensrettung zu danken?«

»Nicht nötig, kein Grund zur Sentimentalität. Außerdem«, fügte er mit verlegenem Lächeln hinzu, »haben Sie, wenn ich mich recht erinnere, geholfen, mich am Leben zu erhalten.« Er ließ sich auf den Stein fallen und wischte sich die Stirn. Er sah völlig erledigt aus. Sie hätte ihn gern so vieles gefragt: Wie er beabsichtigte, die Leiche seines Bruders mitzunehmen, wenn er sich selbst kaum auf den Beinen halten konnte; wer er war und wie er es fertiggebracht hatte, die Novizen zu überreden, ihn hierherzutragen; wer Chin-Ling war; woher er den Namen Jacoby kannte; und was er sich von dem Funkgerät erhoffte. Statt dessen half sie Bonchoo, den Benzinbehälter zu öffnen, die Streichhölzer zu suchen und die Zeitungsseiten zu zerknüllen, während Cyrus das Funkgerät aus dem Rucksack hob und es neben Mornajay auf den Stein stellte. Ein Knistern und Knacken

wurde laut, als Mornajay es einstellte.

»Callahan?« sagte er. »Hier ist M. Hören Sie mich?« Er war also nicht allein gekommen.. Mrs. Pollifax und Bonchoo tauschten Blicke. Beide hielten in ihrer Arbeit inne und hörten unverhohlen zu. Nach einigen Störgeräuschen antwortete eine Stimme: »Empfange Sie, M. Alles in Ordnung?«

»X ist tot.« Mornajays Stimme stockte, dann fuhr er fest fort: »Das Lager ist acht Kilometer südlicher als erwartet. Wie schnell können Sie hier sein?«

»Schwierigkeiten?«

»Schon möglich.«

»Zehn Minuten. Können Sie mir eine genaue Beschreibung geben?«

Mornajay lächelte schwach. »Nicht nötig. Hier wird es gleich ein unübersehbares Feuer geben. Richten Sie sich nach dem Rauch, Callahan.«

»Verstanden, M.... Sind Sie okay?«

»Okay«, antwortete Mornajay grimmig. Er gab Cyrus das Funkgerät und nahm wieder seinen Revolver in die Hand.

»DEA?« fragte Cyrus mit gehobenen Brauen.

»Ich glaube nicht, daß Vorstellung nötig ist«, entgegnete Mornajay mit alter Schroffheit. »Ich weiß nicht, wer Sie sind, und ich will es auch gar nicht wissen, obgleich es mir ein Rätsel ist, wie zwei Touristen hierherkommen konnten. Und wer ich bin, dürfte Sie nicht im geringsten interessieren.«

»Kommt ein Flugzeug?« wollte Mrs. Pollifax sich vergewissern.

»Hubschrauber. Tut mir leid, aber er hat nicht genug Platz, daß ich Sie mitnehmen könnte. Deshalb rate ich Ihnen, zu verschwinden, sobald Sie das Feuer angezündet haben.

Und halten Sie sich um Himmels willen in Deckung, während Sie es anzünden. Ich kann nur eines für Sie tun: Dafür sorgen,

daß Sie nicht in die Sache hineingezogen werden - dieses Feuer wird jemanden fast eine Million Dollars kosten! Wenn Wen Sa uns vom Berg aus beobachtet...«

»Wen Sa?« keuchte Bonchoo.

Mornajay sagte trocken: »Vielleicht hat er sich hier anders genannt, aber alle Beschreibungen, die ich von Wen Sa habe, passen haargenau auf den Offizier, den ich zuvor hier gesehen habe.«

Bonchoo schauderte. »Yai - ich habe Wen Sa gesehen!«

»Beeilen Sie sich. Sie können Tha Ton noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen. Prasert hat mir gesagt, daß er Ihnen den Pfad gezeigt hat.«

Bonchoo nickte.

»Was ist mit Ihnen?« fragte Cyrus. »Ich habe acht Schan gezählt. Sie können sich nicht einmal zehn Minuten halten, wenn sie auf Sie einstürmen!«

»Nein?« Mornajays Lippen verzogen sich zu einem schiefen Lächeln. »Mein Revolver wird sie mir vom Leib halten - dann habe ich auch noch Charlies Revolver -, und Callahan ist schon unterwegs.« Er schaute auf die Uhr.

»Acht gegen einen.« Zweifel schwang aus Cyrus' Stimme. »Ich glaube, wir sollten bis zu Callahans Ankunft bleiben!«

Mornajay lachte. »Zünden Sie das Feuer an, ja? Was könnten Sie ohne Schußwaffen tun? Sie geraten mir höchstens in die Schußlinie! Wenn ich sterbe, sterbe ich eben.. Das einzige, was ich verdammt nicht tun kann, ist, da hinüber zu humpeln und das Feuer selbst anzuzünden.«

»Wir fangen an!« rief Mrs. Pollifax. Sie nickte Bonchoo zu und er zündete das erste Streichholz an. »Gut! Und dann schauen Sie zu, daß Sie weiterkommen, ehe man Rauch sehen kann! Beeilen Sie sich!«

Mrs. Pollifax zündete das letzte Streichholz, wartete, bis die

letzte zerknüllte Zeitungsseite Feuer fing, dann griff sie nach ihrer Umhängetasche.

»Emily? Bonchoo?« Cyrus wartete bereits.

»Darum braucht man mich nicht zu bitten«, erklärte Bonchoo und rannte mit Mrs. Pollifax zu Cyrus, der sich umdrehte und sie schnellen Schrittes den Hang hoch führte. Oben angelangt, blieben sie einen Moment stehen, um zu verschnaufen und zurückzublicken. Mornajay, eine einsame Gestalt, saß mitten im Lager, den Revolver in der Hand, den Rucksack auf dem Schoß. Hinter ihm stieg träge Rauch von dem getrockneten Opium auf und er war kaum noch erkennbar. Doch dann züngelte eine Flamme hoch, eine zweite tat es ihr gleich.. »Ein seltsamer Mann«, sagte Bonchoo. »Ein bißchen verrückt, glaube ich, und *sehr* unfreundlich. Aber - wir sind heute nicht gestorben, *Koon* Emily - und wir kehren obendrein mit Ihrem *Sahmee* zurück!«

Etwa achtzehn Stunden später, am Sonntagnachmittag, humpelten Cyrus, Mrs. Pollifax und Bonchoo arg mitgenommen und erschöpft auf den Flughafen von Chiang Rai. Es war Bonchoo gewesen, der sie nach Tha Ton geführt hatte; Bonchoo, der etwas zu essen und eine Übernachtungsmöglichkeit für sie gefunden hatte; und Bonchoo, der mit dem Besitzer eines langschwänzigen Bootes mit einem alten V-8-Motor verhandelt hatte. Es brachte ihnen - *als ob wir nicht schon genug Aufregung gehabt hätten!* dachte Mrs. Pollifax - am nächsten Morgen eine sechsstündige Gewaltfahrt flußab ein, über Stromschnellen, vorbei an bedrohlichen Felsbrocken und durch eine enge Schlucht, ehe sie endlich Chiang Rai erreichten.

Es war auch Bonchoo, der darauf beharrte, sie zum Flugzeug nach Bangkok zu begleiten.

»Aber Sie versäumen Ihren Bus nach Chiang Säen!« sagte Mrs. Pollifax erneut, als Cyrus sie kurz allein ließ, um ihre Tickets zu kaufen.

»Ich würde Sie viel lieber zum Erholen in mein Dorf einladen«, sagte Bonchoo. »Aber ich fürchte, Sie würden dort nicht viel zum Ausruhen kommen. Deshalb bringe ich Sie, wie ein guter Fremdenführer, zum Flugzeug.«

Cyrus, der in diesem Augenblick zurückkam und die letzten Worte gehört hatte, lachte. »Sie meinen, wir kämen nicht zum Ausruhen wegen Charoon, Praphas, Pote, Amporn und Panngham?«

»Sie haben aber ein gutes Gedächtnis!« staunte Bonchoo und lächelte zu ihm hoch. »Oh, sie würden sich alle schrecklich über Sie freuen, doch es ist nicht wie in einem Hotel, und Sie sind beide...«

»Nicht mehr die Jüngsten?« meinte Cyrus mit einem

verschmitzten Zwinkern.

»... *sehr* müde!« beendete Bonchoo seinen Satz mit tadelndem Blick.

»Wie wär's mit einer Gutschrift?« erkundigte sich Mrs. Pollifax.

»Gutschrift?« echote Bonchoo verwirrt.

»Sie meint, ob wir Sie nicht später besuchen dürften, nachdem wir uns erholt haben«, erklärte Cyrus. »Ehe wir nach Hause zurückfliegen. Was hältst du davon, Emily?«

»Oh, das wäre schön!« freute sie sich. »Sie wiederzusehen, Bonchoo, und Ihre Familie kennenzulernen...«

Bonchoo strahlte. »Dann heißt es also nicht Lebewohl, *Koon* Emily!«

»Nein, sondern auf Wiedersehen! Oh -- Bonchoo...«

Sie langte in ihre Tasche und brachte das Buddhatäfelchen zum Vorschein. »Ruamsak mag vielleicht tot sein«, sagte sie ernst, »aber er hat die Informationen geliefert, ehe er - äh - ermordet wurde. Und das sollte Ihnen, Ruamsak - für geleistete Dienste übergeben werden.« Er streckte die Hand danach aus. »Ein hübsches Amulett! Ich danke Ihnen.«

»Kein Amulett«, berichtigte Cyrus. »Sag es ihm, meine Liebe.«

»Genau wie Ihr *Phyot-Armreif* ist es eine Tarnung«, erklärte sie ihm eifrig. »Es ist ein Goldbarren.«

»*Gold?*« Er riß den Mund auf. »G-gold?« stammelte er nun und seine Augen glänzten. »*Yai!* Jetzt kann ich meiner Frau endlich eine Nähmaschine kaufen. Und ich - vielleicht kann ich mir nun einen Laden in Chiang Säen leisten und brauche nicht mehr Teakholz zu schmuggeln!« Er strahlte sie glücklich an. »Es ist eine Welt voller Wunder, nicht wahr? Voll Pfä'-Geister und sonstige Geister und *Nagas*, die um uns waren! Und wer hätte gedacht, wir würden es überleben und wir würden am



Flughafen von Chiang Rai stehen können? Sie haben gute Geister, die Sie beschützen!«

»Meinen Sie?« fragte Cyrus amüsiert.

»O ja! Und wir haben ganz besonders großes Glück, denn wir haben Wen Sa gesehen und sind nicht gestorben!«

»Eine Geschichte, die Sie in Ihrem Dorf erzählen werden?« fragte Mrs. Pollifax lächelnd.

»Mit vielen Ausschmückungen!« versicherte er ihr gemessen. »Ein riesiger *Farang*, der Sardinendosen herumträgt, befreit von den Bösen durch eine Zauberin, die gewiß selbst ein Geist ist...«

»So werden Sie die Geschichte erzählen?«

»Natürlich!« Er grinste.

Sie lächelte ihn an. Plötzlich erinnerte sie sich an ihren ersten Eindruck, an ihr Mißtrauen und ihre Zweifel, und wie geduldig er ihr gegenüber gewesen war und wie verlässlich. Verschiedene Bilder zogen an ihrem inneren Auge vorbei: Bonchoo, wie er im Akha-Dorf entspannt eine *Zigarre* rauchte; Apha, die glücklich auf einen Lippenstift, einen Taschenspiegel und einen Satz Sicherheitsnadeln blickte; ein empörter Amerikaner, den man für Cyrus gehalten hatte. Sie dachte an Oberst Lu; an Mornajays ungewöhnliche Bergwanderung; vor allem aber dachte sie an einen Tempel im Dschungel mit drei verträumten Buddhas und einem heiligen Mann. »Dann also auf ein baldiges Wiedersehen«, sagte sie, und zu ihrem Staunen umarmte Bonchoo sie.

»Ja, kommen Sie bald! Aber jetzt auf nach Bangkok.«

»Um zu schlafen.« Sie nickte.

»Mindestens zwei Tage lang«, fügte Cyrus lächelnd hinzu. Und dann gingen sie hinaus auf die Rollbahn, wo das Flugzeug bereits wartete.

Aber Mrs. Pollifax beabsichtigte nicht, am nächsten Tag lange zu schlafen, denn sie hatte noch etwas Wichtiges vor. So

erwachte sie am nächsten Morgen, wieder im Oriental, schon um sieben Uhr. Eine Weile blieb sie ruhig liegen und genoß das Wunder, daß Cyrus neben ihr schlief. Vorsichtshalber drehte sie den Kopf - ja, er war da! Leibhaftig! Behutsam, um ihn ja nicht zu wecken, glitt sie aus dem Bett. Sie schaute aus dem Fenster auf den Strom. Irgendwo da unten lag die Terrasse, und während sie sich ankleidete, dachte sie an den Tag vor einer Ewigkeit, als sie sich eingebildet hatte, in ein paar Stunden zurück zu sein und wieder die Boote und Ausflugsschiffe auf dem Fluß beobachten zu können. Nun waren sie zurück, allerdings fünf Tage später und um einiges klüger. Doch die Hauptsache war, *daß sie* hier waren.

*Wie seltsam das Leben sein kann*, dachte sie. Sie nahm den Reiseführer aus Cyrus' Koffer und setzte sich. Sie studierte das Register und schlug schließlich eine bestimmte Seite auf. Wie sie feststellte, hatte sie eine Auswahl, doch sie notierte sich nur eine der Adressen: Die am leichtesten erreichbare. Dann schrieb sie einen Zettel für Cyrus: *BIN BALD ZURÜCK*, und lehnte ihn auf die Kommode an der Wand, dann stahl sie sich auf Zehenspitzen aus dem Zimmer.

Als sie aus dem Fahrstuhl stieg, bog sie nicht nach rechts zur Terrasse, sondern trat durch die Glastür zum Taxistand. Der elegant livrierte Portier rief einen Wagen für sie herbei. Sie nannte die Adresse - Wireless Road 95 - und ersuchte den Portier, den Chauffeur anzuweisen, dort auf sie zu warten.

Die Fahrt dauerte nicht lange. Am Ziel angekommen, betrat sie das Grundstück der U.S.-Botschaft, wo der Duft von Blumen und frisch gemähtem Gras sie begrüßte. Sie blieb kurz stehen, um Jasmin und Bougainvilleen zu bewundern, doch vor sich sah sie bereits, weshalb sie hierhergekommen war, so eilte sie ungeduldig darauf zu. Es handelte sich um eine Bronzestatue nahe dem Weg, die von einem Beet mit bunten Blumen umgeben war. Als sie näherkam, schien dieses Standbild auf sie herabzublicken; *wie die drei Buddhas*, dachte sie. Als sie sie

erreichte, las sie auf der Gedenktafel, daß diese Statue zu Ehren John Lloyd Matthews errichtet war und ihn darstellte. Jetzt erst schaute sie zum Gesicht hoch. *Bronze ist so ganz anders als ein lebender Mensch*, dachte sie. Mehrere Minuten betrachtete sie das Gesicht zweifelnd, denn der Künstler hatte die Figur in die Ferne schauen lassen und sie wirkte steif und förmlich. Die Züge waren vage ähnlich, aber der Kopf des Bronzemannes war nicht kahlgeschoren, und das mochte viel ausmachen. Immer noch zweifelnd trat sie um einen Rosenstrauch herum und betrachtete die Statue von der Seite. Unwillkürlich holte sie Luft, als sie das Profil sah. Sie fühlte sich zurückversetzt zu dem Außengang eines zerfallenen Tempels in den Bergen, wo sie dieses Profil zuletzt gesehen hatte. Ruhig und friedlichheit in tiefer Meditation hatte es sich vom mond hellen Nachthimmel abgehoben. Nun bestand kein Zweifel mehr, wer der Acharya war. *Wie seltsam*, dachte sie, *und doch - und doch - wie gut und richtig!*

Vage wurde ihr bewußt, daß ein Herr ganz in der Nähe stehengeblieben war und sowohl die Statue wie sie anschaute. Als er jetzt etwas sagte, drehte sie sich zu ihm um. Es war ein junger Mann mit einem Diplomatenkoffer, und wahrscheinlich auf dem Weg zur Botschaft. Er blickte die Statue hoch und sagte: »Er war ein großer Mann, dieser John Lloyd Matthews.«

»Ja. Kannten Sie ihn?«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Leider wurde ich zu spät hierher versetzt, als daß ich ihn noch hätte kennenlernen können. Aber ich sah ihn - ein einziges Mal - im Vorübergehen, ein paar Tage, ehe er nach Chiang Mai fuhr, wo er verschwand.« Er schauderte. »Wenn er ermordet wurde, hoffe ich, daß er einen schnellen Tod hatte.«

Mrs. Pollifax mußte unwillkürlich lächeln. »Ich bin sicher, daß er alles Weltliche schnell verlassen hat - sehr schnell!«

»Sehr bedauerlich das Ganze«, fuhr der junge Mann fort, ohne

wirklich auf ihre Worte zu achten. »Ein schwerer Verlust, wissen Sie? Er hat in Thailand so viel zum Guten verändert.«

»Vielleicht hat Thailand auch vieles in ihm verändert«, sagte sie weich. »Zum Guten«, fügte sie mit einem Lächeln hinzu. Mit einem höflichen Nicken wandte sie dem jungen Mann den Rücken zu und kehrte zum Taxi zurück. Sie konnte es nicht erwarten, Cyrus von ihrer Entdeckung zu erzählen: daß zu den Menschen, denen sie ihr Leben verdankten, sein alter Freund Joker Matthews gehörte!

Am Mittwochmorgen sagte Carstairs zu Bishop: »Übrigens, Mornajay ist zurück - in seinem Büro.«

Vor Überraschung ließ Bishop die Kinnlade fallen. »Was - kein Skandal, keine Untersuchung, keine vorzeitige Pensionierung? Ich muß schon sagen, das ist sehr mysteriös!«

»Nun, dies *ist* der CIA, das Zuhause von Geheimnissen, Heimlichkeiten und Verschleierungen, et cetera, et cetera. Ich habe gehört, daß er entsetzlich aussieht, offenbar war er sehr krank.«

»Sind Sie denn nicht neugierig?« fragte Bishop.

Carstairs griff lächelnd nach seiner Tasse und lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Bishop, ich bin *sehr* neugierig«, gestand er. »Ich möchte *sehr* gern wissen, was Mornajay gemacht hat, wo er gewesen ist und warum er Jacoby getötet hat - ich bin sicher, daß er es war... Ebenso möchte ich schrecklich gern wissen, warum Mrs. Pollifax bei ihrem Anruf eine so ausweichende Antwort gab, als ich fragte, wo, zum Teufel, sie und Cyrus fünf Tage gesteckt haben. Doch da sie sich jetzt auf einer Tempelbesichtigungstour befinden und nicht erreichbar sind und da uns Mornajay wiedergegeben ist, bleibt uns nichts übrig, als das Ganze philosophisch zu sehen... Gut ist, daß der Staatsstreich in Bangkok mißglückt ist; daß Mrs. Pollifax und Cyrus in Sicherheit sind; daß das Beweismittel gegen Lueng

unterwegs zu uns ist; daß Mornajay wieder an seinem Schreibtisch sitzt; und daß alle - Gott sei Dank - wieder sind, wo sie sein sollen.«

»Amen!« sagte Bishop. »Ich nehme an, wir können jetzt aufhören, uns um Thailand zu kümmern, nachdem es uns eine ganze verdammte Woche in Atem gehalten hat.«

»Es gehört nun wieder dem DEA«, sagte Carstairs zufrieden. »Er hat übrigens am vergangenen Wochenende eine Razzia in Nordthailand gemacht und vierhundert Kilo getrocknetes Opium verbrannt!«

Bishop schmunzelte. »Vielleicht war Mrs. Pollifax dort - vielleicht war sie es, die das Opium angezündet hat?«

»Also wirklich, Bishop!« sagte Carstairs kopfschüttelnd. »Ihre Phantasie kennt keine Grenzen! Zügeln Sie sie und setzen Sie sich wieder über die Berichte aus dem Sudan, ja?«

»Jawohl, Sir.« Bishop kehrte in sein Büro zurück und machte sich an die Arbeit.